Johann Heinrich Helmuths

Herzogl. Braunschweig-Lüneburg. Superintendentens, Predigers in der Landstadt Calvörde und der herzogl. Deutschen Gesellschaft zu Helmstädt Ehrenmitgliedes

Volksnaturgeschichte.

Ein

Lesebuch

für die Freunde der Volksnaturlehre.

Erster Band

Beschreibung der Säugthiere.

Mit 89 illuminirten Abbildungen.

Difficile est communia proprie dicere.
HOR.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1797.

Der

Durchlauchtigsten Erbprinzessinn

Friederike Louise

von Braunschweig

unterthänigst gewidmet.

Durchlauchtigste Erbprinzessinn,

Gnädigste Frau.

Ew. Durchl. erlauben mir gnädigst, Höchstdenenselben eine Volksschrift unterthänigst zu widmen, in welcher ich mich bestrebt habe, gemeinnützige Kenntnisse aus der Naturgeschichte unter meine Mitmenschen zu verbreiten, und jene vorzüglich demjenigen Theile meiner Mitbürger, dem eine richtige Einsicht in die Natur am meh-

resten mangelt, und dem sie doch am nützlichsten werden könnte, auf eine unterhaltende Weise mitzutheilen.

Die Liebe, welche Ew. Durchl. zu den Wissenschaften überhaupt, und besonders zu solchen Schriften zeigen, in welchen die Naturproducte beschrieben, und der segensreiche Einfluß derselben auf die Menschheit dargethan wird, flößt mir die schmeichelhafte Hoffnung ein, daß Ew. Durchl. meine Kühnheit huldreichst aufnehmen werden.

Ich suche, gnädigste Erbprinzessinn, dadurch zugleich die größte Verehrung öffentlich an den Tag zu legen, von der mein ganzes Herz auf das lebhafteste durchdrungen ist, da

Ew. Durchl. Dero Hand einem Prinzen gereicht haben, der von seinem Durchlauchtigsten Herrn Vater die Kunst gelernt hat, Menschenwohl und Menschenglück zu befördern.

Es wird daher für mich die größte Belohnung meiner Arbeit seyn, wenn meine Schrift das Glück hat, Ew. Durchl. hohen Beyfalls nicht unwerth gefunden zu werden.

Der Gott, der überall in der Natur und in der Menschheit, im kleinen, wie im großen, nach dem Plane seiner Güte und Weisheit regiert, erhalte das Leben Ew. Durchl. zu Braunschweigs Wohl unter unveränderlicher hoher Glückseligkeit bis auf die höchsten Stufen des menschlichen Alters.

Mit den Empfindungen dieser innigsten Wünsche, die aus der Fülle eines gerührten Herzens fließen, empfehle ich mich Dero fortdauernden Gnade, und verbleibe lebenslang mit der tiefsten Ehrerbietung

Ew. Durchl.

Calvörde
den 18ten Aprill
1797.

unterthänigsteru nd treugehorsamster Knecht
Johann Heinrich Helmuth.

Vorrede.

Die Veranlassung zu der Herausgabe dieser Schrift hat mir der jüngere Herr Fleischer, Buchhändler zu Leipzig vor ¾ Jahren gegeben. Dieser Mann ersuchte mich damals um die Verfertigung einer Volksnaturgeschichte, die sowohl in Schulen, als auch zur Selbstbelehrung gebraucht werden könnte, und die aus den drey Reichen der Natur vorzüglich dasjenige enthielte, was Nutzen für den Menschen und Bezug auf die Technologie hätte; darin demnach gezeigt würde, wozu die Naturproducte dienten, mit Bemerkung der Oerter, wo sie zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Menschen verarbeitet würden, ohne darauf zu sehen, wie die Professionisten dergleichem Arbeit verrichteten. Herr Fleischer versprach auch, was das äußerliche eines solchen Buchs beträfe, alle Gegenstände, die darin abgehandelt würden, und vorzustellen wären, nach guten Zeichnungen sehr sauber in Holz schneiden, und in den Text gleich mit eindrucken zu lassen, auch für weißes Papier und guten Druck zu sorgen, um dadurch zugleich dem Volke seine Achtung zu beweisen.

So lobenswürdig auch immer sein Wunsch war: so konnte ich mich doch Anfangs nicht gleich zur Erfüllung desselben entschließen. Ich befürchtete, daß meine Schrift als überflüssig möchte angesehn werden, weil bereits sehr ansehnliche und gelehrte Männer über die Naturgeschichte vortreffliche Schriften geliefert, und solche zum Unterrichte in den Schulen abgefaßt hätten. Der Schwierigkeiten nicht zu gedenken, die mit der Ausarbeitung einer solchen Volksschrift unzertrennlich verbunden, mir vorschwebten — —

Als ich inzwischen überlegte, daß jene gelehrten Männer auf den ökonomischen und technologischen Nutzen der Naturproducte entweder gar keine Rücksicht genommen, oder die Technologie in einem besondern Buche vorgetragen hätten, daß sie ein solches Verzeichniß der Naturkörper geliefert, welches für Bürger und Landleute zu weitläuftig sey, daß wegen dieser Weitläuftigkeit die über die Naturgeschichte vorhandenen Bücher zu theuer wären, zumal wenn die dazu gelieferten Kupferstiche besonders gekauft werden müßten, und folglich das Volk durch solchen theuren Preis abgeschreckt würde, dergleichen Schriften sich anzuschaffen: so wurde ich durch diese Betrachtung bewogen, den Wunsch des Herrn Buchhändlers Fleischer zu erfüllen, und eine seiner Absicht entsprechende Naturgeschichte für das Volk zu schreiben.

Der Plan meines Buches ist also, das Vornehmste aus den drey Naturreichen auszuheben, die unentbehrlichen und sonst sehr merkwürdigen Naturproducte deutlich zu beschreiben, von dem Nutzen derselben die Leser zu unterrichten, und sie zugleich mit den Werkstätten bekannt zu machen, in welchen die Naturproducte zu Kunstproducten verarbeitet werden —

Nach diesem angenommenen Plane habe ich daher bey seiner Ausführung den ökonomischen und technologischen Gebrauch der Naturkörper in ihrer Beschreibung mit angeführt, und bisweilen, um das Trockene zu vermeiden, einige historische Umstände erwähnt, die mir merkwürdig zu seyn schienen. Auch ist von mir das höchstnöthige aus der Teleologie beygebracht worden, um die Leser zu belehren, daß auch diejenigen Thiere, die ihnen gering und schlecht zu seyn scheinen, und die sie wohl gar für überflüssig und schädlich halten, dennoch ihren Nutzen haben und von Gott zu gewissen Absichten bestimmt sind; daß der Vortheil, der aus solchen Thieren in der großen Haushaltung der Natur entstehet, den Schaden weit überwiege, den sie etwa für den Menschen haben könnten, und daß man daher kein Geschöpf verachten, und als bloß lästig und schädlich betrachten; sondern sich vielmehr bemühen müsse, den Werth eines jeden kennen zu lernen. Durch dergleichen Vorstellungen wollte ich meine Leser zur Erkenntniß zur Zweckmäßigkeit der Natur in allen ihren Theilen führen, und ihnen

Gelegenheit geben, dabey die Güte und Weisheit des Schöpfers zu erkennen und zu bewundern.

Von dieser Volksschrift übergebe ich nun hiermit dem Publico den ersten Band, welcher die Beschreibung der Säugthiere in sich faßt. Es war nach der ersten Anlage die Absicht, die Beschreibungen der Vögel und Fische in demselben mit abzudrucken. Da sich aber unter der Feder die Menge der Sachen vermehrte, die ich meinen Lesern gern mittheilen wollte, und auch schon zu den Säugthieren sehr viele Holzschnitte geliefert werden mußten: so konnten die Holzschneider auf die bevorstehende Jubilate Messe mit den Holzschnitten zur Beschreibung der Vögel und Fische unmöglich fertig werden. Inzwischen wird die Arbeit ununterbrochen fortgesetzt, damit in jeder Messe ein Band gewiß erscheinen kann.

Was den gegenwärtigen anbetrifft: so sehe ich mich genöthiget, über denselben noch ein paar Anmerkungen diesem Vorberichte hinzu zu fügen. Den Anfang von der Naturgeschichte der Säugthiere habe ich mit der Beschreibung des Menschen gemacht. Hieran wird vermuthlich Niemand einen Anstoß nehmen; sondern es vielmehr ein jeder billigen, welcher bedenket, daß der Mensch, ob er gleich eine vernünftige und unsterbliche Seele hat, dennoch aus der Klasse der Säugthiere unmöglich kann ausgeschlossen werden. Da ich aber zugleich den innerlichen Körperbau desselben beschrieben, sei-

ne Entstehung im Mutterleibe, seinen Wachsthum und seine Erhaltung zu erklären gesucht, deßgleichen auch manches über die Bildung seiner Sinnenwerkzeuge vorgetragen habe: so könnte man mir den Vorwurf machen, daß eine solche Beschreibung in kein Volksbuch gehöre. Um nun diesen Vorwurf von mir abzulehnen: so glaube ich, daß man gegründete Ursachen habe, dem Bürger und Landmann Anleitung zu geben, wodurch er zu einiger Kenntniß seines Körpers gelangen kann. Unter andern will ich nur folgenden Umstand anführen. Die meisten unter diesen Leuten haben noch immer die üble Gewohnheit, daß sie bey entstehenden Krankheiten ihre Zuflucht zu Scharfrichtern, Kuhhirten und den so genannten klugen Frauen nehmen. Sie bilden sich ein, daß diese Leute geheimnißvolle Mittel wüßten, die Krankheiten zu kuriren. Durch dieses Vorurtheil werden aber viele Kranke dem Tode aufgeopfert, die gleichwohl hätten gerettet werden können, wenn sie von solchen unwissenden Leuten sich hätten keine Arzeneymittel geben lassen. Von diesem schädlichen Vorurtheile wird man sie aber schwerlich befreyen können, so lange sie von dem zweckmäßig zusammen gesetzten Bau ihres Körpers keine Kenntniß haben. Lernen sie aber diesen kennen: so werden sie die Fesseln des Aberglaubens von selbst abwerfen, und eine so künstliche und bewunderungswürdige Maschine keinem After-Arzte anvertrauen, der von ihrem innern Bau nichts verstehet. Aus dieser Ursache habe ich gesucht, meine Leser mit der innern Bildung ihres Körpers be-

kannt zu machen, und ich hoffe, daß man in dieser Hinsicht meine gute Absicht nicht tadeln werde.

Die Schriftsteller, die ich bey der Ausarbeitung dieses ersten Bandes von meiner Volksnaturgeschichte benutzt habe, sind vornehmlich Schreber, Funk und Leske. Diesem letztern bin ich vorzüglich in seiner guten systematischen Ordnung, einige Veränderungen ausgenommen, gefolgt, und habe daher von jedem Geschlechte der Säugthiere und von den darunter begriffenen Arten die charakteristischen Kennzeichen angegeben.

Uebrigens wünsche ich nichts mehr, als daß auch diese Schrift so fleißig möge gelesen werden, als meine andern Volksschriften bisher sind gelesen worden. Alsdann wird mich die Arbeit nicht gereuen, die ich auf ihre Verfertigung verwandt habe.

Calvörde
den 19ten Aprill
1797.

J. H. Helmuth.

Inhalt.

Einleitung in die Volksnaturgeschichte S. 1
Erster Theil. Von dem Thierreiche 14
Erste Klasse. Von den Säugthieren 17
Erste Ordnung. Von den Landthieren 25
Das Menschengeschlecht 25
Das Affengeschlecht 52
Der Orangoutang oder der Waldmensch 57
Der langarmige Affe 62
Der gemeine Affe 63
Der Choras 65
Die Meerkatze 66
Der vierfingerige Affe 67
Der Sagoin 69
Das Geschlecht der Makis 70
Das Faulthiergeschlecht 71
Der Ai 72
Das Ameisenfressergeschlecht 73
Der große Ameisenfresser 74
Das Schuppenthiergeschlecht 75
Das Geschlecht der Gürtelthiere 76
Das Elephantengeschlecht. Der Elephant 77
Das Geschlecht der Nashörner 87
Das Nashorn, oder der Rhinoceros 88
Das Geschlecht der Kameele 92
Das gemeine Kameel 93
Das Trampelthier 96
Die Kameelziege 97
Das Schafkameel 99
Das Hirschgeschlecht 100
Der gemeine Hirsch 101
Der Danhirsch oder Dänische Hirsch 104
Das Reh 106
Das Rennthier 107
Das Elen oder Elentthier 110
Das Kameelparder 114
Das Geschlecht der Bisamthiere 115
Das Tatarische Bisamthier 116

Das Ziegengeschlecht S. 117
Der Ziegenbock 118
Der Steinbock 122
Der Angorische Bock 123
Das Geschlecht der Antilopen 125
Die Gemse 126
Der Bezoarbock 128
Das Schafgeschlecht 129
Das gemeine Schaf 130
Das Stiergeschlecht 140
Der Stier 142
Der Büffel 159
Der Bison 162
Das Pferdegeschlecht. Das Pferd 163
Der Esel 169
Das Zebrapferd 172
Das Schweinegeschlecht 172
Das gemeine Schwein 173
Das Bisamschwein 179
Der Hirscheber 179
Das Geschlecht der Hunde 180
Der gemeine Hund 181
Der Wolf 191
Der Fuchs 194
Die Hyäne 197
Das Katzengeschlecht 199
Die Hauskatze 200
Die Angorische Katze 205
Der Löwe 206
Der Tiger 209
Der Panter 210
Der Leopard 211
Der Luchs 212
Das Bärengeschlecht 213
Der Landbär 215
Der Eisbär 218
Der Dachs 220
Der Schupp 223
Der Vielfraß 224
Das Geschlecht der Beutelthiere 226
Das Marsupial 228

Der Opossum . . . S. 229
Die Buschratze . . . 230
Das Igelgeschlecht . . . 231
Der gemeine Igel . . . 232
Der langöhrige Igel . . . 233
Das Geschlecht der Stachelthiere . . . 233
Das Stachelschwein . . . 234
Der Kuandu . . . 236
Das Caviengeschlecht. Das Meerschweinchen . . . 237
Das Geschlecht der Hasen. Der gemeine Hase . . . 240
Das Kaninchen . . . 242
Das Angorische Kaninchen . . . 243
Das Mardergeschlecht . . . 244
Der Steinmarder . . . 245
Der Baummarder . . . 247
Der Zobel . . . 248
Der Iltis . . . 250
Das große Wiesel . . . 252
Das kleine Wiesel . . . 253
Das Stinkthiergeschlecht . . . 254
Die Zibethkatze . . . 255
Der Ichneumon . . . 257
Der Stunk . . . 258
Das Geschlecht der Eichhörnchen. . . . 259
Das gemeine Eichhorn . . . 260
Das fliegende Eichhorn . . . 263
Das Geschlecht der Fledermäuse . . . 264
Die gemeine Fledermaus . . . 265
Der Blutsauger . . . 266
Das Geschlecht der Spitzmäuse . . . 267
Die gemeine Spitzmaus . . . 267
Das Hamstergeschlecht. Der gemeine Hamster . . . 269
Die Ziefelmaus . . . 272
Das Murmelthier . . . 273
Das Geschlecht der Maulwürfe . . . 275
Der gemeine Maulwurf . . . 276
Der Goldmaulwurf . . . 278
Das Geschlecht der Springer oder der Erdhasen . . . 279
Der Asiatische Erdhase . . . 280
Das Geschlecht der Mäuse . . . 281
Die Hausratze . . . 282

Die Wanderratze S. 285
Der Ondathra oder die Zibethratze 286
Die Wassermaus oder Wasserratze 289
Die Hausmaus 291
Die Zibethmaus 291
Die Blindmaus 292
Das Slepezgeschlecht 295
Der große Slepez 296
Das Geschlecht der Schläfer 296
Der Billich, Siebenschläfer oder die Rellmaus. 297
Der Haselschläfer oder die kleine Haselmaus 299
Zweyte Ordnung. Von den Wassersäugthieren 301
Das Geschlecht der Walfische 302
Der gemeine Walfisch 303
Das Narwalgeschlecht. Der Narwal 308
Das Kachelottgeschlecht 309
Der Pottfisch 310
Der Mastfisch 312
Das Geschlecht der Delphine. Das Meerschwein 313
Der Nordkaper 314
Dritte Ordnung. Von den Säugthieren, die im Wasser und auf dem Lande leben.
Das Geschlecht der Wallrosse 315
Das gemeine Wallroß 316
Der Manati oder die Seekuh 318
Das Robbengeschlecht 320
Der gemeine Seehund 323
Der Seebär 325
Der glatte Seelöwe 328
Der zottige Seelöwe 329
Das Ottergeschlecht 331
Der gemeine Fischotter 332
Der Meerotter 334
Das Bibergeschlecht 335
Der Biber 336
Das Tapirgeschlecht 343
Der Tapir 344
Das Geschlecht der Fluß- oder Nilpferde 345
Das Flußpferd 346

Einleitung
in die
Volksnaturgeschichte.

§. 1.
Was die Naturgeschichte sey.

Die Naturgeschichte ist überhaupt eine Beschreibung von den Körpern, die zu unserer Erde gehören. Sie enthält, wenn sie ausführlich soll vorgetragen werden, eine sehr weitläuftige Geschichte. Man pflegt darin von den Eigenschaften, dem Entstehen, den Absichten und der Fortdauer der Körper zu handeln, auch den Nutzen und Schaden anzuzeigen, den die Menschen davon haben.

§. 2.
Was Naturkörper sey.

Naturkörper nennt man diejenigen, die von der Natur ohne alle menschliche Kunst aus einfachen Bestandtheilen sind zusammengesetzt worden. Diese einfachen Bestandtheile sind Wasser, Erde, Luft und Feuer. (ein brennbares Wesen, Phlogiston.) Denn die Scheidekunst belehret uns, daß ein jeder natürlicher Körper in diese einfachen Bestandtheile aufgelöset werden

kann. Daraus sind alle Stein- und Erdarten, wie auch die Pflanzen und Thiere zusammengesetzt.

In dem Verhältnisse, nach welchem diese Elemente mit einander verbunden sind, liegt der Grund, daß einige Theile der natürlichen Körper flüssig, und andere feste sind, daß die Thiere Fleisch und Knochen an sich haben. — Wie aber die Mannigfaltigkeit der Naturkörper aus der verschiedenen Mischung und Zusammensetzung dieser vier Bestandtheile entstehe, wie die Natur in ihrer Werkstätte dadurch Steine, Pflanzen und thierische Körper bilde, das ist für uns zu hoch und zu wunderbar, das können wir nicht begreifen. Denn

ins Innre der Natur, dringt kein erschaffner Geist.

Wir haben aber auch nicht nöthig, uns auf die Erklärung der geheimnißvollen Entstehungsart der Körper einzulassen, indem wir es hier nur vorzüglich mit der Beschreibung ihrer äußerlichen Bildung und Gestalt zu thun haben.

Die natürlichen Körper pflegt man auch Naturalien und Naturproducte zu nennen. Wenn diese von der Geschicklichkeit der Menschen so bearbeitet werden, daß dadurch nicht nur ihren Bedürfnissen abgeholfen; sondern auch ihre Bequemlichkeit und ihr Vergnügen befördert wird: so heißen sie alsdenn Kunstproducte. Die merkwürdigen Werkstätte, in welchen dergleichen Bearbeitung mit großen Kosten vorgenommen und betrieben wird, nennt man Fabriken und Manufacturen. Eine Fabrike bedeutet eigentlich solche

Anstalten, welche zur Gewinnung roher Producte angelegt und eingerichtet sind. Eine Manufactur aber zeigt eine Anstalt an, wodurch jene durch die Fabriken gewonnenen Producte zu den Lebensbedürfnissen und zum bequemen Gebrauch zubereitet werden. Beyde Wörter werden anjetzt häufig mit einander verwechselt, und der Gebrauch hat sie schon da eingeführt, wo sie eigentlich nicht hin gehören. Unter dem Worte Fabrik stellt man sich gewöhnlich große Anlagen vor, und daher will gern jeder Manufacturist, Fabrikant seyn. Man spricht daher von Barchent- Tuch- und Strumpffabriken, welche doch eigentlich nur Manufacturen sind. Wir werden uns in der Folge so viel möglich dieser ausländischen Wörter enthalten und dafür Deutsche gebrauchen. — Diejenigen Leute, welche die Kunstproducte verfertigen, um den Bedürfnissen abzuhelfen und die Bequemlichkeit des Lebens zu befördern, werden Handwerker genannt. So sind also Drechsler, Tischer, Lohgärber, Weißgärber und Hutmacher, Handwerker (Professionisten). Werden aber die Naturproducte zum Vergnügen der Menschen bearbeitet: so heißen solche geschickte Leute Künstler. Z. E. Mahler, Bildhauer und Uhrmacher.

§. 3.

Unterschied der natürlichen Körper.

Sind die Körper in ihren einfachen Bestandtheilen so zusammengesetzt und verbunden, daß sie zu ihrer Vergrößerung keine besondern Werkzeuge (Organe) gebrau-

chen, so heißen sie unorganisirte oder lebloſe und todte Körper. Z. E. Steine, Metalle und Salze. Dieſe entſtehen und vergrößern ſich bloß durch Anhäufung gleichartiger Theile von außen, ohne daß in ihnen eine gewiſſe Bewegung der Säfte vorgehet. Wenn ſich aber in ihren feſten Theilen flüſſige bewegen, worzu ſie Organe oder Werkzeuge nöthig haben: ſo heißen ſie organiſirte, organiſche oder lebendige Körper. Dieſe theilt man in Pflanzen und Thiere. Sind die Körper ſo zuſammengeſetzt, daß in ihnen eine gewiſſe Bewegung der Säfte Statt findet, wodurch ſie wachſen und leben, ohne eine Seele zu haben, die empfindet: ſo nennt man ſie Pflanzen oder Gewächſe. Körper aber, die nicht nur leben; ſondern auch mit einer Seele verbunden ſind, die empfindet und ihren Körper willkührlich bewegt, werden Thiere genannt.

§. 4.

Die Wirklichkeit dieſer Körper auf der Erde.

Dergleichen Körper werden nun wirklich auf der Erdkugel, die wir bewohnen, in einer unzählbaren Menge angetroffen. Betrachten wir mit einem forſchenden Blikke die auf ihrer Oberfläche befindlichen Geſchöpfe, und unterſuchen die Dinge, die aus der Erde gegraben und an das Licht gebracht worden: ſo bemerken wir eine unzählige Mannigfaltigkeit von Körpern. Einige werden durch Anhäufung gleichartiger Theile von außen nach und nach größer. In ihnen iſt kein Umlauf von Säf-

ten vorhanden, wodurch sie nach und nach wachsen könnten. Sie sind todt — Und diese nennt man Mineralien. Sie pflanzen sich nicht fort. Sie nähren sich nicht. Sie wachsen nicht. Sie sind leblos.

Wenden wir uns von diesen todten Körpern ab, und gehen in unserer Betrachtung weiter: so erblicken wir organisirte Körper. An diesen nimmt man wahr, daß sie leben, indem in ihren Röhren die Säfte, wodurch sie wachsen, sich bewegen. Diese Veränderung bemerken wir an allen Gewächsen. Sie haben einen organischen Körperbau. Sie pflanzen sich fort, sie nähren sich, sie wachsen, sie leben. Aber die Empfindung fehlt ihnen, denn diese ist eine Vorstellung von äußern Dingen, ein Gefühl von angenehmen und unangenehmen Gegenständen. Solche Vorstellungen, solche Gefühle haben aber die Pflanzen nicht. Die Blume kennt nicht die Schönheit ihrer Farben, und empfindet nicht den Geruch ihrer Blüthe. Der Baum, der sein Haupt stolz in die Luft empor hebt, siehet nicht die prächtige Höhe seines Wuchses, und genießet nicht die Früchte, die er trägt — Außerdem können die Pflanzen sich auch nicht von einem Orte zum andern willkührlich bewegen. Eine jede bleibt an dem Orte stehen, wo sie einmal eingewurzelt ist.

Steigen wir in unserer Betrachtung noch eine Stufe höher: so bemerken wir das Daseyn lebendiger und empfindender Geschöpfe. Diese haben, wie die Gewächse, einen organischen Körperbau. Aber sie unter-

scheiden sich von ihnen durch die Art sich zu nähren und vorzüglich durch die willkührliche Bewegung und durch die Empfindung. Und diese nennt man Thiere.

Die Pflanzen bekommen ihre Nahrung größten Theils von mineralischen Theilen. Die Thiere aber ernähren sich von Pflanzen und Thieren. Die Pflanzen bewegen sich nicht willkührlich; sondern bleiben da stehen, wo sie gewachsen sind, und ziehen durch ihre Wurzeln aus der Erde den Nahrungssaft an sich. Die Thiere aber bewegen sich von einem Orte zum andern. Die Pflanzen haben keine Empfindung; aber die Thiere zeichnen sich durch ihre Empfindung vor jenen vorzüglich aus.

§. 4.

Nähere Bestimmung dieses Unterschiedes.

Der Unterschied unter den natürlichen Körpern läßt sich also folgender Gestalt bestimmen.

1. Die Mineralien sind zusammengehäuft und unorganisirt. Sie wachsen nicht, und leben nicht.
2. Die Pflanzen sind organisirt. Sie wachsen und leben; aber sie haben keine Empfindung.
3. Die Thiere sind organisirt. Sie wachsen und leben nicht nur; sondern sie empfinden auch, und bewegen sich wirklich.

Sehet! dieß sind die drey Hauptgattungen, in welche sich alle natürliche Körper eintheilen lassen. Aus dieser Ursache nimmt man drey Reiche in der Natur an, wor-

zu alle Körper gerechnet werden können, die zu unserm Erdball gehören. Solche sind das Mineralreich, das Pflanzenreich und das Thierreich.

§. 6.

Unterschied der Naturgeschichte von der Naturlehre.

Die Naturgeschichte, welche die Körper in diesen drey Reichen beschreibt, ist von der Naturlehre sehr merklich unterschieden. Die Naturgeschichte lehrt uns die Körper kennen, sie in gewisse Ordnungen und Klassen eintheilen und sie dadurch von andern unterscheiden. Die Naturlehre aber handelt von der Beschaffenheit, den Kräften und Wirkungen der Körper. Die Naturgeschichte beschreibt uns die Gestalt und Bildung der Körper. Sie gleicht einem Gemählde, welches uns die Körper so vorstellt, wie sie unsern Augen erscheinen. Die Naturlehre aber erforschet die Ursachen von den natürlichen Begebenheiten, die sich in der Körperwelt ereignen. Die Naturgeschichte erstreckt sich bloß auf die Körper unsers Erdbodens. Von den Planeten, der Sonne und den übrigen Fixsternen können wir keine natürliche Geschichte schreiben. Denn Gott hat uns solche scharfe Augen nicht gegeben, daß wir die auf denselben befindlichen Körper wahrnehmen könnten. In der Naturgeschichte müssen wir uns also bloß auf die Körper unserer Erde einschränken. Die Naturlehre aber erstreckt sich viel weiter. Sie eröffnet uns eine bezaubernde Aus-

sicht in das ganze Weltgebäude. Sie zeigt uns den Zusammenhang, der sich unter den großen Weltkörpern in dem unermeßlichen Himmelsraume befindet, lehrt uns die Ursachen ihrer Bewegungen einsehen, ihre Größe berechnen, und die ungeheuern Entfernungen ausmessen, in welchen sie von einander abstehen. —

Inzwischen muß man nicht glauben, daß die Naturgeschichte durch diese Einschränkung in zu enge Grenzen eingeschlossen sey. Nein. Denn es giebt von den Körpern unserer Erde eine so unbeschreibliche Menge, daß kein Mensch im Stande ist, wenn er auch Jahrhunderte lebte, sie alle kennen zu lernen.

§. 7.

Nutzen der Naturgeschichte.

Die Naturgeschichte lehrt ihre Verehrer die Naturproducte nicht nur von der Seite ihres Nutzens, ihrer Schädlichkeit und Bestimmung kennen; sondern sie auch nach ihrer Beschaffenheit gebrauchen. Wer kann nun wohl daran zweifeln, daß diese Kenntnisse für jeden Menschen vortheilhaft seyen? Erstreckt sich nicht der Nutzen von den Thieren auf das ganze menschliche Geschlecht? Ist nicht das Thierreich eine sehr reiche Quelle, woraus sich der größte Segen auf alle Stände der Menschen ergießet? Sind nicht die verächtlichen Insekten selbst der Färberey unentbehrlich? Leisten nicht die Gewächse der Handelschaft die wichtigsten Vortheile? Des Nutzens anjetzt nicht zu gedenken, den die Menschen von Salz,

Schwefel, Bley, Eisen, Kupfer, Silber und Gold zu erwarten haben. Verdient also nicht derjenige allen Ruhm, der sich um eine genaue Kenntniß der Naturproducte bekümmert, da sie für die Republik von so allgemeinem Nutzen sind?

Die Kenntniß der Naturgeschichte ist auch mit einem großen Vergnügen verbunden. Sie befriediget nicht nur unsere Neubegierde über das Daseyn mancher Geschöpfe, die wir für unnütz und schädlich halten; sondern sie zeigt uns auch in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Kreaturen, in ihrer Gestalt, in der Bildung und Zusammensetzung ihrer Theile, so viel Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit, daß wir darüber in die größte Verwunderung gesetzt werden. Vergnügen wir uns nun, wenn wir Wahrheiten erkennen lernen, die uns zuvor unbekannt waren: so werden wir auch ein inniges Vergnügen empfinden, wenn wir die vielen Geschöpfe überschauen, die wir zuvor kaum unserer Aufmerksamkeit würdigten, da unser Verstand die Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit noch nicht erkannte, die sich unter ihnen befinden. Werden wir uns nicht freuen, wenn wir das Angenehme und Nützliche an den Naturproducten kennen lernen, das uns zuvor unbekannt war? Ein jedes Naturreich ist ein wunderbarer und unerschöpflicher Schatz von Wundern, der alles Große, Außerordentliche und Erstaunenswürdige, alles Schöne, Reitzende und Erquickende in sich faßt. Wer ist nun wohl so unempfindlich, daß er durch den Anblick der Naturschönheiten

nicht gerührt werden sollte? Gewiß, Niemand findet mehr Nahrung für ein unschuldiges Vergnügen, als der, welcher die Naturgeschichte zum Gegenstande seiner Untersuchungen macht.

Außerdem wird durch die Naturgeschichte die Erkenntniß Gottes auf das herrlichste befördert. Gleichwie die ganze Welt ein Spiegel ist, worauf die unendliche Gottheit erkannt werden kann; so hat sie auch einem jeden Geschöpfe ihre herrlichen Eigenschaften eingegraben. Wir mögen in den drey großen Reichen der Natur unsere Augen hinwenden, wo wir wollen: so werden wir allenthalben Spuren von der Macht, Weisheit und Güte Gottes antreffen. Was muß das für ein Gott seyn, der das Innere der Erde so eingerichtet hat, daß die Mineralien darin gebildet werden können, der die Bestandtheile der Körper so bestimmt und geordnet hat, daß dieser Boden Gold und Silber, jener Kupfer und Eisen, dieser Schwefel und jener Salz erzeuget! Was muß das für ein Gott seyn, der eine so bewundernswürdige Menge Pflanzen erschaffen, und sie so künstlich gebauet und organisirt hat, daß in ihren zarten Röhren der Saft aufsteiget, wodurch sie ernährt und erhalten werden, der allen zahlreichen Klassen von Thieren ihre Nahrung angewiesen, daß wir allenthalben ganze Familien davon erblicken, die von ihm erhalten, ernährt und beglückt werden! Jede Blume, jedes Blatt, ja sogar ein Wassertropfen aus einem Sumpfe ist ein Aufenthalt lebendiger Geschöpfe, die sich ihres Daseyns freuen. Auf der Oberfläche der

Erde, in ihrem Innern, in den Bächen, in den Flüssen, in den Seen und in den Meeren finden wir unzählige Herden von Geschöpfen, die von dem größten bis zu dem kleinsten von ihm ernährt werden. Was muß das für ein Gott seyn, der ein jedes Thier an den seinem Körperbaue angemessenen Ort gesetzet, wo es seine Nahrung ohne viele Mühe finden kann, der in manche Thiere, die den andern zur Speise dienen, eine so große Fruchtbarkeit gelegt hat, daß von einem Weibchen in einem Jahre viele tausend Junge hervorgebracht werden können, der die nützlichen und räuberischen Thiere in ein solches Verhältniß gebracht hat, daß kein Geschlecht untergehet; sondern ein jedes derselben von ihm mit Vaterliebe unterhalten wird! O, wenn wir die Menge, Mannigfaltigkeit, Einrichtung und Ordnung, den Wohnort der Thiere, und die verschiedenen Nahrungsmittel betrachten, die Gott zur Erhaltung eines jeden bestimmt und hervorgebracht hat: so müssen wir über die Vollkommenheit seiner Macht, Güte und Weisheit erstaunen, die daraus in vollem Glanze hervor leuchtet!

Gott ists, der dieses schuf. Geh' frage Thal und Hügel,
Die Erde mahlt sein Bild, der Himmel ist sein Spiegel.
Der Sturm verkündigt ihn, ihn thut des Donners Mund,
Der Bogen in der Luft, der Schnee und Regen kund.
Ihn preist der grüne Klee, das Feld mit Korn bedecket;
Der Berg, der Wälder trägt, in Wolken sich verstecket,

Der Baum von Früchten schwer, der Gärten bunte Flur,
Der vollen Rosen Pracht trägt seines Fingers Spur.
Der Vogel singt von ihm, der Lämmer weiße Herde,
Der Hirsch im stillen Forst, die Würmer in der Erde,
Der Fisch, der Wellen speit, und Masten niederschlägt,
Der starke Crocodill, das Thier, das Thürme trägt;
Und der Geschöpfe Heer im Trocknen und in Meeren
Sind Prediger von Gott, die dich sein Daseyn lehren.

Diese kurze Betrachtung wird uns hinlänglich überzeugen, daß die Naturgeschichte eine der nützlichsten nnd nothwendigsten Wissenschaften sey.

§. 8.

Begriff einer Volksnaturgeschichte.

Die Naturgeschichte ist von einem sehr großen und weitläuftigen Umfange, wenn darin alle Mineralien, Pflanzen und Thiere ausführlich beschrieben werden sollen. Dieß ist eigentlich eine Beschäftigung für diejenigen, die im eigentlichen Sinne des Wortes Naturforscher sind, und sich auf die Kenntniß der Mineralogie, Gewächs- und Thierkunde vorzüglich gelegt haben. Wir sind weit davon entfernt, uns in ein so weitläuftiges Feld zu wagen, oder eine eigentliche Naturgeschichte über alle drey Reiche zu schreiben. Ein solches Unternehmen würde nicht nur unsere Kräfte übersteigen; sondern auch mit dem Plane streiten, den wir auszuführen uns vorgenommen haben. Dieser erfordert nur, das vornehmste aus den drey Naturreichen auszuheben, und die Natur-

producte, deren Erkenntniß für jeden Menschen wichtig ist, unsern Lesern deutlich zu beschreiben, und sie zugleich mit den Kunst- und Werkstätten bekannt zu machen, in welchen die Naturalien zu Kunstproducten verarbeitet werden. Dieß ist nach unsern Begriffen dasjenige, was in einer Volksnaturgeschichte vorzüglich muß vorgetragen werden. Wir verstehen demnach dadurch eine Beschreibung von den Naturproducten, die den Menschen vorzüglich zu wissen nöthig sind, und deren Bearbeitung in den Kunst- und Werkstätten zur Befriedigung der Bedürfnisse, der Bequemlichkeit und des Vergnügens.

Nach dieser vorausgeschickten Einleitung wenden wir uns zur Ausführung unsers Plans, und wollen uns bemühen, eine solche natürliche Geschichte für die Unstudierten aus den gesitteten Ständen, für den Bürger und Landmann zu schreiben. Bey dieser Arbeit, deren Gegenstand ganz historisch ist, wird es uns erlaubt seyn die Schriften dererjenigen zu nützen, die uns in diesem Fache bereits vorgearbeitet haben.

Abhandlung
der
Volksnaturgeschichte,
erster Theil
von dem
Thierreiche.

§. 9.
Von den Thieren überhaupt.

Die Thiere sind lebendige Geschöpfe, die nicht nur eine Empfindung haben; sondern sich auch willkührlich bewegen können. Bewegung und Empfindung werden bey allen Thieren angetroffen. Und diese beyden Eigenschaften an ihnen überzeugen uns, daß der thierische Körper mit einer Seele verbunden sey, die ihn willkührlich bewegt.

Nach der Absicht des weisen Schöpfers sollten die Thiere nicht bloß wachsen und leben, wie die Pflanzen; sondern auch empfinden. Sie sollten nicht wie jene an einem Orte eingewurzelt stehen und den Nahrungssaft an sich ziehen; sondern sie sollten sich von einem Orte zum andern bewegen, und ihre Nahrung zu sich nehmen. Um diese Absicht zu erreichen, richtete Gott den

Körperbau der Thiere auf eine so wunderbare Art ein, die von der Organisation der Pflanzen unendlich unterschieden ist. Sein Plan bey der Schöpfung der Thiere war dieser: daß sie sich ernähren, daß sie empfinden, sich bewegen und ihr Geschlecht fortpflanzen sollten.

Dieß sind die kräftigen Triebräder, wodurch die Thiere zur Thätigkeit angetrieben werden. Um sie darin zu erhalten, hat sie auch Gott mit manchen Natur- und Kunsttrieben versehen, wodurch sie vermögend sind, ohne Anweisung eines Lehrmeisters gewisse Handlungen vorzunehmen und künstliche Arbeiten zu verrichten. Von solchen Natur- und Kunsttrieben gereitzet, bauen die Biber ihre Wohnungen, die Vögel ihre Nester und die Bienen ihre Zellen mit einer Kunst, darüber man sich mit Recht verwundern muß. Durch solchen Instinkt wissen die Zugvögel die Zeit genau, wann sie ein wärmeres Klima suchen müssen, und können den Weg dahin ohne alle Anweisung finden.

Der Mensch hingegen wird mit solchen Fertigkeiten zu gewissen Handlungen und mit solchen Kunsttrieben nicht geboren. Diese waren ihm auch zu seiner Erhaltung nicht nöthig, weil er von Gott die Vernunft empfangen hat, wodurch er sich über alle Thiere erhebt, und sich alle Geschicklichkeiten erwerben kann. Das Saugen ist die einzige Kunst, die der Mensch nicht lernt, der einzige Kunsttrieb, den er mit auf die Welt bringt. Hunger und Durst sind ebenfalls Reitzungsmittel, welche

die Thiere antreiben, die Theile des Körpers, die durch die Bewegung und Ausdünstung verloren gehen, durch Speise und Trank zu ersetzen und dadurch für ihre Erhaltung zu sorgen —

Die Anzahl der Thiere ist so außerordentlich groß, daß sie sogar die Menge der Gewächse übertrifft. Man kann, ohne der Sache zu viel zu thun, 30,000 Arten von Thieren annehmen. Der große Naturforscher Linné hat in seinem Natursystem 230 Säugthiere, 946 Vögel, 404 Fische, 292 Amphibien, 3060 Insekten, und 1205 Gewürme und also 6137 Thierarten beschrieben. Allein die Anzahl derselben ist viel größer. Die Seethiere sind uns noch größten Theils unbekannt, und wenn wir diejenigen mit in Rechnung bringen, die nur durch die Vergrößerungsgläser sichtbar werden: so ist kein Zweifel, daß es eine unzählbare Menge von Thierarten auf der Erde und im Meere gebe. Alle diese Thiere, so verschieden sie auch immer sind, stimmen doch in gewissen Haupteigenschaften mit einander überein, daß man das ganze Thierreich in sechs Klassen eintheilen kann. Solche sind:

1) Säugthiere. 2) Vögel. 3) Fische. 4) Amphibien oder Knorpelthiere. 5) Insekten. und 6) Würmer.

Die erste Klasse des Thierreichs von den Säugthieren.

§. 10.

Verschiedene Merkmahle der Säugthiere.

Die Säugthiere machen ohne Zweifel die interessanteste Klasse in dem ganzen Thierreiche aus. Sie sind zwar nicht die zahlreichsten in demselben; aber doch wegen ihres ausgebreiteten und herrlichen Nutzens von außerordentlicher Wichtigkeit. Der Nahme derselben giebt schon zu erkennen, daß dadurch solche Thiere verstanden werden, deren Weibchen ihre Jungen mit Milch aus ihren Brüsten eine Zeitlang ernähren. Dieß ist das Hauptmerkmahl, wodurch die Säugthiere von allen andern Thieren unterschieden werden.

Die Brüste der Weibchen, worin die Milch aus dem Blute abgesondert wird, sitzen paarweise entweder an der Brust, oder am Bauche oder zwischen den Hinterfüßen. Sie sind mit Säugwarzen versehen, damit vermittelst derselben die Jungen die zu ihrer Nahrung dienende Milch aus den Brüsten desto bequemer aussaugen können.

Außer diesem Unterscheidungszeichen haben die Säugthiere auch ein Herz mit zwey Kammern und eben so viel

Vorkammern und rothes warmes Blut. Sie athmen durch Lungen und gebären ihre Jungen lebendig. Ihr Körper ist eine Gebäude von Knochen die mit Sehnen verbunden gelenksam und mit Fleisch und Haut umgeben sind. Sie sind auch mit Sinneswerkzeugen versehen, daß sie mittelst derselben sehen, hören, riechen, schmekken und fühlen können. Diese Sinnenwerkzeuge besitzen sie bisweilen in einer weit größern Vollkommenheit als der Mensch.

Ihre Haut ist größten Theils mit Haaren bedeckt, bey einigen mit wenigen, bey andern mit vielen. Die Wenigkeit und Vielheit der Haare auf dem thierischen Körper richtet sich nach den Graden der Kälte und Wärme desjenigen Landes, in welchem das Thier wohnet. Die Farbe der Haare ist bey den Säugthieren verschieden. Bey den wilden Thieren bleiben die Haare größten Theils unveränderlich. Jedoch werden sie bey einigen im Winter und besonders in den kalten Gegenden weiß. Nach ihrer Verschiedenheit bekommen sie auch unterschiedene Nahmen. Sind die Haare steif, wie bey den Schweinen: so nennt man sie Borsten. Sind sie aber weich und kraus: so heißen sie Wolle, wie bey den Schafen. Die steifen Haare um den Mund, die man an Katzen und Wieseln siehet, bilden oft einen Knebelbart, wie beym Tieger, den Hasen u. a. geschiehet. Ziegen und einige Affen haben einen Bart. Das Pferd, der Löwe und der Bisonochs eine Mähne. Die Säugthiere haben auch Schwänze, ausgenommen

die Menschen, verschiedene Arten von Affen und Igeln, wie auch die Meerschweinchen. Der Schwanz wird aus dem außerhalb dem Körper verlängerten Rückgrate gebildet. Er ist bey den meisten Säugthieren mit Haaren bedeckt, diese sind bald lang und bilden einen Schweif, wie bey den Pferden. Bald sind sie kurz, liegen dicht an der Haut, und der Schwanz endiget sich in einen Büschel von Haaren, wie bey den Elephanten, Löwen und Hasen. Bisweilen stehen die Haare am Schwanze nach zwey Seiten, wie bey den Eichhörnchen.

Die Augen dieser Thiere sind durch bewegliche Augenlieder (Hautdecken) beschützt, die an ihrem äußersten Rande mit Wimpern (Haaren) versehen sind. Der Mensch, der Affe und der Elephant haben diese Wimpern an beyden Augenliedern. Bey den meisten übrigen Säugthieren zeigen sich solche nur an dem obern Augenliede. Ueber den Augen liegen noch die Augenbraunen. Die Oeffnung des Sterns im Auge ist bey den meisten dieser Thiere kreisrund, doch auch bey denen, die in der Nacht sehen, länglich, als an den Katzen und den Hasen. Ein scharfes Gesicht haben vorzüglich die fleischfressenden Thiere.

Die Säugthiere haben größten Theils äußere Ohren, oder Ohrlappen. Nur fehlen solche den meisten von denen, die im Wasser leben. Das äußere Ohr ist von Natur beweglich, damit das Thier solches nach der Bewegung des Schalles richten sollte. Daß es bey den Menschen unbeweglich ist, rührt nicht von der N.

sondern von dem Gebrauch der Mützen her, wodurch das Ohr so fest an den Kopf der zarten Kinder gedrückt wird, daß dadurch seine Bewegung nothwendig gehemmt werden muß. Bey den meisten zahmen Thieren ist das Ohr hängend; bey den wilden aber aufgerichtet. Die Ohrlappen sind gerade so gebauet, als sie die Thiere nothwendig bedurften. Die wehrlosesten haben ein so feines Gehör, ungeachtet sie oft nur mit ganz kleinen Ohren versehen sind, wie der Maulwurf, die Maus und andere Thiere.

Die Nase ist bey den Säugthieren ebenfalls verschieden gebildet, und die Nasenlöcher sind allezeit gedoppelt. Die Zunge ist bey den meisten breit, bey einigen schmal, und fast vorne so breit als hinten. Bey andern ist sie so eingerichtet, daß sie solche ausstrecken und zurückziehen, verlängern und verkürzen können, wie bey den Ameisenfressern und Schuppenthieren. Thiere, die sich von Pflanzen ernähren, haben eine mit harten Warzen besetzte Zunge, die ganz rauch anzufühlen ist. Bey den katzenartigen Thieren ist die Zunge stachlicht, deren Spitzen sich hinterwärts richten.

Die in dem Maule bey den meisten dieser Thiere befindlichen Zähne sind in der Absicht da, um die Speisen zu zerschneiden, klein zu machen und zu zermalmen. Sie sitzen in ganz über einander liegenden Kinnladen. Die obere ist fest, die untere aber beweglich, und kann ober- und niederwärts gezogen werden. Die Zähne werden in Vorderzähne, Eckzähne und Backen-

zähne eingetheilet. Die Wurzel derselben sitzt in besondern Höhlen der Kinnladen fest. Die Vorderzähne sind gemeiniglich platt und scharf und dienen zum Zerreissen, daher sie auch Schneidezähne genannt werden. Die Eckzähne sind gewöhnlich spitzig, und oft länger als die übrigen. Die Backenzähne sind größten Theils stumpf und zum Zermalmen der Speisen bestimmt. Die Ameisenfresser und die Schuppenthiere haben gar keine Zähne. Bey andern Thieren trifft man theils keine Vorder- theils keine Eckzähne an. Die Lippen sind beweglich, und durch ihre Bewegung wird der Mund geöffnet und verschlossen. Sie dienen auch darzu, die Kinnladen und Zähne zu bedecken.

Die meisten der Säugthiere bewegen sich auf vier Füßen und zwar auf den Spitzen derselben. Nur der Mensch, die Affen, Bären und Eichhörnchen gehen auf dem ganzen Fuße. Die Affen sind mit vier Händen versehen, mit welchen sie sehr schnell laufen, und sogar auf die Bäume klettern können. Die Vorderfüße der Säugthiere sind gewöhnlich etwas kürzer und schwächer als die hintern. Man findet dieses vorzüglich an den geschwind laufenden und springenden Thieren, als an den Hirschen, Rehen, Hasen und Windhunden. Gemeiniglich sind die Füße an ihrem äußersten Theile in Zehen oder Finger getheilet. Die Anzahl derselben ist nicht gleich. Bey den meisten sind sie frey, dergestalt, daß sie von einander abgesondert sind; wie bey den Hunden u. a. Bey manchen aber sind sie mit einer dünnen Haut

verbunden, wie bey den Fischottern, Gänsen, Aenten u. dgl. Die Füße solcher Thiere heißen Schwimmfüße. Wenn die innere Zehe oder Finger wie ein Daumen von den übrigen entfernt ist: so nennt man es eine Hand, dergleichen die Affen an allen vier Beinen haben. Auf den Zehen sitzen bisweilen breite Nägel. Wie man solches an den Menschen und Affen wahrnimmt. Einige haben an den Zehen spitzige Krallen (Sporn), diese dienen ihnen theils zum Klettern, theils auch ihren Raub desto sicherer zu fahen, und sich damit gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Die Katzenarten können solche ausstrecken und wieder einziehen. Andere Thiere sind mit stumpfen Füßen versehen, die sich in zwey Klauen endigen. Diese Klauen sind hornartig und stärker als die Nägel an den Fingern. Einige haben tief gespaltene Klauen, als die Hirsche, Ziegen und Schafe, deren Klauen mit hornartigen Schalen, wie mit Schuhen gleichsam angezogen sind. Bey andern sind sie nicht ganz gespalten, wie bey dem Kameel und dem Dromedar. Sind die Klauen ungespalten: so heißen sie ein Huf, wie bey dem Pferde und dem Esel. Es giebt auch Thiere, welche die Natur auf dem Kopfe mit Hörnern versehen hat. Diese Hörner sind theils hohl, wie bey den Ochsen, theils dichte, wie bey den Hirschen. Die Ochsen, Ziegen und andere Thiere behalten sie beständig auf dem Kopfe, die Hirsche aber werfen sie jährlich ab, und an deren Stelle wächst ihnen ein neues. Diese Hörner sind bey einigen einfach; bey andern aber in Nebenäste

getheilt. Diese letzten nennt man Geweihe, die den Hirschen ein prächtiges Ansehn geben. Den Weibchen fehlen oftmals die Hörner ganz und gar, wie man solches an der Hirschgattung wahrnehmen kann. Man trifft sie aber bisweilen bey den Ziegenweibchen an, doch sind sie kleiner als bey den Männchen. In einigen Gegenden, besonders in der Lüneburgischen Heide siehet man auch Schafe von beyderley Geschlechte mit Hörnern. Zur Zeit der Mannbarkeit brechen die Hörner erst aus dem Stirnknochen hervor. Beym Rhinozeros finden sich zwey hinter einander stehende Hörner auf dem Nasenknochen.

§. 11.

Die Wohnung der Säugthiere.

Die Säugthiere bewohnen zwar den ganzen Erdboden; doch ist ihre Wohnung sehr verschieden. Die mehrsten halten sich auf der Oberfläche der Erde auf. Etliche wenige haben ihren Aufenthalt im Wasser, wie die Wallfische; und andere verlassen bisweilen das Wasser, und gehen auf das Land, wie die Seehunde.

§. 12.

Eintheilung der Säugthiere.

So mannigfaltig die Eigenschaften der Säugthiere auch immer seyn mögen: so trifft man doch sehr viele an, deren Merkmahle mit einander übereinstimmen. Dieß hat Gelegenheit gegeben, sie in gewisse Ordnungen ein-

zutheilen, dergestalt daß man nach solchen Merkmahlen gleich sagen kann: ob ein Thier zu dieser oder jener Ordnung gehöre. In der Bestimmung derselben sind die Naturforscher sehr genau. Einige haben sich in dieser Absicht nach der Bildung der Füße der Säugthiere, und andere nach den Zähnen derselben gerichtet. Manche sehen dabey auf Füße und Gebiß zugleich, und machen gewisse Hauptabtheilungen, unter welche sie nach diesen Kennzeichen die verschiedenen Geschlechter der Säugthiere bringen. Allein, so geschickt und vortrefflich diese künstliche Eintheilung auch immer seyn mag: so glauben wir doch, daß sie für diejenigen Leser, denen diese Schrift vorzüglich bestimmt ist, nicht in allen Stücken passet. Wir wollen uns daher an dieselbe nicht genau binden, zumal da unsere Absicht keine strenge methodische Eintheilung erfordert. Um aber doch einen gewissen Leitfaden zu haben: so wollen wir einer ganz natürlichen Ordnung folgen, die für jedermann bequem, deutlich und verständlich ist. Einige dieser Thiere leben auf dem Lande und können sich nicht im Wasser aufhalten. Andere aber leben bloß im Wasser; und noch andere können zugleich im Wasser und auf dem Lande leben. Diese Merkmahle bestimmen demnach drey Ordnungen unter den Säugthieren, nach denen wir uns in unserer Beschreibung richten, und dabey zugleich auf die verschiedenen Geschlechter sehen werden, in welche die Säugthiere nach ihren Zähnen können eingetheilet werden.

Die erste Ordnung der Säugthiere von den Landthieren.

Das Menschengeschlecht.

Von den Menschen, die zu diesem Geschlechte gehören, giebt es eine sehr große Menge, die sich wenigstens auf eilf hundert Millionen beläuft. Sie sind über die ganze Erde ausgebreitet; alle verschieden in ihrer Gestalt, in ihrer Farbe, in ihrer Größe. In beyden Kinnladen haben sie vier Vorderzähne, die dicht an einander stehen. An jeder Seite derselben einen Eckzahn und hinter jedem noch fünf Backenzähne, die oben breit und eckig sind. Auch zwey Hände, welche die Stelle der Vorderfüße vertreten. Dieses weitläuftige Geschlecht hat nur eine einzige Art.

§. 13.

Der Mensch.

Der Mensch ist das Haupt in der irdischen Schöpfung und verdient auch daher in der Beschreibung derselben den ersten Platz. Ob er gleich in Ansehung seiner vernünftigen Seele von allen Thieren unendlich unterschieden ist: so hat man doch nicht Ursach, ihn in Hinsicht auf seinen Körper von den Säugthieren auszuschließen. Denn er wird nicht nur lebendig geboren; son-

dern auch an den Brüsten der Mutter eine Zeit lang gesäugt. Diese Merkmahle sind Beweises genug, daß er zu den Säugthieren gehöre. Man findet aber auch an ihm solche Kennzeichen, die seinen Unterschied von den Thieren, die zunächst an ihn grenzen, deutlich zu erkennen geben. Unter andern besitzt er das Vermögen der Sprache oder die Fähigkeit, durch gewisse Töne, denen man durch die Vernunft eine Bedeutung gegeben hat, seine Gedanken auszudrucken. Dieses kann von den unvernünftigen Thieren nicht gesagt werden. Diese können zwar eine Stimme hervorbringen, die aus einförmigen Tönen, einem kurzen Bellen oder Geheule bestehet, sie können auch höchstens durch gewisse Bewegungen sich dieses oder jenes zu erkennen geben; aber eigentlich kennen sie nicht mit einander sprechen. Die Sprache ist und bleibt ein vorzügliches Eigenthum des Menschen. Außerdem gehet der Mensch aufrecht. Die Natur hat ihn nicht bestimmt auf der Erde zu kriechen, und das Kraut abzureissen und zu essen. Alle Verrichtungen desselben, der Bau seiner Füße, die Waden, die man bey keinem andern Thiere antrifft und die Muskeln des Gesäßes überzeugen uns, daß ihm das Aufrechtgehen natürlich sey. Die Lage seiner Augen und Ohren sind davon ebenfalls Beweise. Seine Arme sind auch zum vierfüßigen Gange gar nicht gemacht. Als Vorderbeine betrachtet, sind sie gegen die Hinterbeine zu kurz und die Hände zum Gehen ungeschickt. Auch hat er nicht wie die Thiere die Muskeln, die den han-

genden Kopf tragen müssen. Wenn man daher mit niedergebeugtem Kopfe eine Zeit lang schreibt: so wird man bald davon Schmerzen im Nacken empfinden.

Obgleich die Menschen, indem sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, in Ansehung der Farbe, der Größe und der übrigen Bildung gar sehr von einander unterschieden sind: so macht doch dieser Unterschied unter ihnen keine verschiedene Arten. Man findet auch daher, daß sie mit einander fruchtbar sind. Ueberdieß hängt dieser Unterschied bloß von zufälligen Umständen ab, nehmlich von dem Wohnorte, der Luft, der Witterung, und der Lebensart. Ihre natürliche und ursprüngliche Farbe ist die weiße. Die schwarze Farbe der Mohren und besonders der Neger entstehet von der Sonnenhitze, die auf den netzförmigen Schleim unter der Oberhaut einen sehr starken Einfluß hat. Durch die Vermischung eines Negers mit einer Weißen, oder eines Weißen mit einer Schwarzen bekommt die Haut des Kindes eine andere Farbe. Es ist halb schwarz und halb weiß, hat keine Wolle; sondern lange Haare, und wird ein Mulatte genannt. Kinder, die von einem Mulatten und einer Weißen gezeugt werden, sind bräunlich. Und so verliert sich die schwarze Farbe der Haut allmählich und artet wieder in die ursprünglich weiße aus. Die unterschiedene Größe des Menschen rührt von dem Klima her, unter welchem er wohnt, wie auch von seiner Nahrung und Lebensart. Und diese Umstände wirken auch zugleich auf seine Bildung und seinen Anstand.

An Leuten von einem schönen Wuchse ist der Körper zehnmal so lang, als die Länge des Gesichts. Die wohlgebildetsten Menschen sind auf den Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln. Auf jenen trifft man Menschen von einer sehr angenehmen und wohl gebildeten Gestalt an. Bey den Männern ist die weiße Farbe mit einem bräunlichen Gelb vermischt. Das Haar ist schwarz und fällt in schönen Locken auf die Schultern herab. Die Gesichtszüge sind regelmäßig und sanft. Die Nase ist unten ein wenig breit und die übrigen Glieder des Körpers sind sehr fein gebildet. Sie sind groß und haben drey bis vier Zoll über sechs Englische Fuß. Das Frauenzimmer ist von einer sehr feinen, reitzenden und einnehmenden Bildung. Sie haben ein rundes Gesicht, lebhafte funkelnde Augen, regelmäßige Gesichtszüge, deren Schönheit durch ein angenehmes und bezauberndes Lächeln einen so großen Reitz bekommt, daß sie alle Augen auf sich ziehen. Ihr freyer und munterer Anstand ist mit Gefälligkeit und Sanftmuth verbunden, daß man sie gleich auf den ersten Anblick lieben muß, und sie scheinen recht dazu gemacht zu seyn, alle Herzen einzunehmen und zu erobern.

Die Bewohner der Freundschafts-Inseln geben ihnen an Schönheit wenig nach. Das weibliche Geschlecht hat ebenfalls sehr angenehme Gesichtszüge. Obgleich der Körper desselben etwas männlicher gebildet ist, als des Frauenzimmers auf den Gesellschafts-Inseln: so gereicht

ihnen doch das feine runde Gesicht und die schönen und lebhaften Augen zu einer vorzüglichen Zierde.

Der Mensch hat auf seinem Leibe keine Haare. Die Ursach davon ist diese: weil er sonst zu viel ausdünsten würde, und er auch auf der Oberfläche der Haut die feine Empfindlichkeit nicht gehabt hätte. Ueberdieß konnte er nach seiner Vernunft seinen Körper mit den gehörigen Kleidern bedecken. Der Bart dient den Mannspersonen zur Wärme der unterliegenden Drüsen und Nerven, wie auch zur Zierde. Die Frauenzimmer haben keinen Bart, weil der ganze Bau ihres Körpers lockerer ist, das Blut nicht so heftig stößt, und weil sie mehr wässerige Säfte haben. Durch öfteres Scheren können sie ihn aber herauslocken.

§. 14.

Von der Nahrung des Menschen.

Die von der Natur dem Menschen bestimmte Nahrung bestehet in Baum- und Erdfrüchten. Dieß erhellet nicht nur aus der Stellung und Bildung der Zähne; sondern auch aus dem Baue des Magens und der Gedärme. Diese Nahrungsmittel findet der Mensch in allen Welttheilen, und hierzu kommen noch die mehlichten Getreidearten. Mit diesen vielfältigen Nahrungsmitteln war aber der Mensch nicht zufrieden; sondern er suchte auch solche in dem Thierreiche und fand sie. Die meisten, die er zu diesem Endzweck erwählt hat, sind die krautfressenden und vorzüglich die wiederkäuenden Säugthiere. Von dem Geflügel dienen ihm die Gänse,

Aenten, Hüner, Tauben und viele andere zur Speise. Die Fische werden von ihm ebenfalls sehr häufig gegessen, deßgleichen auch verschiedene Amphibien. Unter den Insekten selbst giebt es einige, die für ihn eine Delikatesse sind, als die Krebse; und unter dem Gewürme sind für ihn auch die Austern eine angenehme Speise. Das Mineralreich enthält zwar für den Menschen keine Speisen; aber es liefert ihm doch Salz, wodurch die Speisen gereiniget und schmackhaft werden.

Zu seinem Getränke sind in der Natur viele flüssige Mittel vorhanden. Vorzüglich hat sie darzu die Milch und das süße Wasser bestimmt. Der Mensch lernte aber auch gar bald einsehen, daß er den Saft aus den Weintrauben drücken, und dadurch ein angenehmes Getränk erhalten könnte. Wasser, Milch und der Traubensaft scheinen also die ersten flüssigen Nahrungsmittel zu seyn, welche die Natur dem Menschen darbietet, und die für ihn auch die gesundesten Getränke sind. Mit der Zeit ward der Vorrath derselben vermehrt. Man machte aus dem Getreide verschiedene Biere und andere hitzige Getränke, die aber der menschlichen Gesundheit mehr schädlich als nützlich sind.

§. 15.

Von der Entstehung des Menschen, seinem Wachsthume und Alter.

Die Entstehung des Menschen im Mutterleibe, ist uns zwar in vielen Stücken verborgen. So viel weiß

man aber gewiß, daß der Keim des Kindes seinen Ursprung in einem befruchteten Eye habe, welches in dem Leibe der Mutter wächst. Die Ärzte belehren uns aus der zum öftern angestellten Zergliederung des weiblichen Leibes, daß nach einigen Tagen der Empfängniß eine kleine länglichte Blase sichtbar werde, mit einer feinen Haut, die eine Feuchtigkeit enthält, die dem Eyweiß ähnlich ist. Hierin sieht man, nach ihrer Bemerkung, schon kleine Fäden, die unter sich vereiniget sind. Daraus wird nach sieben Tagen ein fast durchsichtiges länglichtes Klümpchen, von dessen Mitte bis in die Haut Fäden gehen, welche die Nabelschnur bilden. In einer Zeit von 15 Tagen kann man die Nase, wie ein Fäserchen, den Mund, wie einen Strich, die Augen, wie schwarze Punkte, und die Ohren wie kleine Löcher wahrnehmen. Gleich darauf fangen die Arme und die Füße an, wie Knoten auszuschießen, und nach 21 Tagen sind sie deutlich zu sehen; auch werden Rippen, Finger und Zehen unter der Gestalt feiner Fäden sichtbar. Nach Verfließung eines Monats ist die Frucht etwa einen Zoll, und nach zwey Monaten zwey Zoll lang. Um diese Zeit sind die röhrichten Knochen in Beinen und Armen merklich; deßgleichen der untere Kinnbacken, der sehr vor dem obern hervorstehet. Nach drey Monaten ist die Länge gegen drey Zoll; und nach 4 ½ Monaten ungefähr 6 Zoll. Der Körper nimmt nun immer mehr zu, und wird gemeiniglich in 273 Tagen oder in 40 Wochen zur Geburt reif. Bisweilen werden Zwillinge,

seltener Drillinge, am seltesten vier; nie aber fünf Kinder auf Einmal geboren. Die Länge eines neugebornen vollwuchsigen Kindes ist gewöhnlich 21 Zoll. Das Gewicht beträgt ungefähr 10 Pfund.

Etwa in dem siebenten Monate oder etwas später nach der Geburt des Kindes brechen die untern und obern Vorderzähne hervor. Im neunten oder zehnten Monate zeigen sich erst die untern und hernach die obern Eckzähne. Nach Verfließung des ersten Jahres folgen die Backenzähne viere neben jedem Eckzahne. Diese zwanzig Zähne fallen im sechsten oder siebenten Jahre nach und nach in der Ordnung wie sie gewachsen sind, aus; weil ein zweyter Keim in der Zahnhöhle sich entwikkelt, die ersten hebt, und sie zum Ausfallen nöthiget. In den Jahren der Mannbarkeit wächset an jedem Ende der untern und obern Kinnlade noch ein Backenzahn, welcher der Weisheitszahn genannt wird. Bisweilen aber geschiehet dieses gar nicht. Die völlige Ausbildung des menschlichen Körpers erfolget im 25 sten Jahre. Das weibliche Geschlecht erreicht diesen Zeitpunkt früher als das männliche. Der Körper eines Frauenzimmers ist im 20 sten Jahre schon so ausgewachsen, als der männliche Körper im 30 sten. Die Zeit, in welcher beyde Geschlechter zum Ehestande reif sind, ist nach dem Erdstriche, den sie bewohnen, verschieden. Das Frauenzimmer in Bengalen ist schon im 9 ten Jahre mannbar; in den Europäischen Ländern aber erreicht es die Zeit der Mannbarkeit erst in dem vierzehnten Jahre. Das Al-

ter des Menschen sind 70 bis 80 Jahre. Es erstreckt sich demnach selten auf 100, noch seltener über 100 Jahre. Daß die Menschen kein höheres Alter erreichen, kommt größten Theils daher, weil sie der Natur nicht gemäß leben; sondern von Jugend auf verzärtelt werden. Man hat jedoch auch Beyspiele, daß Menschen über 100 Jahre gelebt haben. Ein Engländer Nahmens Jenkins ist nach den Nachrichten des Herrn von Haller 169 Jahre alt geworden.

§. 16.

Von dem innern Bau des menschlichen Körpers.

Der Bau der Säugthiere und insbesondere des Menschen ist bewundernswürdig und zu den verschiedenen Bestimmungen zweckmäßig und vortrefflich eingerichtet. Er ist

Ein Zusammenhang von lauter Meisterstücken.

Durch den Genuß der Speisen und der Getränke kann er nur wachsen und fortleben. Diese enthalten zweyerley Theile; nehmlich solche, welche zur Ernährung des Körpers geschickt sind und in demselben bleiben können, und auch solche, welche als Unrath aus demselben abgeführt werden müssen. Es ist daher nöthig, daß die Speisen in kleine Theile aufgelöset, zerrieben und zermalmet werden. Dieß geschiehet im Munde durch die Zähne. Die Vorderzähne schneiden den Bissen ab, die zugespitzten Eckzähne zerbrechen und zerreißen denselben,

und durch die Backenzähne wird er zermalmet. Die Zunge, Lippen und Wangen halten die Speisen unter den Zähnen zusammen, mischen sie unter einander und bereiten daraus einen Brey. Durchs Käuen werden gewisse Drüsen im Munde gedrückt, wodurch sie eine Feuchtigkeit, den Speichel, von sich geben, und solchen den Speisen zuführen, damit es ihnen an der Flüssigkeit nicht fehlen möge, wodurch die Theilchen der Speisen mit einander vereiniget, erweichet und zum Brey geschickt werden, der von der Zunge herab gleiten, und durch den Schlund in den Magen fallen kann. Dieser Schlund, welcher auch die Speiseröhre genannt wird, liegt im Halse unter der Luftröhre. Er gehet hinter der Lunge und Brust am Rücken herab, und durchbohrt gewisser Maßen das Zwerchfell. Dieses ist eine Haut, welche die ganze Höhle des Körpers inwendig in zwey Theile theilt, davon der oberste Theil die Lunge mit dem Herzen, und der untere das Eingeweide in sich faßt. Der Schlund bestehet aus weichen Fäserchen, die sich, wenn sie ein Bissen ausdehnt, wieder zusammen ziehen, und ihn immer weiter herunter pressen. Durch beständige Ausflüsse aus Drüsen wird er schlüpfrig erhalten. Ist er gar zu trocken: so erregt er diejenige Empfindung, die wir den Durst nennen. Aus dem Schlunde gleiten die Speisen in den Magen. Dieser scheint eine Erweiterung des Schlundes zu seyn. Mit Recht kann man ihn die Verdauungsmaschine in dem menschlichen Körper nennen. Er ist mit einem klebrigen Safte überzogen,

über welchem ein anderer scharfer liegt, der darzu dient, daß er die Speisen noch mehr in Gährung bringt und sie auflöset. Ist der Magen von Speisen lange leer geblieben: so frißt der scharfe Saft durch den Schleim und erregt dadurch die Empfindung des Hungers. Der Magen bewegt sich beständig. Durch die wechselsweise Zusammenziehung und Ausdehnung desselben werden die in ihm befindlichen und bereits zerkäueten Speisen noch desto mehr zu einem solchen Brey bereitet, der zur Ernährung des Körpers erfordert wird.

Zur Erhaltung der Menschen ist auch nothwendig, daß sie Luft schöpfen. Sie thun dieses durch die Nase und den Mund. Aus dieser Ursach haben sie eine Lunge, welche als ein Blasebalg sich auf- und zuthun, erweitern und zusammen ziehen; und also Luft einziehen und hinaus drücken kann. Die Lunge ist einem großen Beutel ähnlich, der aus zwey zusammenhängenden und tief eingeschnittenen Stücken zusammen gesetzet ist. Diese beyden Stücke bestehen aus einer Menge von feinen Blutgefäßen. Ziehet der Mensch die Luft ein: so wird die Lunge ausgedehnt. Läßt er aber die Luft aus: so wird sie zusammen gezogen. An dem obern Ende derselben ist eine harte und knorplichte Röhre, deren Kopf sich oben im Halse öffnet. Durch dieselbe kann die Luft in viel tausend Zellen und Gänge eindringen, woraus das Gewebe der Lunge bestehet. Die Luftröhre liegt vor dem Schlunde, und nimmt den vordersten Theil im Halse ein. Sie mußte hart und knorplicht seyn, damit die Luft durch die-

selbe einen freyen Ein- und Ausgang haben konnte. Der Schlund aber mußte aus weichen Fleischfäserchen bestehen, damit die zerkäueten Speisen besser darin herunter gleiten konnten. Aus dieser Ursach konnte dieser nicht vor der Luftröhre liegen. Denn sonst würde sie denselben durch ihre Härte dergestalt zusammen gedrückt haben, daß die Speisen durch ihn nicht in den Magen hätten fallen können. Alle Speisen, welche durch den Schlund in den Magen kommen, müssen nunmehr über die Oeffnung der Luftröhre weggehen. Damit nun nichts in dieselben hineinfallen möchte, welches für das Leben des Menschen sehr gefährlich seyn würde: so war bey dieser Einrichtung ein Kehldeckel nothwendig, womit die Luftröhre oben versehen ist, um dadurch zu verhindern, daß keine Speise, auch nicht das kleinste Stäubchen in die Lunge falle. Diesen Deckel stoßen die Speisen und Getränke zu, indem sie darüber weggehen, und er springt gleich wieder auf, so bald sie darüber weggegangen sind.

Auf der andern Seite des Magens folgen die Gedärme, welche einen großen Theil des Unterleibes ausfüllen, und in einer fetten Haut eingeschlossen sind, welche das Netz heißt. Sie sind als eine Verlängerung des Magens anzusehen, auf eine wunderbare Art durch einander geschlungen und endigen sich an demjenigen Orte, durch welchen die Natur das Ueberflüssige von den Nahrungsmitteln hinwegschafft. Die Länge dieser Gedärme ist bey den Menschen so groß, daß sie, wenn sie aus einander gezogen werden, sechsmal die Länge desjenigen

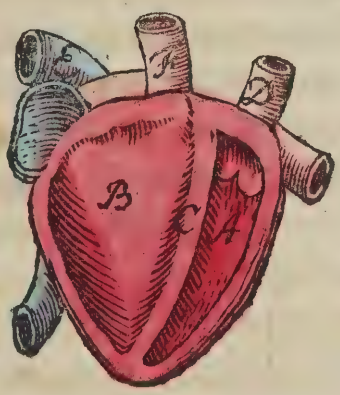
Menschen ausmachen, der sie bey sich trägt. Die obersten sind enger und viel länger als die untern, auch haben sie dünnere Häute. In dem Gedärme ist eine wurmförmige Bewegung, durch welche die Speisen bald herunter, bald herauf, bald zur Seite und wieder herunter geschoben werden; fast auf die Art, wie solches mit dem klein gehackten Fleische geschiehet, wenn Würste gestopft werden. Die in dem Magen angefangene Verdauung der Speisen wird in den Gedärmen fortgesetzet. Der aus den genossenen Speisen entstandene Brey hält sich daher auch in denselben lange auf. Indem er darin langsam fortgehet: so wird der feinste Nahrungssaft vermöge der an den Gedärmen befindlichen kleinen Gefäße oder Oeffnungen sehr feiner Röhren, aus dem Breye der Speisen ausgesogen. Wie aus einer Wurst, welche durch feine Nadelspitzen durchlöchert wird, etwas Saft austritt: so tritt aus dem Breye der Speisen der nützliche Nahrungssaft, den die kleinen Gefäße in sich saugen. Dieser Saft hat eine weiße Farbe, und wird daher der Milchsaft genannt. Er versammelt sich beym Rücken in ein gemeinschaftliches Behältniß, welches der Milchsack heißt. Aus diesem Sacke gehet eine Röhre im Rücken in die Höhe, die in eine Blutader sich ergießet. In dieser Röhre steigt der Milchsaft hinauf. Um dieses zu erleichtern; liegt neben ihr eine große Pulsader, welche durch ihr beständiges Klopfen die Bewegung des Milchsaftes befördert. An dem Orte, wo sich der Milchgang in die Blutader eröffnet, hat die

Weisheit des Schöpfers eine kleine Fallthür angelegt, durch welche der Milchsaft dringet, indem er sie auflöst. Das Blut aber, das vor ihr vorbey strömet, drückt sie zu, daß es nicht in den Milchgang sich ergießen kann. Auf diese wunderbare Art kommt der Nahrungssaft in das Blut, und verwandelt durch die Vermischung mit dem Blute und andern Säften hernach seine bisherige weiße Farbe in die rothe. Indem nun die kleinen Gefäße in den Gedärmen den Nahrungssaft an sich ziehen: so kommt er dadurch an die rechten Oerter, wo er sich ansetzen muß, wenn die Theile des menschlichen Leibes ernährt und erhalten werden sollen.

In den Gedärmen wird dem Brey auch noch ein neuer Saft zugeführet, welcher die Galle genannt wird. Dieser Saft entstehet aus der Gallenblase. Er wird in der Leber und auch vermittelst der Milz zubereitet, und ist geschickt durch seine Säure und Beitze den Brey zu durchdringen, in Gährung zu bringen, und also nach und nach noch mehr aufzulösen und zu erweichen. Die Leber ist ein beträchtliches Eingeweide, und liegt in dem Unterleibe auf der rechten Seite. Sie ist darzu bestimmt, die Galle von dem Blute, das ihr durch eine Blutader zugeführet wird, abzusondern und auszuarbeiten. Die Milz ist ebenfalls ein großes Eingeweide des Unterleibes von lockerer Art, darin sehr viele Blutgefäße befindlich sind. Sie liegt an der linken Seite, der Leber gegenüber, und scheint darzu zu dienen, um das Blut auszuarbeiten, und es vielleicht noch flüssiger

zu machen. Der gröbere Theil des Breyes oder der Unrath bleibt nach der Absonderung des Nahrungssaftes in den Gedärmen zurück, bis er durch den natürlichen Weg aus dem Körper heraus kommt. Außer dem Unrathe gehet auch vieles durch den Urin oder den Harn und durch die Ausdünstung und den Schweis ab. Der Urin wird in den Nieren, die unten am Magen liegen, abgesondert und fließt in die Harnblase. Indem er sich in derselben gesammelt hat: so strömt er, jedoch nicht unwillkührlich, durch die Harnröhre heraus.

Das Blut hält in dem menschlichen Körper einen beständigen Umlauf, der sich aus der Bewegung des Herzens erklären läßt. Um dieses begreifen zu können, muß man sich davon folgende Vorstellung machen. Das Herz liegt in der Lunge und ist eine fleischige Maschine, die aus zwey Höhlen oder Herzkammern bestehet, die durch eine dichte Wand von einander abgesondert sind. In folgender Figur ist es abgebildet. A ist die linke



und B die rechte Herzkammer. C die dichte Wand. Das Herz ist in einer beständigen Bewegung, indem es sich wechselsweise ausdehnt und zusammen ziehet. Man muß es daher als das Triebwerk ansehen, wodurch der Umlauf des Bluts in dem Körper unterhalten wird. Aus der linken Kammer des Herzens gehet ein allgemeiner Stamm von einer Ader heraus, welche man die große Pulsader D nennet. Diese Ader zertheilet sich aber bald in verschiedene andere, welche theils aufwärts steigen, theils niederwärts gehen, und sich durch unzählige Zweige in alle Theile des menschlichen Körpers verbreiten. Je weiter sie sich vom Herzen entfernen: desto mehr werden sie verengert. In diese Adern wird durch den Zusammendruck des Herzens das Blut aus der linken Kammer A mit einer solchen Gewalt gesprützet, daß es bis in die zartesten Röhrchen der letzten Nebenzweige hinein dringet. Diese Bewegung wird der Pulsschlag genannt. Er erfolgt desto geschwinder oder langsamer, nachdem das Herz geschwinder oder langsamer schlägt. Denn eine jede Zusammendrückung des Herzens macht einen Pulsschlag. Man nennt daher alle die Adern, in welchen sich das Blut vom Herzen hinweg, nehmlich von weitern Ende gegen das engere bewegt, Pulsadern. An jeder Pulsader kann man also, indem man einen Finger darauf legt, die Schläge zählen, die das Herz in einer Minute thut. Ungefähr geschehen in solcher Zeit 70 Pulsschläge.

Indem der Milchsaft sich mit dem Blute vermischt, und in dieser Vermischung zu allen und jeden Punkten des Körpers hinströmet: so sind allenthalben unzählige kleine Röhrchen und Drüsen angebracht, welche nicht die groben Theile des Bluts; sondern nur andere feine Feuchtigkeiten in sich saugen, die für jeden Theil des Körpers bestimmt sind. Dadurch erhalten sie aus dem Blute den nahrhaftesten Theil, den der Körper zu seiner Ernährung nöthig hat. Der übrige Theil des Blutes rollt nun zwar in den kleinsten Enden der Pulsadern fort. Allein die äußersten Enden derselben fangen auch bald an, sich wieder zu erweitern. Es entstehen daraus größere Gefäße, die sich in noch größere zertheilen. Durch diese erweiterte Adern wird nun das Blut von allen Seiten so wieder zum Herzen geführet, als es durch die Pulsadern von demselben zurück getrieben wurde. Es fließt in denselben vom engern Ende gegen das weitere. Die Zusammendrückung des Herzens kann daher in sie nicht wirken, sie haben keinen Puls, und werden zum Unterschiede von jenen Blutadern genannt. Diese führen das Blut aus dem Körper wieder zu dem Herzen, und schütten es durch die große Blutader E in die rechte Herzkammer B aus. Aus dieser strömt es nicht sogleich wieder in die linke, sondern es wird diese Zusammenziehung des Herzens aus der rechten Kammer in die Pulsader F getrieben, die sich in der ganzen Lunge in unaussprechlich viele kleine Zweige ausbreitet. Dieß hat der Schöpfer sehr weislich angeordnet. Denn das Blut wird bey seinem

Umlaufe durch das Reiben gar sehr erhitzet, und muß nothwendig vor seinem neuen Umlaufe erst abgekühlet werden. Diese Abkühlung erhält es nun durch die frische Luft, welche wir in die Lunge ziehen. Aus der Lunge strömt es nun mit dem allhier zu Blute gewordenen Nahrungssafte wieder zum Herzen, und ergießt sich aufs neue in die linke Kammer A desselben; aus welcher es wieder in die große Pulsader D zu allen Theilen des Körpers getrieben wird, nachdem es auf seiner Reise fast eine Viertelstunde zugebracht hatte. —

Sehet, so künstlich mußte Gott den menschlichen Körper bilden, so unaussprechlich viel zarte Röhren, Drüsen und Blutgefäße mußte er darin anlegen, und eine so erstaunlich große Menge von Maschinen aufstellen, wenn er erhalten und ernährt werden sollte!

Der Mensch sollte aber auch mit den übrigen Thieren nach der Absicht des weisen Schöpfers empfinden. Aus dieser Ursach gab er ihm das Gehirn und die Nerven. Das Gehirn faßt die feinsten Theile des Körpers in sich, und ist der Sitz aller Empfindungen. Es enthält sehr viel Blut. Denn nach demselben laufen fünf pulsaderige Aeste, aus welchen es den alleredelsten und feinsten Saft absondert, den man die Lebensgeister oder den Nervensaft nennet. Dieser hat seinen Ursprung in dem Gehirne, und wird daselbst aus dem dahin häufig getriebenen Blute abgesondert und aufbehalten. Vermittelst der Nerven breitet er sich in dem ganzen Leibe aus. Die Nerven entspringen aus dem

Gehirne, und sind eine Fortsetzung desselben. Es sind Bündel unendlich feiner weißer Fäserchen, und mit den Lebensgeistern angefüllet, damit sie die Lebenskraft aus dem Blute allen Theilen des Körpers mittheilen könnten. Sie sind die Werkzeuge der Empfindungen. Denn je mehr Nerven sich in einem Gliede befinden, desto empfindlicher ist es. So bald man daher einen Nerven, der in ein gewisses Glied des Körpers hineingehet, bindet oder abschneidet: so hört sogleich die Empfindung eines solchen Gliedes auf, und es wird gelähmt. Denn in diesem Falle können die Lebensgeister in dasselbe sich nicht mehr ergießen. Die Nerven sind also die Werkzeuge, wodurch alle Glieder, in denen sie wohnen, das Gefühl erhalten. Dieses wird der Seele mitgetheilet, indem die Eindrücke, welche die Körper außer uns auf unsere Glieder machen, bis zum Gehirne fortgepflanzet werden.

Der Mensch sollte aber auch für das dritte sich nicht nur vermöge seiner Füße bewegen und seinen Ort verändern; sondern es war auch nothwendig, daß sein Körper in seinen Gliedern und einzelnen Theilen sich drehe und bewege. Hierzu wurden die Muskeln erfordert. Diese sind von einander geschiedene Theile seines Fleisches, die gleichsam so für sich, als abgesonderte Fleischklumpen bestehen, als ein Gewebe von zarten Fäserchen, neben und auf einander liegen, und deren Spitzen an einem festen Theile des Körpers verbunden sind. Diese Fäserchen sind alle hohl. Sie nehmen ihren Anfang an dem

obern Theile des Muskels, den man den Kopf nennet, und endigen sich in der untersten Sehne am andern Ende, welche der Schwanz heißt. In der Mitte sind sie dick und fleischig. Daher sie auch der Bauch des Muskels genannt wird. Die Theile desselben sind mit Blutgefäßen und Nerven durchflochten. Dadurch erhalten sie eine Reitzbarkeit, sich zusammen zu ziehen.

Damit nun der menschliche Körper dadurch zur Bewegung geschickt werden möchte: so ist das eine Ende des Muskels an einem festen Punkt oder Knochen, das andere Ende aber an einem beweglichen Theile befestiget. Daher mußten auch die Knochen Gelenke haben. Der Muskel ziehet sich zusammen oder wird in der Mitte aufgeblasen, wenn sich der Nervensaft in denselben ergießet. Indem nun dieses geschiehet: so wird durch solche Aufschwellung oder Zusammenziehung die Sehne an dem beweglichen Theile angezogen, daß der Knochen, an welchem der Muskel befestiget ist, bewegt wird. —

Nach dem Plane, den sich Gott bey der Schöpfung der Menschen vorgesetzt hat, sollten sie auch ihr Geschlecht fortpflanzen. Daher haben sie auch hierzu besondere Theile und Werkzeuge empfangen, diese sind sowohl bey dem männlichen als weiblichen Geschlechte so zweckmäßig eingerichtet, daß das Geschäfte der Fortpflanzung dadurch vollbracht werden kann. —

Dieß ist eine kurze Beschreibung von der innern Bildung des menschlichen Körpers. Man wird daraus hinlänglich erkennen können, daß sie das größte Kunst-

werk in der ganzen Natur sey, und uns einen Spiegel darbiete, in welchem wir die unsichtbare Gottheit auf das deutlichste erkennen können. Sollte es wohl möglich seyn, den wunderbaren Bau unsers Leibes, die unbegreifliche und geheimnißvolle Bildung desselben in Mutterleibe nur einiger Maßen zu kennen, und doch daran zu zweifeln, daß er ein Werk der unendlichen Macht, Weisheit und Güte Gottes sey?

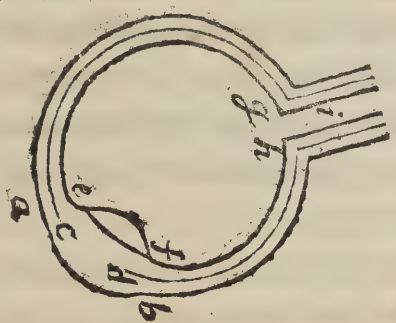
§. 17.

Von den Werkzeugen der Sinne des menschlichen Leibes.

Unser Körper ist von dem weisen Urheber der Natur so eingerichtet worden, daß wir dasjenige wahrnehmen können, was außer uns vorhanden ist. Diese Einrichtungen des Leibes, wodurch wir die Gegenwart körperlicher Dinge empfinden, heißen die Sinne. Man zählt gewöhnlich fünfe derselben. Denn wir haben Augen und Ohren, Nase und Zunge, daß wir sehen, hören, riechen und schmecken können. Dieß sind die vier Sinne, die eigene Werkzeuge oder Organe haben, auf welche die außer uns befindlichen Körper einen Eindruck machen, daß die Seele die Empfindung von dem Sehen, Hören, Riechen und Schmecken bekommt. Was den fünften Sinn nehmlich das Gefühl anbetrifft: so ist zwar kein eigenes Werkzeug für denselben vorhanden. Aber statt dessen ist unser ganzer Leib mit unzähligen Nerven durchwebt, wodurch wir alles fühlen kön-

nen, was denselben äußerlich berührt. Diese Sinnwerkzeuge sind ebenfalls lauter Zeugnisse von der Macht, Weisheit und Güte Gottes. Die Augen und Ohren, womit wir sehen und hören, die Nase und Zunge, womit wir riechen und schmecken, die zarten und mit Lebensgeistern angefüllten Fäserchen, womit wir empfinden, sind der Bewunderung und des Erstaunens würdig. Die Augen liegen in ihren Knochenhöhlen an einem Orte auf einem weichen Bette von Fett, und können durch sechs Muskeln nach allen Seiten hingedrehet werden. Sie sind mit Augenliedern versehen, die sich bey der geringsten Gefahr sogleich unwillkührlich schließen und das Auge bedecken; deßgleichen auch mit Wimpern oder Haaren, um sie dadurch vor dem Staube und den Insekten zu bewahren. Ueber beyden Augen liegen die Augenbraunen. Diese dienen dem Menschen nicht allein zur Zierde; sondern auch zum Schutze, daß die Feuchtigkeiten, die von der Stirne herab fließen, nicht so gleich in die Augen dringen können. Das Auge bestehet aus dem Augapfel und dem Sterne, der von dem farbigen Kreise umgeben wird. Außer der harten Horn- und weißen Haut, welche das Auge umgeben, ist die Augenöffnung, der Stern oder die Pupille sehr merkwürdig, weil durch dieselbe die Lichtstrahlen ins Auge fallen. Ist das Licht stark: so ziehet sich diese Oeffnung zusammen oder verkleinert sich, um den Zufluß des Lichts abzuhalten. Ist dieses schwach: so wird sie erweitert, um mehrere Lichtstrahlen aufzufassen. Wenn man nahe vor

einem Spiegel tritt und beyde flache Hände über die Augen legt, daß das Licht dadurch geschwächt wird: so kann man die Vergrößerung der Augenpupille; und wenn man die Hände wieder abziehet, die Verkleinerung derselben wahrnehmen.



In dieser Figur ist das Auge so vorgestellt, wie es inwendig beschaffen ist. Vorn zwischen a und b ist der Theil des Auges, der etwas erhabener ist, und von dem durchsichtigen Hornhäutchen bedecket wird. Hierunter liegt das traubenförmige Häutchen, welches von dem regenbogenfarbigen Zirkel umgeben wird. In der Mitte ist dieses Häutchen zwischen c und d durchlöchert, und diese Oeffnung ist es, welche man den Stern im Auge nennet. Hinter der wässerigen Feuchtigkeit, die vorn im Auge sich befindet, ist die krystallene Feuchtigkeit, die einem erhaben geschliffenen Glase gleichet, wie ihr bey ef sehen und zugleich bemerken könnet, daß die hinterste Seite erhabener ist, als die vorderste. Zwischen beyden liegt die Krystallinse, die aus lauter hellen Scheibchen in Gestalt und Größe einer

Linse bestehet. Diese ist das Hauptwerkzeug, wodurch die in das Auge fallenden Lichtstrahlen gebrochen werden. Den hintersten Grund des Auges umspannt eine schleimige Haut, welche das netzförmige Häutchen genannt wird. In demselben breiten sich die Gesichtsnerven gh aus. Auf diesem Häutchen bilden sich die auswärtigen Körper, deren Strahlen ins Auge fallen, mit lebendigen Farben ab. Die dadurch verursachte Bewegung wird durch die Gesichtsnerven ghi bis in das Gehirn fortgesetzet und der Seele die Empfindung des Sehens überliefert.

Die äußerliche Gestalt des Ohrs ist ein künstlich gewundener Knorpel mit mancherley Erhöhungen und Vertiefungen, um den Schall desto besser aufzufangen. Der innere Theil desselben bestehet in dem Gehörgange. Diese ist eine schlangenförmige und krumme Röhre, die theils knorpelig, theils beinern ist. In dem Gehörgange sind viele kleine Drüsen befindlich, welche eine bittre Feuchtigkeit absondern, die man das Ohrenschmalz nennet. Dieses dient darzu, den Gang geschmeidig zu erhalten, ihn vor dem Staube zu bewahren, und die kleinen Insekten abzuhalten, daß sie nicht in das Ohr kriechen. Der Gehörgang erstreckt sich bis an die Trommelhöhle, wo er von dieser durch die Trommelhaut abgesondert wird. Diese bestehet aus einem Häutchen, das über einen länglichrunden, hohlen und beinern Grund gespannt ist. In der Trommelhöhle befinden sich einige der zartesten Knochen und Fä-

ferchen, um den Schall zu verstärken. Hierauf folgt der Irrgang oder die innerste gekrümmte Höhle und in derselben der schneckenförmige Gang. Hinter diesem liegt endlich der Gehörnerve, der nach dem Gehirne gehet. So bald der Schall, der eine zitternde Bewegung der Luft ist, an das äußere Ohr stößet: so geht er durch den Gehörgang, erschüttert die Trommelhaut und tritt verstärkt in den Irrgang, wo er auf die Nerven so stark wirket, daß er empfunden wird.

Die Nase, die zum Geruche dient, ist ein eben so künstliches Werkzeug. Sie ist mit so vielen zarten Gefäßen durchwebt, daß wir in jedem Augenblicke des Geruchs fähig sind. Inwendig umgiebt sie eine schwammichte Schleimhaut, die mit kleinen Pulsadern angefüllet ist. Sie sondert aus dem Blute eine schleimige Feuchtigkeit ab, damit die Luft beym Athemhohlen die Nase nicht trocken mache. Ueber dieser Haut befindet sich der Geruchsnerve. Indem nun die feinen Ausdünstungen an dieselbe stoßen: so wird vermittelst des Nervens die Empfindung des Geruchs erregt.

Die Zunge ist das Werkzeug des Geschmacks. Die vielfältigen Bewegungen, deren sie fähig ist, rühren von acht Muskeln her, die sich an ihr befinden. Auf ihrer Oberfläche ist eine große Menge Nervenwärzchen vorhanden. Durch sie, wenn sie von äußern Theilen berührt werden, wird der Geschmack empfunden. Neben und unter der Zunge befinden sich auch viele Drüsen, welche den Speichel zuführen. Indem nun die fetten

und salzigen Theile der Speise durch den Speichel aufgelöset werden: so verursachen die auf der Zunge befindlichen Nervenwärzchen den Geschmack. —

Ich kann diese Betrachtung von der Bildung des menschlichen Körpers nicht beschließen, ohne noch ein paar Worte über die Gesundheit desselben zu schreiben. Der Mensch ist gesund, wenn er seine innerlichen und äußerlichen Glieder nach Willkühr gebrauchen kann, und an denselben keinen Schmerz empfindet. Krank ist er aber alsdenn, wenn entweder die Glieder zu dem natürlichen Gebrauche nicht geschickt sind, oder er sonst an einem oder andern derselben schmerzhafte Empfindungen hat. Man kann also sagen, daß die Krankheiten theils von einer Beschädigung der äußerlichen Gliedmaßen herrühren, theils aber auch aus einer üblen Beschaffenheit der Säfte unsers Leibes entstehen, wie auch von Verstopfungen derselben in den Gefäßen, wovon die Fäulniß eine unausbleibliche Folge ist. Die Gesundheit ist ohne Zweifel das größte Gut, das der Mensch von Gott empfangen kann. Denn leben und nicht gesund seyn, ist nur ein halbes Leben. Nichts ist also dem Menschen nothwendiger, nichts ist ihm heilsamer, als die Erhaltung seiner Gesundheit. Die Mittel darzu sind hauptsächlich Mäßigkeit im Essen und Trinken, Einschränkung der Begierden, Beherrschung der Leidenschaften, Verbannung aller ängstlichen Sorgen, mäßige Bewegungen und der Genuß unschuldiger Vergnügungen. Da-

her denn auch der Mensch zum Gebrauch dieser Mittel verpflichtet ist.

Groß ist aber auch die Pflicht, für die Wiederherstellung der Gesundheit zu sorgen, so bald dieselbe durch äußerliche Beschädigungen oder innerliche Krankheiten zerstört wird. Um in dieser wichtigen Sache nichts zu versäumen, muß der Kranke so fort seine Zuflucht zu einem Arzte nehmen, der die Kenntnisse besitzt, die zur Heilung der Krankheiten erfordert werden. Derjenige handelt sehr unvernünftig, und versündiget sich an seinem eigenen Leibe, der bey einer entstandenen Krankheit zu Afterärzten, zu Scharfrichtern, Kuhhirten und den so genannten klugen Frauen seine Zuflucht nimmt, und sich von denselben Arzeneyen geben läßt. Und gleichwohl ist dieß ein Fehler, der bey vielen und besonders bey den Landleuten zur herrschenden Gewohnheit geworden ist. Wenn ihr inzwischen den wunderbaren Bau eures Körpers erwäget, den wir euch beschrieben haben, wenn ihr bedenket, daß es höchst gefährlich sey, eine so künstliche Maschine, die in Unordnung zu gerathen anfängt, einem Menschen anzuvertrauen, der nicht die mindeste Kenntniß von ihrer innern Zusammensetzung und Einrichtung hat, und auch wegen seiner Unwissenheit in dem Körperbaue nicht im Stande ist, den Sitz einer Krankheit anzugeben, noch sie zu beurtheilen, und der euch, statt heilsamer Arzeneyen, bloß aus Gewinnsucht, Sachen in unrichtiger Stärke und Maße giebt, die auch mehr schaden als nutzen, und wodurch viele Menschen

hingeopfert werden: so werdet ihr euch auch vor einer solchen Thorheit, wobey euer Leben in eine so große Gefahr kommt, hüten, und bey einer entstandenen Krankheit bey einem solchen Arzte Hülfe suchen, dessen Geschicklichkeit in der Heilkunde geprüft, bewährt befunden, und der von der hohen Landesobrigkeit als öffentlicher Arzt ist bestätiget und angeordnet worden. Würdet ihr wohl eine in Unordnung gerathene Uhr einem Menschen zur Ausbesserung übergeben, der von ihren innerlichen Theilen und der Art ihrer Zusammensetzung nicht die geringste Kenntniß hat? Würde ein solcher unwissender Mensch die Uhr nicht ganz und gar verderben? Wie unverantwortlich würdet ihr nun handeln, wie wenig Ueberlegung und Klugheit würdet ihr beweisen, wenn ihr bey einer Krankheit euren Körper zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einem Afterarzte anvertrauen wolltet, der die innerliche Bildung dieser außerordentlich künstlichen Maschine weder kennet noch angeben kann, in welchem Theile des Körpers die Krankheit ihren Sitz habe? — Nach dieser kleinen Ausschweifung laßt uns in der Beschreibung der Säugthiere weiter fortfahren!

Das Affengeschlecht.

Die Affen sind so sonderbare Thiere, daß wir sie nicht ganz mit Stillschweigen übergehen können, ungeachtet sie den Menschen fast gar keinen Nutzen bringen. Einige unter ihnen haben in der Stellung des Leibes, dem Körperbaue und in ihren Handlungen eine auffal-

lende Aehnlichkeit mit dem Menschen. Die Kennzeichen, wodurch dieß weitläuftige Geschlecht nicht nur von Menschen; sondern auch von andern Thieren unterschieden wird, sind folgende. In der obern und untern Kinnlade haben sie vier Vorderzähne von gleicher Länge, die dicht an einander stehen. Die Seitenzähne sind länger als jene. Die Backenzähne, deren meist fünfe auf jeder Seite stehen, sind oben breit und eckig. In der obern Kinnlade schließen die Seitenzähne an die Backenzähne, wodurch zwischen den Vorder- und Seitenzähnen eine Zahnlücke entstehet. In der untern Kinnlade schließen die Seitenzähne an die Vorderzähne, und verursachen dadurch eine Zahnlücke zwischen den Vorder- und Backenzähnen. Außerdem haben die Affen vier Hände, und an jeder fünf von einander abgesonderte Finger. Sie weichen auch von den Menschen sehr weit ab durch ihren flächern Scheitel, durch die mit Haaren bewachsene Stirn und durch den ungleich weiter hervorstehenden Vorkopf. Auch ist die Nase bey ihnen länger als bey den Menschen und unten platt. Das Maul stehet stark hervor, und ist von den Augen weiter entfernt. Die Lippen verlieren sich einwärts und sind ungerandet. Das Kinn ist zurück gezogen. Der Leib verhältnißmäßig länger und ziehet sich unten zusammen. Dieser Unterschied fällt noch mehr in die Augen, wenn wir auf die Vernunft und Sprache sehen. Der Affe hat keine Vernunft. Er kann keine allgemeinen Begriffe machen, nicht urtheilen, nicht schließen. Er hat nur sinnliche Vorstel-

lungen und steigt von diesen auf keine höhere Stufe. Was ihren Trieb anbetrifft, die menschlichen Handlungen nachzuahmen: so kann solcher nicht als ein Beweis von ihrem Verstande angeführt werden, weil er nur von sinnlichen Eindrücken herrührt. Denn an den gezähmten Affen kann man deutlich merken, daß sie nicht einmal solche Kunstfähigkeiten besitzen, als man bey den Hunden und andern Thieren antrifft. Manche Erzählungen, die man von ihrer Kunstgeschicklichkeit anführt, sind auch daher noch sehr zu bezweifeln.

Das Vaterland der Affen sind die wärmern Gegenden der Erde und vorzüglich der Erdstriche zwischen den Wendezirkeln. In Afrika, Indien und Amerika trifft man eine große Menge davon an. Sie halten sich daselbst in den großen Waldungen scharenweise auf und leben gesellig; jedoch jede Art für sich, ohne sich mit den andern zu vermischen.

Ihre Hauptnahrung bestehet in Feld- und Baumfrüchten, im Reise, Obste, in den Pomeranzen, Citronen und andern Gartenfrüchten, die ihre Wohngegend hervorbringet. Einige fressen auch gern die Eyer der Vögel, andere Schnecken und Austern. Die gezähmten kann man auch mit allerhand zubereiteten Speisen füttern. Nur essen sie kein Fleisch. Ihr eigentliches Getränke ist Wasser, welches sie mit der hohlen Hand schöpfen und zum Munde führen. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit können sie laufen, klettern und von einem Baume auf den andern springen. Sie

gehen theils aufrecht, theils auf allen vier Füßen. Die Neubegierde der Affen gehet weit. Was sie an den Menschen sehen, suchen sie auf eine lächerliche Weise nachzuahmen, und dieser Nachahmungstrieb bringt sie oftmals zum Verlust ihrer Freyheit. Wenn ein Jäger einen Affen fangen will: so pflegt er untern andern in dessen Gegenwart seine Stiefel aus- und wieder anzuziehen. Hierauf legt er, indem der Affe auf dem Baume solches bemerket, ein paar andere Stiefeln hin, und entfernt sich von solcher Stelle. Gleich darauf eilet der Affe, von Neubegierde getrieben, an den Ort hin, und ziehet die hingelegten Stiefeln an. Da er nun in diesem Anzuge nicht laufen und springen kann: so ist es dem Jäger, der sogleich aus seinem Hinterhalte wieder hervorkommt, ein leichtes, den Affen zu erhaschen und gefangen wegzuführen. Die Erwachsenen können nicht leicht gezähmt werden. Man gehet also auf ihren Fang nur aus, um sie zu essen. Dieß thun aber nur die Wilden. Für die Europäer sind sie eine ekelhafte Speise.

Die meisten Affen lassen sich sehr leicht erzürnen. Sie pflegen auch der ihnen angethanen Beleidigungen nicht zu vergessen; sondern sind derselben eingedenk, und suchen sich an ihrem Feinde zu rächen, wenn sie ihn ansichtig werden, und ihm gewachsen zu seyn glauben. Zorn und Rache mahlen sich alsdann in ihren Gesichtszügen ab. Die Augen funkeln ihnen im Kopfe, sie weisen die Zähne, klappen damit geschwind, bewegen die Lippen schnell nach allerley Richtungen und springen mit

empor gezogener Stirn auf ihren Feind zu, und suchen ihn durch Beissen und Kratzen zu beschädigen. Wenn sie gemeinschaftlich angegriffen werden: so stehen sie sich einander bey, und werfen mit Steinen und Reisern um sich. Einige lassen auch wohl gar ihren Unrath von sich, ergreifen solchen und werfen damit nach ihren Feinden.

An Größe und Bildung sind die Affen sehr verschieden. Es giebt einige von der Größe eines Fuchses; andere sind kleiner, und noch andere fast so groß als ein mittelmäßiger Mensch in seiner aufrechten Stellung. Wegen ihrer Geilheit sind sie sehr berüchtiget. Man weiß jedoch nicht gewiß, ob sie sich paaren, oder ob das Männchen zugleich vielen Weibchen beywohne. Man hat, bis auf eine Art, auch noch nicht ausmachen können, wie lange sie trächtig sind. So viel ist bekannt, daß sie gewöhnlich ein Junges zur Welt bringen. Dieses nimmt die Mutter in die Arme, legt es nach Art der Menschen an die Brust und säuget es. Die Jungen werden sowohl von dem Vater als der Mutter auf das zärtlichste geliebt und auf das sorgfältigste gepfleget. Auch liebkosen sich die Erwachsenen auf verschiedene Art, zumal wenn sie von beyderley Geschlechte sind. Jedoch können sie sich auch leicht wieder erzürnen.

Unsern alten Vorfahren sind nur wenig Arten von Affen bekannt gewesen. In den neuern Zeiten sind weit mehrere entdeckt worden. Die Naturforscher unterscheiden anjetzt 49 Arten, ohne diejenigen, die sie noch nicht kennen. Man pflegt sie in fünf Untergattungen einzu-

theilen, die von einigen auch Familien genannt werden. Denn es giebt 1) Affen ohne Schwanz mit flachem Gesichte. 2) Affen mit kurzen Schwänzen, kahlen Gesäßschwielen *) und Backentaschen. 3) Affen mit langen Schwänzen, kahlen Gesäßschwielen und Backentaschen. 4) Affen mit langen Wickelschwänzen, ohne Backentaschen und Gesäßschwielen. Und 5) Affen mit langen schlaffen Schwänzen ohne Gesäßschwielen und Backentaschen. Wir wollen einige der merkwürdigsten davon anführen.

§. 18.

Der Orangoutang oder der Waldmensch.

Der Orangoutang gehört zu den ungeschwänzten Affen und zeichnet sich vor den übrigen wegen seiner Gestalt

*) Die harten Stellen die man bisweilen von der Arbeit in der Hand bekommt, und Quensen heißen, haben mit den Schwielen viele Aehnlichkeit, nur sind sie viel kleiner.

und seines aufrechten Ganzes vorzüglich aus. Der Nahme ist Malayisch und heißt so viel als Waldmensch. Von seiner Aehnlichkeit mit dem Menschen wird viel fabelhaftes erzählt. Man findet an ihm Merkmahle genug, die seine Verschiedenheit von jenem zu erkennen geben. Denn er hat alle den Affen eigene Theile. Sein Kopf ist breit, der Vorkopf hervorstehend, das Gesicht runzlich, die Augen liegen tief im Kopfe. Die Nase ist kurz und platt. Der Mund breit und zurückgezogen. Die Oberlippe und Unterlippe ohne Rand. Auch hat er, wie die übrigen Affen natürliche Zahnlücken, keine Waden und das Gesäß ist ganz mit Haaren bedeckt. Seine Arme sind sehr lang, und reichen bis an die Knie, wenn er aufgerichtet stehet. Die Hände groß mit breiten Fingern, auf welchen runde Nägel sitzen. Der Daumen ist desto kürzer. Die Füße sind weit länger als an den Menschen, und mit sehr langen Zehen versehen. Auch ist die daran befindliche große Zehe ein wahrer Daumen. Wer mit diesen Merkmahlen die Kennzeichen des Menschen vergleichet, der wird daran nicht zweifeln, daß der Orangoutang ein wahrer Affe sey. In dem innerlichen Körperbau weicht er von dem Menschen ebenfalls ab. Hauptsächlich aber fehlt ihm die Vernunft und Sprache. Nach den neuesten Entdeckungen soll neben der Luftröhre ein Sack liegen, in welchen die aus der Luftröhre kommende Luft eindringet. Dadurch wird sie so geschwächt, daß er keine Töne, die zur

Sprache erfordert werden, hervorbringen; sondern nur auf eine unangenehme Art schreyen kann.

In Ansehung der Größe ist unter ihnen ein merklicher Unterschied, und es ist wahrscheinlich, daß es zweyerley Arten, große und kleine giebt. Nach den Beschreibungen der Reisenden sollen einige fast die Größe eines erwachsenen Menschen haben; andere aber, die sich an der Sierra Liema aufhalten, gewöhnlich so groß seyn, wie ein drey bis vierjähriges Kind. Die jungen Orangoutangs, welche einzeln nach Europa gebracht werden, sind nur etwas über zwey Pariser Fuß hoch gewesen. Denn es hält sehr schwer Erwachsene zu fangen und sie lassen sich auch nicht zahm machen. Die gezähmten Jungen kommen in Europa nicht zu ihrem Auswuchse, weil sie die Kälte nicht vertragen können, und daher bald sterben. Der große soll, zumal in seiner Heimath, sehr beherzt und stark seyn. Er kann gleich den übrigen Arten seine Glieder sehr geschwind bewegen, sich mit den Hinterfüßen an dem Aste eines Baumes hangen, und von einem Baume auf den andern springen. Auch schläft er darauf.

Ihr Vaterland ist der heiße Erdstrich von Afrika, die Inseln Sumatra, Java und Borneo, wie auch das Königreich Bengalen. Daselbst halten sie sich an den unbewohntesten Orten in den dicksten Wäldern auf. Man hat verschiedene Beyspiele von ihrer Klugheit. Wir wollen einige sehr merkwürdige davon anführen. Herr de la Brosse hat einen jungen Orangoutang gehabt,

welchem in einer Krankheit die Ader ist geschlagen worden. Dieser hat hernachmals, so oft ihm etwas gefehlet, seinen Arm hingereichet, und dadurch zu erkennen gegeben, daß er eben die Hülfe wieder verlange. Im vorigen Jahrhunderte hat der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien einen Orangoutang von einer kleinern Art erhalten, der sehr geschickt gewesen ist. Er trug, heißt es, Sachen von einem Orte zum andern. Wenn er trinken wollte: so faßte er den Krug mit der einen Hand beym Henkel, und mit der andern am Boden, hernach wischte er den Mund. Wenn er schläfrig war, legte er sich mit dem Kopfe auf ein Kopfkissen und wußte sich mit einer Decke ordentlich zuzudecken. Derjenige, den der Herr Graf von Büffon 1740 in Paris sahe, und der im folgenden Jahre zu London starb, hatte ein bedächtiges etwas trauriges Wesen, und war so zahm, daß er auf den Wink gehorchte. Er gab den Fremden die Hand, und ließ sich von ihnen führen. Er konnte am Tische sitzen, mit dem Löffel und der Gabel essen, sich sein Getränk in ein Glas eingießen und austrinken, auch mit andern anstoßen, die ihn dazu aufforderten, mit dem Tellertuche den Mund abwischen; ferner eine Theeschäle hohlen, Zucker hinein thun, Thee einschenken, und denselben, wenn er kalt war, trinken. Das that er alles auf den Wink oder das Wort seines Herrn, öfters auch ganz von sich selbst. Er beleidigte Niemanden, nahete sich dem Fremden sehr bescheiden und ließ sich gern liebkosen. Er ging immer aufrecht. Seine Nahrung bestand in allerhand Spei-

sen, am liebsten aber genoß er Früchte. Er trank Milch, Thee und andere süße Dinge. Den Wein aber am wenigsten gern.

So auffallend diese Beyspiele auch seyn mögen: so läßt sich doch daraus nichts weiter erweisen, als daß sie gelehrig sind, und zu mancherley Künsten können abgerichtet werden. In andern Fällen lassen sich auch an ihnen gar keine Spuren des Verstandes entdecken. Sie finden Z. E. viel Vergnügen an einem von den Negern angemachten Feuer, und setzen sich um dasselbe herum; und gleichwohl besitzen sie nicht so viel Verstand, es durch Nachlegen des Holzes zu unterhalten; sondern geben nur bloß ihre Verwunderung und Betrübniß zu erkennen, wenn es wieder ausgehet; und auch diese Gemüthsbewegungen rühren bloß von den sinnlichen Eindrücken her, den der Glanz des Feuers auf sie macht.

Von der Fortpflanzung dieser Thiere ist weiter nichts bekannt, als daß die Weibchen Ein bis zwey Junge zur Welt bringen, welche sie beständig an sich herum tragen, so lange sie solche säugen. Wenn man nach der Beschaffenheit derer, die nach Europa sind gebracht worden, urtheilet: so muß man behaupten, daß sie eher zu ihrem vollen Wuchse gelangen, als der Mensch, und daher auch dessen Alter nicht erreichen können.

§. 19.

Der langarmige Affe.

Dieser Affe, welcher Gibbon oder Golok genannt wird, ist von den übrigen durch die Länge der Arme leicht zu unterscheiden. Denn diese sind in seiner aufrechten Stellung so lang, daß sie bis an die Erde reichen. Im Gesichte siehet er dem Menschen fast noch ähnlicher als der Orangoutang. Der Kopf ist beynahe rund, das Gesicht platt, fahl, dunkelbraun und mit weißgrauen Haaren umgeben. Er hat Backentaschen und Schwielen am Gesäße. Der Leib ist um die Hüfte schmäler als oben, und mit schwarzen Haaren bedeckt. Er gehet meistens Theils aufrecht. Seine Nahrung besteht in allerley Baum- und Erdfrüchten. Sein Naturell ist sanftmüthig. Die Höhe desselben, wenn er ausgewachsen ist, beträgt etwa vier Fuß.

Es giebt auch einen kleinen Gibbon, der in der Gestalt und dem Verhältnisse der Theile seines Leibes dem großen gleich kommt. Nur ist er um ein Drittel kleiner als jener. Er ist wahrscheinlich eine Spielart von dem großen. Die Heimath dieses Affen ist Ostindien. Auf den beyden Inseln diesseit und jenseit des Ganges trift man ihn vorzüglich an. Die nach Europa gebracht werden, können ihr Leben nicht hoch bringen, weil Kälte und Nässe ihnen schädlich und tödlich sind.

§. 20.

Der gemeine Affe.

Dieser gehört auch zu dem Geschlechte derjenigen Affen, die keinen Schwanz haben. Er hat einen länglichen Kopf, ein kurzes plattes Gesicht und kurze Arme. Das Gesicht ist in der Mitte kahl und runzlich. Der Hals kurz. Die Ohren sind kürzer, runder und breiter gesäumt, als an dem Menschen. Die Schwielen an dem Gesäße sind kahl. Seine Nahrung sind Früchte, Wurzeln und Blätter; auch allerley Insekten und Wür-

mer. Sein Getränk ist Wasser. Jedoch trinkt er auch Milch und Bier. Er genießt diese Getränke aus der hohlen Hand, und auch aus einem Gefäße. Seine Größe, wenn er ausgewachsen ist, gleicht einem Fuchse. Die Alten bezeigen sich, wenn sie gefangen werden, sehr unbändig. Die Jungen aber lassen sich nicht nur leicht zahm machen; sondern auch zu allerley Künsten abrichten.

Dieß ist derjenige Affe, der am häufigsten nach Europa gebracht wird. Er ist fast jedermann bekannt, weil er von den Herumläufern für Geld gezeigt wird, und viele Possen und Grimassen macht. Die Lippen kann er schnell nach allen Richtungen bewegen, und die Zähne geschwind zusammen schlagen. Sein Laut, wenn er gefangen genommen wird, ist ein heftiges kurzes Gekreisch. In Aethiopien, Arabien und Indien gehört er zu Hause. Unter allen Affen, die nach Europa kommen, ist er der dauerhafteste, indem er Kälte und Nässe ziemlich gut vertragen kann. Auch ist er der einzige, der sein Geschlecht in der Gefangenschaft in den Europäischen Ländern vermehrt. Daher weiß man auch von dem Weibchen, daß es in den zehnten Monat trächtig gehet.

§. 21.

Der Choras.

Diejenigen Affen, die kurze Schwänze, kahle Gesäßschwielen und Backentaschen haben, gehören zum zweyten Untergeschlechte derselben und heißen insgemein Paviane. Der Choras ist von dieser Art. Sein Gesicht ist länglich, platt und mit wolligen dunkelgrauen Haaren umgeben. Diese Haare bilden auf der Stirn einen Zopf, wie eine Grenadier-Mütze. Durch diesen Zopf und durch die blutrothe Nase zwischen seinen himmelblauen Backen ist dieser Affe sehr kennbar. Der Schwanz ist ungefähr zwey Zoll lang, und aufwärts gegen den Rücken gebogen. Seine Nahrung bestehet in saftigen Früchten. Auch frißt er gern Nüsse, die er aufknackt und Eyer. Er ist sehr stark und wild. Doch läßt er sich auch zahm machen, und zu mancherley Künsten abrichten. Sein Laut hat eine Aehnlichkeit mit dem

Grunzen einer alten Sau. Der Choras, der 1764 in Deutschland ist herum geführt worden, ist aus Zeglan und zwey Fuß hoch gewesen. Er war, wie die übrigen von seiner Art, sehr geil und konnte die Geschlechter unterscheiden.

§. 22.

Die Meerkatze.

Dieser Affe, welcher zur dritten Familie oder Untergattung gehört, hat in Ansehung der körperlichen Bildung mit dem gemeinen Affen eine große Aehnlichkeit. Inzwischen ist er von demselben durch den langen Schwanz hinlänglich unterschieden. Der Kopf ist dick, rund und oben platt. Die Nase eingedrückt und das Maul groß. Der Hals dick. Die Haare sind ein Gemisch von grüner, brauner und grauer Farbe. Die unter dem Kinne befindlich sind, bilden fast einen Bart. In den wärmern

Gegenden von Afrika und besonders an der westlichen Küste gehören diese Thiere zu Hause, und sind daselbst in großer Menge anzutreffen. Sie sind sehr lebhaft und possierlich. Ihr gewöhnliches Geschrey ist hah hah. Durch ihre Räubereyen thun sie den Reisfeldern großen Schaden. Sie sollen eine Wache ausstellen, wenn sie fouragiren wollen, um vor den Negern sicher zu seyn. Diese essen ihr Fleisch, wenn es geräuchert oder mit Reis gekocht ist. Sie stellen ihnen daher sehr nach und fangen sie in Schlingen oder schießen sie mit Pfeilen. Ehemals glaubte man, daß die Affen mit langen Schwänzen allein in Amerika einheimisch seyn. Als man nun einige derselben über das Meer nach Europa brachte: so wurden sie Meerkatzen genannt.

§. 23.

Der vierfingerige Affe.

Dieser ist aus der vierten Familie, welche die Affen mit langen Wickelschwänzen, ohne Backentaschen und Gesäßschwielen enthält. Er ist schwarz, ohne Bart und hat an den Vorderhänden keinen Daumen. Durch dieses Merkmahl kann man also diese Art leicht erkennen. Der Kopf ist länglich, das Gesicht platt und runzelig. Arm und Beine sind sehr dünne. Auf dem Leibe hat er lange und borstige Haare. Er ist von der Größe eines mittelmäßigen Hundes. In Guiana, Brasilien und Peru halten sie sich auf den Bäumen schaarweise auf. Der Schwanz dient ihnen statt einer fünften Hand. Sie wissen auch denselben sehr geschickt zu gebrauchen. Wenn sie sich schwingen wollen, so halten sie sich damit an. Dieß thun sie auch, wenn sie im Begriff sind zu fallen. Wenn sie die Spitze des Schwanzes um einen Baumzweig herumwickeln und sich schwingen: so können sie auf solche Art von einem Baume auf den andern kommen. Es hängen sich auch mehrere an einander, und schwingen sich so lange hin und her, bis der vorderste einen Zweig erreicht, an welchem er sich halten kann. Alsdann ziehet er die übrigen nach sich. Mit der Spitze des Schwanzes sind sie auch im Stande allerley Sachen von der Erde aufzunehmen, und zum Munde zu führen. Ihr Fleisch wird gebraten und gekocht gegessen. Der Geschmack davon soll süßlich und auch ekelhaft seyn. Sie sind sehr kühn und suchen sich zu rächen, wenn sie von den Menschen angegriffen werden.

§. 24.

Der Sagoin.

Dieses Thierchen, welches zum fünften Untergeschlechte der Affen gehört, hat einen kleinen Kopf, der ganz in dichten Haaren steckt. Seine Ohren sind rund und durch lange Haare verdeckt. Es hat einen langen, dicken Schwanz, den es kaum tragen kann, und der mit gelben und schwarzen Haaren beringelt ist. Sein Haar ist sehr weich und wollig, nur auf dem Rücken etwas härter. Die Nägel der Daumen sind rund, die übrigen spitzig. Es ist wild und sehr beissig. Es klettert so leicht wie ein Eichhörnchen und nähert sich ihm auch in der übrigen Lebensart. Sein Vaterland ist Brasilien. Süße Früchte, Fliegen, Spinnen und nackte Schnecken sind seine Nahrung. Man bemerkt an ihm, daß es nach Bisam riecht. Die Kälte ist ihm sehr empfindlich, und daher kann es nur den Sommer in Eu-

ropa ausdauern. In Portugall hat man sogar durch die Paarung Junge von ihnen erhalten.

Dieß sind einige der merkwürdigsten Affen aus den bekannten fünf Familien. Da sie für den Menschen keinen besondern Nutzen haben: so wollen wir auch nicht mehrere beschreiben.

§. 25.

Das Geschlecht der Makis.

Die Makis machen ein eignes Geschlecht aus, das von dem Geschlechte der Affen unterschieden ist. Sie haben in der obern Kinnlade vier Vorderzähne und in der untern sechse. Vier Hände mit fünf freyen Fingern und vier Säugwarzen an der Brust. Im Gange und in der übrigen Lebensart sind sie zwar den Affen sehr ähnlich; aber sie zeichnen sich doch von ihnen durch die Zähne, die vier Säugwarzen, durch den vorwärts verlängerten Kopf, dessen Gestalt dem Kopfe des Fuchses ähnlich ist, und durch die hohen Hinterfüße vorzüglich aus. Die engen Grenzen, in welche wir uns einschließen müssen, verbieten uns, aus diesem, für den Menschen sehr wenig interessanten Geschlechte einige Thiere besonders anzuführen. Der fliegende Maki ist zwar sehr merkwürdig, weil er zwischen dem Halse, den Beinen und dem Schwanze eine ausgespannte Flughaut hat, die bis an die Spitzen der Finger und des Schwanzes reicht, und vermittelst derselben er sich in der Luft bewegen kann. Weil er aber nur mit zwey Säugwarzen versehen ist: so

tragen wir Bedenken, ihn zu den Makis zu rechnen und ihn als ein merkwürdiges Thier unter denselben zu beschreiben. Er gehört zu der Thierart, welche die fliegenden und gehenden Thiere an einander kettet. Denn in der Natur geschieht kein Sprung; sondern alles stufenweise. Durch seine Uebergänge von einer Thiergattung zur andern hängt alles zusammen und bildet dadurch ein großes Ganze. Unter den Fledermäusen scheint daher der fliegende Maki seinen Platz zu behaupten.

Das Faulthiergeschlecht.

Dem äußerlichen Ansehn nach haben diese Thiere einige Aehnlichkeit mit den Affen und Makis. Durch ihren innerlichen Körperbau sind sie aber von ihnen hinlänglich unterschieden; denn sie haben gleich den wiederkäuenden Thieren, vier Magen. Die Vorderzähne fehlen ihnen. In jeder Kinnlade aber haben sie fünf walzenförmige Backenzähne hinter jedem Eckzahne. Ihr Körper ist mit Haaren bedeckt. Sie kriechen auf allen Vieren langsam fort, und bey ihrem trägen Gange schleppt der Bauch auf der Erde. Ihre Nahrung sind Blätter und Früchte der Bäume. Daher sie auf dieselben kriechen und darauf so lange bleiben, bis sie solche fast ganz kahl fressen. Die Weibchen werfen wahrscheinlich nur Ein oder Zwey Junge, welche sie durch zwey Säugwarzen nähren, die an ihrer Brust sitzen. Diese Thiere scheinen bestimmt zu seyn, den Ueberfluß der Baumblätter abzufressen. Deßwegen mußten sie auch langsam seyn, weil sie sonst zu viel verwüsten würden.

§. 26.

Der Ai.

Der Ai hat einen kurzen Schwanz und an allen vier Füßen drey starke, lange Klauen von der Gestalt der Schusterpfriemen. Diese Klauen dienen ihm zum Klettern. Sein ganzer Leib ist mit zottigen Haaren bedeckt. Die Füße sind kahl und die vordern länger als die hintern. In seiner Größe gleicht er dem Fuchse. Das merkwürdigste an ihm ist die Trägheit und Langsamkeit, mit welcher er sich bewegt. Mit vieler Mühe klettert er an einem Baume hinauf, und verläßt ihn nicht eher wieder, als bis er ihn abgefressen hat. Alsdann ziehet er sich zusammen und fällt hinunter. Denn das Hinuntersteigen würde ihm zu viel Mühe machen. Nun stellt er die Reise nach einem andern Baume an. Ehe er aber denselben erreicht, wird er wieder mager, nachdem er sich zuvor fett gefressen hatte. Er säuft niemals

und kann einen ganzen Monat hungern. Sein Vaterland ist Südamerika; sonderlich die wärmern Gegenden dieses Landes. Der Regen ist ihm sehr empfindlich. Er schreyet daher, wenn es regnet, entsetzlich. Man hat diesem Thiere den Namen Ai gegeben, weil es des Nachts ein so klägliches Geschrey macht, das diesem Laute ähnlich ist. Er schläft auf dem Baume hängend. Das Weibchen ist vier Monate trächtig und wirft ein Junges.

Das Ameisenfressergeschlecht.

Die Thiere aus diesem Geschlechte haben keine Zähne; sondern eine verlängerte Schnautze, und in derselben eine schmale und spitze Zunge, welche sie Fußlang, als einen Spieß, ausstrecken können. Ihr Vaterland ist das südliche Amerika und sie nähren sich vorzüglich von Ameisen. Daher werden sie auch Ameisenfresser genannt.

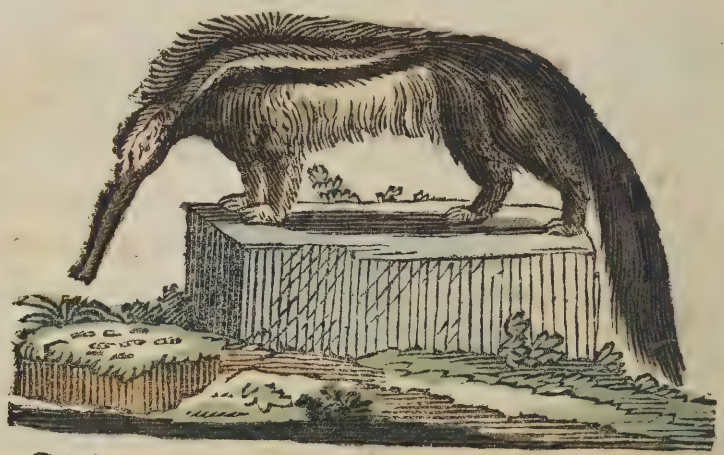
Sie haben an ihren Füßen starke und gekrümmte Klauen, mit welchen sie die Ameisenhaufen aufkratzen, die in Amerika gemeiniglich Ellentief liegen und mit einer harten Schale überzogen sind. Alsdann stecken sie ihre ausgedehnte und klebrichte Zunge in das Nest hinein, ziehen sie wieder in den Rüssel und verzehren die daran sitzenden Ameisen. Sie klettern auch auf die Bäume, um Ameisen und Honig aufzusuchen.

Man kann sie zahm machen, und alsdann mit Brotkrumen und klein gehacktem Fleische ernähren. Sie sind mit vielen und rauhen Haaren bedeckt und haben eine dicke

Haut wodurch sie gegen die Stiche der Ameisen geschützt werden. Obgleich ihr Fleisch widerlich schmeckt: so wird es doch von den Wilden gern gegessen. Diese Thiere sind für jene Länder sehr nützlich, weil sie der überhand nehmenden Vermehrung der Ameisen, die alles verwüsten würden, Einhalt thun. Von diesen Thieren unterscheidet man nach ihrer Größe drey Arten.

§. 27.

Der große Ameisenfresser.



Dieser hat einen langen und runden Rüssel. Die Haare auf dem Rücken machen eine Mähne. Der Schwanz gleicht einem Pferdeschwanze, mit welchem er sich im Schlafe gegen den Regen, vor dem er sich sehr fürchtet, bedeckt. An den Vorderfüßen hat er vier, und an den hintern fünf Klauen. Ohne Schwanz ist er etwa vier Fuß lang.

Die Länge des mittlern Ameisenfressers beträgt etwa Einen Fuß und des kleinen acht Zoll. Alle drey Arten näh-

ren sich auf gleiche Weise und sind nur in wenigen Stükken von einander unterschieden.

§. 28.

Das Schuppenthiergeschlecht.

Die zu diesem Geschlechte gehörigen Thiere haben mit den Ameisenfressern in der Bildung und Lebensart viel ähnliches. Die Kinnladen sind zahnlos und die Zunge ist schmal und lang. Ihre Nahrung bestehet ebenfalls in Ameisen. An jedem Fuße haben sie fünf starke, gekrümmte, ungleiche Klauen. Sie unterscheiden sich aber von ihnen durch die Bedeckung des Körpers mit knochenartigen beweglichen Schuppen. Diese Schuppen haben eine große Aehnlichkeit mit den Fichtenzapfen. Sie dienen ihnen zum Harnisch. Denn wenn sie von ihren Feinden angegriffen werden: so rollen sie sich zusammen und haben alsdann die Gestalt einer platt gedrückten Kugel. Ihr Gang ist langsam; sie können daher leicht gefangen werden. Das Fleisch von ihnen wird gegessen. Besonders soll der Schwanz sehr gut schmecken. Man hört von ihnen keinen Laut. Ihre Nahrung suchen sie vornehmlich in der Nacht. Die Weibchen haben zwey Säugwarzen, welche zwischen den Vorderbeinen sitzen. Sie werden also wohl nicht mehr als zwey Junge auf einmal werfen. In Guinea, Ceylon, auf der Küste Coromandel und den benachbarten Inseln sind sie zu Hause. Es giebt kurz- und langgeschwänzte Schuppenthiere. Ihre Bestimmung ist

gleichfalls, die große Menge Ameisen zu vermindern, die in den dortigen Gegenden den Menschen so beschwerlich sind.

§. 29.

Das Geschlecht der Gürtelthiere.

Diesen Thieren fehlen sowohl die Vorder- als auch die Eckzähne. Auf jeder Seite der beyden Kinnladen sitzen sieben bis acht kurze cylindrische Backenzähne. Die Füße sind mit starken Klauen bewaffnet. Der Kopf und Rücken ist mit einer hornartigen Schale bedeckt, die auch ganz den Schwanz umgiebt. Auf dem Rücken macht die Schale ein doppeltes, festes Schild, wovon das eine sich am Kopfe, das andere am Schwanze endigt. Die Brust ist mit Borsten dünne bewachsen, wie auch der Bauch. Zwischen beyden Schildern sind einige bewegliche Gürtel befindlich, nach deren Anzahl die Arten dieser Thiere bestimmt werden. Denn es giebt Gürtelthiere mit drey und vier Gürteln. Andere haben sechs geflammte Gürtel, und noch andere acht, neun, zwölfe, ja sogar achtzehn. Einige haben auch ein Halsschild. Ihr Vaterland sind die wärmern Gegenden in Amerika. Sie graben mit großer Geschwindigkeit unter der Erde Höhlen, worin sie sich am Tage aufhalten. Des Nachts gehen sie auf ihre Nahrung aus. Diese besteht in Erd- und Baumfrüchten. Sie fressen auch bisweilen Fleisch. Das Weibchen wirft monatlich vier Junge. Der Sitz der Säugwarzen ist nicht recht bekannt. Das Fleisch

der jungen Gürtelthiere ist wohlschmeckend; aber das von den alten riecht nach Bisam. Die Länge eines mit einem Halsschilde versehenen Gürtelthieres ist ohne den Schwanz etwas über Einen Fuß. Die Breite ungefähr acht Zoll. Die andern sind theils länger theils kürzer.

Das Elephantengeschlecht.

Die Hauptkennzeichen, wodurch die Thiere dieser Gattung von andern unterschieden werden, sind die beyden großen Eckzähne, die aus der obern Kinnlade sehr merklich hervorstehen, und die in einen langen und biegsamen Rüssel verlängerte Nase. In der untern Kinnlade haben sie keine Seitenzähne. Auch fehlen ihnen die Vorderzähne oben und unten. Der Backenzähne sind in jeder Kinnlade viere. Von diesem Geschlechte giebt es nur eine Art.

§. 30.

Der Elephant.

Unter allen Landthieren ist der Elephant das größeste; denn der ausgewachsene ist zehn bis vierzehn Fuß hoch und funfzehn bis siebzehn Fuß lang. Er ist also gewiß zweymal so groß als ein großes Pferd, und beynahe auch zweymal so lang. Mit Recht sang daher der berühmte Schweitzerische Dichter zum Preise der Allmacht Gottes:

Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmet
Und seinen Knochenberg beseelt.

Der Kopf dieses Thieres ist eckig, und die Augen haben kaum die Größe eines Ochsenauges. Seine Ohren hangen am Kopfe hinunter, und sind einem großen Kalbfelle ähnlich. Die Nase ist in einen biegsamen Rüssel verlängert, die an ihm das bewundernswürdigste Glied ist. Vorn an demselben sitzen die Nasenlöcher, durch welche der Elephant Athem hohlt, riecht, und einen Laut von sich giebt, der dem schmetternden Laute einer stark schallenden Trompete ähnlich ist. Dieser Rüssel vertritt bey ihm die Stelle des Armes und der Hand. Er kann ihn auf drey Ellen weit ausstrecken und bis zu einer Elle verkürzen, auch in die Höhe und nach allen Seiten herum biegen. Durch eine Scheidewand ist er inwendig in zwey Höhlen getheilt. Der Elephant bedient sich desselben, um damit Speise und Trank in den Mund zu bringen. Auch kann er mittelst desselben viele Kunststücke verrichten. Denn an der Mün-

dung des Rüssels ist ein Häkchen befindlich, mit welchem er, wie mit einem Finger allerley Dinge fassen kann. Das Maul des Elephanten ist klein und liegt unter den großen Zähnen und dem Rüssel verborgen. Der Hals ist kurz, der Leib bauchig, und der Rücken erhaben. Die Beine, auf welchen seine große Körpermasse wie auf Säulen ruht, sind fünf bis sechs Fuß hoch, rund, und so dick, daß sie im Durchschnitte funfzehn bis achtzehn Zoll betragen. Die Füße sind klein und haben eine runde, fünffach eingeschnittene Sohle. Sein Schwanz ist von der Größe eines Ochsenschwanzes, zwey bis drey Fuß lang und reicht ihm bis an die hintern Biegungen seiner Hinterbeine. An der Spitze desselben hängt ein Busch dicker und starker Haare. Seine Haut am ganzen Leibe, ist runzelig, dick und hart wie eine Baumrinde und ist mit kurzen starken Haaren einzeln und sparsam bedeckt, die sich größten Theils mit dem Alter verlieren. Die Farbe der Elephanten ist gewöhnlich aschgrau, selten braunlich grau, bisweilen auch wohl weißlich; doch kommen dergleichen, die man weiße zu nennen pflegt, selten vor. Am seltensten sind die gefleckten, die bisweilen auf der Insel Ceylon fallen.

Das Männchen hat in der obern Kinnlade zwey Eckzähne, die weit aus dem Maule hervor tragen, und wovon jeder über einen Zentner wiegt. Bey den Afrikanischen Elephanten ist das Stück bisweilen an die 200 Pfund schwer; bey den Asiatischen etwas geringer und an den Ceylonschen wiegt das Stück etwa 75 bis 80 Pfund.

Ein solcher Zahn, wenn er ein gutes Gewicht hat, kostet gewöhnlich 150 Holländische Gulden. Das Weibchen hat auch dergleichen Eckzähne, nur sind sie bey demselben nicht so groß.

Der Geburtsort des Elephanten ist der heiße Erdgürtel in Asien und Afrika. In den Staaten des großen Moguls, Bengalen, Coromandel und in den südlichen Provinzen des Sinesischen Reichs, sind sie in großer Menge vorhanden. Fast noch zahlreicher sind sie in Afrika von der Senegal an bis zu dem Vorgebirge der guten Hoffnung. In allen diesen Ländern bewohnen sie die schattigen und feuchten Wälder, baden sich gern und halten sich in großen Herden von hundert bis tausend Stücken zusammen. Wenn man nach dem Verhältnisse der Größe ihrer Zähne schließet: so sind die Afrikanischen die größten; die Indianischen von einem Mittelschlage; und die Ceylonschen die kleinsten.

Die Nahrung des Elephanten besteht in Baumblättern, Baumästen und Zweigen, die er mit dem Rüssel abbricht, wie auch in allerley Gewächsen und Früchten. Besonders geht er den Orangen, Feigen, Cocos, Pisang und Palmenbäumen nach. Reis ist für ihn ein Leckerbissen; daher thut er auch den Reisfeldern großen Schaden. Sein gewöhnliches Getränk ist Wasser. Dieß macht er zuvor, ehe er säuft, mit den Füßen trübe. Sein Körperbau scheint zwar wegen seiner großen Masse zur Bewegung sehr ungeschickt zu seyn, aber er bewegt sich doch leicht und geschwind. Nur kann er sich nicht

gut wenden. Sein Gang ist Schritt oder Paß und hierin kann er täglich 15 Meilen zurücklegen. Auch kann er gut schwimmen, wobey er den Rüssel in die Höhe hält.

Ungeachtet der Elephant in der Wildniß gefangen werden muß: so kann er doch sehr leicht gezähmt und nach seinen bewundernswürdigen Fähigkeiten zu allerley Künsten abgerichtet werden. Denn er ist von Natur sehr mild und folgsam. Man kann bey einer ganzen Herde vorbey gehen ohne Furcht, beschädigt zu werden. Die zahmen Elephanten werden in eigenen Ställen unterhalten, die fast wie die Pferdeställe angelegt sind. Man bedient sich ihrer zum Tragen, zum Ziehen und zum Reiten. Einer kann so viel Dienste leisten, als sechs Pferde zu thun im Stande sind. Die Last, die ein einziger Elephant tragen kann, wird 2000 Pfund geschäzt. Mit dem Rüssel allein kann er 200 Pfund aufheben. Will man ihn zum Reiten gebrauchen: so wird ein Sattel auf ihn gelegt. Auf diesen Sattel stüzt sich ein Kasten, in welchen man sich setzt. Vornehme Personen lassen über diesem Sitze noch ein Dach errichten, welches auf Säulen ruht und das Ansehn einer Kutsche hat. In demselben können einige Personen sitzen, die sich auf solche Art von dem Elephanten forttragen lassen. Vor dem Herrn sitzt ein Sklave mit einem Fächer von Palmblättern, und bewegt damit die Luft, um ihn abzukühlen. Hinter ihm befindet sich ein andrer, der mit einem köstlichen Tibetischen Kuh- oder Pfauenschwanze ihm die Fliegen abwehrt, und noch ein dritter hält über

ihm einen Sonnenschirm, um ihn vor den brennenden Sonnenstrahlen zu beschützen. An dem Elephanten selbst pflegen viele Zierathen angebracht zu werden, die ihm ein sehr prächtiges Ansehn geben. Ein jeder hat seinen Karnack oder Führer, dessen Herrschaft er sich mit dem größten Gehorsam unterwirft. Der Führer pflegt sich ihm auf den Hals zu setzen und ihn theils mit Worten theils mit einem spitzigen Eisen zu regieren. Ehemals wurden die Elephanten auch im Kriege gebraucht. Dieser Gebrauch hat aber aufgehört, seitdem man auch in Asien und Afrika angefangen hat, sich der Feuergewehre zu bedienen. Denn der Elephant scheuet sich überhaupt vor Feuer und starkem Getöse, und wird durch das Feuer aus Musketen und den Donner aus dem groben Geschütze sogleich in die Flucht gejagt. Zur Zeit der Begattung geht die Herde der wilden Elephanten aus einander und jedes Männchen begiebt sich mit einem Weibchen an einen einsamen Ort im Walde. Man kann daher die Zeit nicht genau bestimmen, wie lange das Weibchen trächtig ist. Denn an dem zahmen Elephanten läßt sich solche nicht bemerken, weil diese sich gar nicht begatten, und die Paarung der Wilden hat noch Niemand mit angesehen. Wahrscheinlich ist solches eine Zeit 1 ¼ Jahren. Das Weibchen gebiert nur Ein Junges, und dieses kommt so groß, als ein großes Schwein auf die Welt. Die zwey Säugwarzen der Mutter sitzen zwischen den Vorderbeinen. Wenn daher das Junge saugen will: so legt es den Rüssel auf die Schulter der Mutter, faßt die

Warze mit dem Maule, und saugt gleich andern Thieren. Es wird gleich mit einem Backenzahne auf jeder Seite der beyden Kinnladen geboren. Hinter solchem Zahne kommt in der Folge ein zweyter hervor, der so wie er wächst, jenen hebt, bis er mit der Zeit ausfällt. Etwa im vierten Jahre kommen die beyden Eckzähne hervor, die nach und nach immer größer werden. Diese Hauerzähne fallen niemals aus. Zu dem völligen Auswuchse der Elephanten werden dreyßig Jahre erfordert. Hieraus läßt sich schließen, daß er auch weit älter als der Mensch werde.

In Afrika werden die Elephanten nicht gezähmt; sondern wegen des Fleisches, der Haut, des Schwanzes und der Zähne von den Negern in Gruben, die sie zuvor mit Laube bedecken, gefangen und getödtet. Das Fleisch wird von ihnen gegessen, ungeachtet es sehr schwammig und unschmackhaft ist. Mit der Haut überziehen sie ihre Sitze. In Ostindien gebraucht man beydes nicht. Nur bedienen sich die negerischen Könige zwischen der Senegal und Sierra Liona in Afrika des Schwanzes zum Fliegenwedel. Er muß in dieser Absicht dem Thiere bey lebendigem Leibe abgeschnitten werden. Dieß geschieht, wenn es sich in einem engen Wege befindet, wo es sich nicht wenden kann.

Der Preis eines gezähmten Elephanten hängt von seiner Größe und guten Beschaffenheit ab. Man giebt für einen guten etliche hundert Thaler. Vor kurzem ist einer nach Philadelphia gebracht und daselbst für tausend

Thaler verkauft worden. Dieser war der erste, der nach Amerika kam.

Der größte Nutzen, den ein getödteter Elephant den Menschen verschafft, bestehet vorzüglich in den großen Eckzähnen. Diese liefern das Elfenbein, welches eigentlich Elephantenknochen und Elephantenzähne sind. Diese werden von den Bildhauern, Kammmachern und Drechslern verarbeitet. Von den Backenzähnen wird eben kein großer Gebrauch gemacht. Bisweilen werden sie in die Quere geschnitten und zu Tabacksdosen verarbeitet. In Ostindien drechselt man daraus sehr feine, biegsame und fast durchsichtige Trinkgeschirre. Die Eckzähne der Weibchen sind wegen ihrer Kürze, der Dünne und des braunen Kerns dazu unbrauchbar. Die Elfenbeinarbeiter können zu den meisten Arbeiten nur die Zähne der Männchen gebrauchen, die wenigstens 50 Pfund schwer seyn müssen. Dergleichen große Eckzähne kommen mehren Theils aus Guinea und gehen über London oder Amsterdam nach Hamburg, woselbst das Pfund mit einem Thaler bezahlt wird.

Aus diesem kostbaren Naturproducte lassen sich Kämme, Würfel und Nadelbüchsen, Puppen, Billardkugeln, Schreibtafeln, Stockknöpfe, Spielmarken und viele andere Sachen drechseln und schnitzen. Wenn der Kammmacher den knochenartigen Kern an der Wurzel abgeschlagen, das Elfenbein mit der Säge der Dicke nach durchschnitten, es in Platten gebogen und zu Kämmen zugehauen und polirt hat: so verkauft er die Spitzen

oder den Abgang an die Beindrechsler, die daraus noch manche nützliche Sachen verfertigen. Dergleichen Professionisten trifft man in allen großen Städten an. Zu Neustadt-Eberswalde in der Mark Brandenburg ist eine Manufactur angelegt worden, worin die großen Eckzähne der Elephanten zu elfenbeinernen Kämmen verarbeitet werden; und in Potsdam ist eine ähnliche Veranstaltung, in welcher aus diesem Naturproducte solche Waaren gemacht werden, die sonst die Kunst- und Beindrechsler zu verfertigen pflegen. Da die elfenbeinernen Sachen leicht gelb werden: so ist man längst auf Mittel bedacht gewesen, ihnen ihre vorige Weiße wieder zu geben. Allein die Vorschläge dazu sind nicht gelungen. Es wurde daher im Jahre 1795 in dem Reichsanzeiger die Frage aufgeworfen: wie man Elfenbein, wenn es gelb geworden, wieder weiß machen könne? Die Beantwortung derselben war folgende: Man nimmt einen alten Leinewandslappen, bestreicht ihn mit Fett, wickelt das gelb gewordene Elfenbein hinein, und läßt es zwey bis drey Stunden an einem warmen Orte liegen. Nur muß man fleißig zusehn, daß es nicht allzu sehr sich erhitze, und gar verbrenne. Dann löset man Weinstein und Waidasche auf, und läßt das Elfenbein darin ausseden. Hat es einige Zeit gekocht, so ist es gut.

Die elfenbeinernen Platten werden auch von den Miniaturmahlern gebraucht, um darauf mancherley Gemählde zu zeichnen. Weil sie aber wegen der darin befindlichen Fettigkeit die Farben nicht gut annehmen: so

muß sie zuvor herausgezogen werden. Dieß geschieht, wenn man die Platten in Löschpapier wickelt, und mit einer heißen Platte einigemal darüber streicht. Von dem Abgange des Elfenbeins wird durch das Feuer das Elfenbeinschwarz gemacht, und in kleinen Kügelchen an die Goldschmiede verkauft. Werden die Stückchen von dem Elfenbeine calcinirt, das heißt, bey freyem Feuer in offenen Gefäßen in einen feinen Staub oder Kalk verwandelt: so bekommt man dadurch die weißeste Mahlerfarbe.

Das Elfenbein hat auch die besondere Eigenschaft an sich, daß man es durch Kochen in einer Brühe von Alraunwurzel so weich machen kann, wie Wachs. Alsdann können allerley Figuren daraus gebildet werden. Auch läßt es sich in messingene Formen drücken. Es nimmt deren Figuren an, und bekommt hernach im scharfen Essig seine vorige Härte wieder.

Ein wunderbarer Umstand, welcher hier noch verdient angeführt zu werden, ist dieser: daß man in sehr kalten Ländern, die von dem Vaterlande der Elephanten sehr weit entfernt sind, ganze Gerippe, Eckzähne und andere Knochen dieser Thiere ausgegraben hat. Bey Burgtonna im Sachsengothaischen ist ein ganzes Gerippe von einem Elephanten in der Erde entdeckt worden. Das Naturalienkabinett zu Paris hat viele Stücke aufzuweisen, die man in Frankreich gefunden hat. In

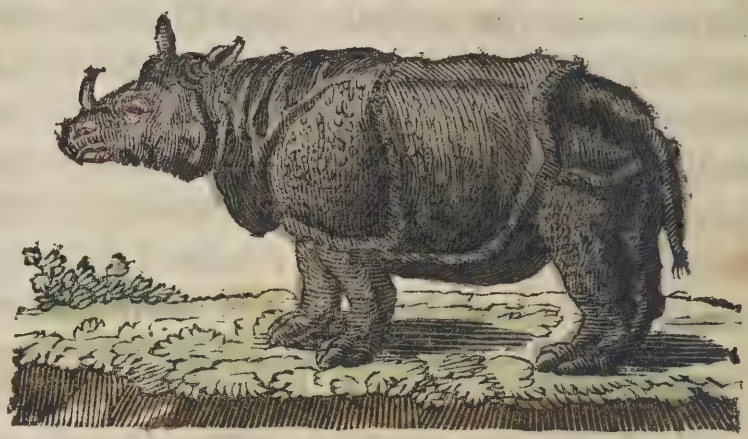
Flintshire in England sind noch vor einigen Jahren zwey Backenzähne und ein Stück eines Eckzahns in einer Tiefe von 42 Yards unter einem Bleygange in einer Schicht Sandes ausgegraben worden. Einen Backenzahn hat man sogar in Island gefunden. In Rußland wird noch immer eine unglaubliche Menge Knochen und Zähne von diesen Thieren ausgegraben. Ein Schädel davon ist in dem Kabinette der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg zu sehen, dessen Eckzahn fast neun Fuß in der Länge hat. Auch in andern Ländern, wo die Elephanten nicht einheimisch sind, werden dergleichen angetroffen. Diese Ueberbleibsel sind ein Beweis, daß mit unserer Erdkugel eine Verwüstung durch eine große Wasserfluth muß vorgegangen seyn, welche ihren Lauf von Süden nach Norden genommen, wodurch diese Gerippe, Zähne und Knochen in solche Gegenden gekommen, die von dem Vaterlande dieser Thiere so außerordentlich weit entfernt sind.

Das Geschlecht der Nashörner.

Das Kennzeichen der großen und merkwürdigen Thiere von diesem Geschlechte, sind zwey Hörner, die ihnen vorn aus der Stirnhaut hervor wachsen und hinter einander sitzen. Es ist von dieser Gattung ebenfalls nur eine Art bekannt, die aber lange nicht so zahlreich ist, als die Elephanten.

§. 31.

Das Nashorn, oder der Rhinoceros.



Der Kopf des Rhinoceros hat ungefähr die Gestalt eines Schweinkopfes. Auf der Nase steht das eine Horn und auf der platten Stirn das andere. Beyde sitzen hinter einander. Das vordere ist länger als das hintere. Jenes hat man zu zwey Fuß und dieß zu 1 ½ Fuß befunden. Ein Rhinoceros mit einem Horn ist eine Seltenheit, die entweder von einem Zufalle, oder von einer kleinen Verschiedenheit des Geschlechts herrührt. Beyde Hörner sind rückwärts gebogen und kegelförmig. Die Oberlippe an diesem Thiere ragt über die Unterlippe hervor, und bildet einen kleinern Rüssel, welchen es nach Gefallen verlängern und verkürzen, auch verschiedentlich biegen kann. Sein Hals ist kurz und dick, deßgleichen auch die Beine. Die vordern sind krumm, wie die Dachsbeine, und die Füße in drey Hufen gespalten.

Die Haut ist grau und schwärzlich braun, 1 ½ Zoll dick und gegen Pfeile und Kugeln undurchdringlich. Sie liegt auf dem Körper in mehrern Schildern, und ist in den Falten weich, platt und dünne. Dieß ist eine sehr weise Einrichtung. Denn vermöge derselben kann sich nun das Thier seiner unbiegsamen Haut unerachtet, frey bewegen. Es ist kleiner als der Elephant und ausgewachsen etwa 5 bis 6 Schuh hoch und 11 bis 12 Fuß lang.

Das Vaterland des Nashorns sind die heißen Gegenden von Afrika und Asien. Es liebt in diesen Ländern die wässerigen sumpfigen Oerter, und wälzt sich nach Art der Schweine gern in dem Moraste. Die harten, strauchartigen Gewächse machen seine Nahrung aus. Es ist dumm und träge, wie ein Schwein, und grunzet auch, wie dasselbe. Wenn es nicht gereitzt wird: so beleidigt es Niemanden. Bringt man es aber auf: so wird es sehr wüthend. Sein Gesicht ist schwach; aber der Geruch desto feiner, und das Gehör desto schärfer. Es läßt sich zwar ziemlich zahm machen, aber man thut es nicht, weil man sie nicht sonderlich nützen kann. Die nach Europa gebrachten sind nicht alle zahm gewesen. Die Jagd, die man daher auf sie in ihrer Wildniß macht, wird mehr zum Vergnügen, als um des Nutzens willen angestellt. Denn ihr Fleisch ist grob und schwammig und wird selten gegessen. Die Haut, *)

*) Man hat verschiedene Benennungen erwählt, um die Bedeckung der Thiere zu bezeichnen. Bey den großen

wenn sie gegärbt ist, gebraucht man zu Spazierstöcken, Spießruthen, zu Panzern und zu Schildern. Das Horn wird in Indien zu allerley Kunstwerken verarbeitet. Man verfertigt daraus Schüsseln, Becher, Gefäße und andere Sachen. Das Weibchen wirft nur jedesmal ein Junges, welches etwa so groß, als ein zweyjähriges Schwein ist. Wie lange es trächtig geht, weiß man noch nicht gewiß.

Thieren wird sie Haut genannt. Man sagt daher Löwenhaut, Nashornhaut, Bärenhaut und Rindshaut. An kleinen Thieren heißt sie Fell. Z. B. Kalbfell, Ziegenfell. Balg nennt man sie, wenn sie den kleinen Thieren abgezogen wird. Z. B. Fuchsbalg, Hasenbalg. Die Seite der thierischen Bedeckung, wo die Haare stehen oder gestanden haben, heißt die Haarseite oder Narbenseite. Die aber an dem Fleische sitzet oder gesessen hat, pflegt man die Fleischseite oder Aasseite zu nennen. Die Häute der Thiere müssen auf mannigfaltige Art zubereitet werden, ehe sie dem Menschen zu einem bequemen Gebrauch dienen können. Ohne solche Zubereitung würden sie viel zu steif seyn, als daß er sie zu seiner Bedeckung bequem tragen könnte. Alle Häute haben besonders an der Fleischseite ein zähes faseriges Gewebe und in ihren Zwischenräumchen sitzen viele Unreinigkeiten. Die Zubereitung der Häute erfordert also für das erste, daß nach ihrer Enthaarung die Unreinigkeiten weggeschafft werden. Dieß ist demnach eins der vornehmsten Geschäfte der Ledergärber. Indem sie aber die enthaarten Häute vom Blute, Fette und andern Unreinigkeiten reinigen: so müssen dadurch die Zwischenräumchen nothwendig geöffnet werden. In diesem Zustande dürfen also die Häute nicht bleiben; denn sonst würden sie der Feuchtigkeit sogleich einen freyen Durchgang verstatten. Die Gärber müssen daher sich für das andere auch damit beschäftigen, daß sie die geöffneten Zwischenräumchen der Häute durch zusammenziehende Mittel so wieder verengen, daß die Näße

Von diesen Thieren hat man auch in den kältesten Gegenden sowohl einzelne Knochen und Hörner, als auch ganze Gerippe in der Erde aufgegraben. Im Jahre 1771 fand man am Flusse Wilni unter dem 64sten Grad nördlicher Breite *) das ganze Gerippe eines Nashorns,

nicht gleich durchdringen kann. Diese Verengung geschiehet auf dreyerley Art: 1) mittelst der Lohe, 2) mittelst des Alauns und 3) mittelst des Walkens mit Fett. Es giebt daher drey verschiedene Professionen, die sich mit der Zubereitung der Häute beschäftigen. Die Loh- oder Rothgärberey gebraucht die Lohe, die Weißgärberey den Alaun und die Sämischgärberey bedient sich des Walkens mit Fett. Mit dieser letzten Art die Häute zu mannigfaltigem Gebrauche zuzubereiten, beschäftigen sich ebenfalls die Weißgärber. Sind von ihnen die Häute ohne Lohe und Alaun zugerichtet und nur mit Fett gewalket: so heißen sie alsdann sämisch Leder; oder welches richtiger zu seyn scheint, sehmiges weiches Leder. Die Pergamentgärberey ist auch ein Geschäfte der Weißgärber. Wenigstens halten sich die Pergamentmacher zur Innung derselben. Das Pergament ist ein glattes, biegsames und elastisches Leder, das zum Beschreiben, Bemahlen, Einbinden der Bücher und zum Ueberzuge der Trommeln und Pauken vorzüglich gebrauchet wird. Die Pergamentmacher bereiten es zu seinem mannigfaltigen Gebrauche aus verschiedenen Arten von Häuten. Das gewöhnliche Schreiber- und Mahlerpergament verfertigen sie aus Kalb- und Hammelfellen, und das feinste wird von ihnen aus ungebornen Kalb- und Lammfellen gemacht. Uebrigens wird es auch aus Ziegen- und Bocksfellen, wie auch aus Esels- und Schweinehäuten verfertiget. Seinen Nahmen hat es von der Stadt Pergamus in klein Asien erhalten, wo dessen Bereitung aus Thierhäuten zwar nicht ist erfunden, doch häufig veranstaltet worden.

*) Wenn man in Gedanken von Morgen gegen Abend mitten um die Erdkugel eine Linie ziehet: so wird solche die Mittellinie genannt, und dadurch die Erde in zwey gleiche

welches zwey Hörner gehabt hatte, und wovon die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg den Kopf und einen Fuß besitzt. Das Naturalienkabinett in Bayreuth hat den Schädel eines Nashorns aufzuweisen, welcher 1732 in der Ukraine ausgegraben ist. Man kann an ihm sehen, daß zwey Hörner darauf gesessen haben. Diese Ueberbleibsel überzeugen uns ebenfalls, daß eine große Wasserfluth über die Erdkugel gegangen, wodurch die Knochen dieser Thiere in so weit entlegene Länder sind getrieben worden.

Das Geschlecht der Kameele.

Die Thiere, welche dieses Geschlecht ausmachen, haben in der untern Kinnlade sechs Vorderzähne, die schaufelförmig sind. Die Eckzähne stehen von einander ab. Oben sitzen auf jeder Seite drey und unten zwey. Backenzähne sind oben fünfe und unten viere auf jeder Seite. Hörner haben diese Thiere nicht.

Halbkugeln nehmlich in die nördliche und südliche getheilt. Die Breite eines Ortes ist seine Entfernung von der Mittellinie gegen Norden oder Süden. Liegt ein Ort von ihr gegen Norden: so hat er eine nördliche Breite; liegt er aber von ihr gegen Süden: so hat er eine südliche Breite. Das Maß eines solchen Abstandes wird durch Theile ausgedrückt, die man Grade nennt. Ein solcher Grad beträgt an der Mittellinie 15 Meilen.

§. 32.

Das gemeine Kameel.

Das langhalsige Kameel, welches man auch Dromedar nennt, trifft man in den Wüsten Asiens hin und wieder wild an. Das gezähmte ist das nützlichste Thier in den Morgenländern. Da die Araber die dürren und brennenden Sandwüsten durchreisen, um die Kaufmannswaaren nach weit entlegenen Orten zu bringen: so würden ihre Reisen durch solche unbewohnte Wüsteneyen, worin sie in einigen Tagen weder Gasthöfe noch Futter und Wasser antreffen, wo nicht unmöglich, doch höchst beschwerlich und traurig seyn, wenn sie dieses Thier nicht erhalten hätten. Um desto mehr verdient es auch ausführlich beschrieben zu werden.

Außer den gemeinschaftlichen Kennzeichen seines Geschlechts hat es auf dem Rücken einen Höcker, der aus Fleisch und Sehnen besteht. Seine Oberlippe ist gespalten. Sein Hals sehr lang, wie auch die Beine. An den Hinterbeinen hat es drey Gelenke. Die Klauen sind nicht ganz, sondern nur vorn gespalten. Es ist an die acht Fuß hoch, und 6½ Fuß lang; und also höher als das größte Pferd.

Die Beschaffenheit seines großen Magens ist sehr merkwürdig. Es sind darin drey Einkräuselungen, wodurch er vier Behältnisse bekommt, die eigentlich vier Magen ausmachen. In dem zweyten sind Zellen befindlich, in welchen es eine große Menge Wasser aufbehalten kann. Sonderbar ist es an dem Kameele, daß es wohl zwölf Tage hinbringen kann, ohne zu saufen. Das kommt daher, weil es mit Einem Mahle außerordentlich viel Wasser in sich zieht, das ihm vor dem Antritte der großen Reise durch die wüsten Oerter gereicht wird. Hiervon nimmt es täglich etwas, um seinen Durst zu stillen. Denn wenn es die Muskeln in seinem großen Behälter zusammen zieht, so steigt das Wasser wieder in seinen Schlund hinauf, und löschet seinen Durst. Hätte es diesen wunderbaren Bau seines Magens nicht erhalten: so könnte es in den großen Wüsteneyen des Orients nicht so viele Tage, ohne zu saufen, zubringen. Merkwürdig ist es auch, daß das Wasser in den großen Zellen dieses Thiers ziemlich klar und frisch bleibt, ohne einen übeln Geschmack zu bekommen. Die Reisenden pflegen

daher, wenn sie Mangel an Wasser leiden, und ihren Durst auf keine andere Art stillen können, eines ihrer Kameele zu schlachten, um das in seinem Behältnisse befindliche Wasser zu schöpfen und zu trinken. Von Natur ist es mild, sanft und folgsam. Auf den geringsten Wink seines Führers kniet es nieder, wenn es soll beladen werden, und vorher dazu abgerichtet ist. Nur in der Brunstzeit wird es leicht wüthend. Zur Arbeit und zum Lasttragen ist dieses Thier sehr geschickt. Ein gesundes und starkes Kameel kann 1200 Pfund und eine noch größere Last tragen. Mit dieser großen Last trabt es sanft durch den heißen Sand fort, und kann damit in einem Tage 10 Meilen zurücklegen. Ist es unbeladen: so geht es in einem Tage wohl mehr als 18 Deutsche Meilen. Unter den Fußsohlen hat es einen Ballen Fleisch, der mit einer dicken Haut überzogen ist. Dieser dient ihm zur Erleichterung seines Ganges in dem brennenden Sande, der ihm sonst sehr beschwerlich seyn würde. An seiner Brust befindet sich eine große Schwiele. Vier kleinere sitzen an seinen Vorderfüßen, und zwey an den Hinterbeinen. Der Nutzen derselben besteht darin, daß es sich darauf stämmen kann, wenn es sich niederlegen oder wieder aufstehen will. Seine Nahrung sind Distel, Kräuter, Stauden, Zweige u. d. gl. In einer Stunde kann es davon so viel zu sich nehmen, daß es im Stande ist, einen ganzen Tag und noch darüber ohne Nahrung zuzubringen. Um diese dornige Speise genießen zu können, sind seine Lippen, das Zahnfleisch

und der Gaumen mit einem knorpelichten oder hornichten Ueberzuge versehen worden.

§. 33.

Das Trampelthier.

Dieses ist von dem Kameele nicht wesentlich unterschieden. Es ist nur größer als dieses und hat zwey Höcker. Sonst ist es ihm in der Gestalt und Lebensart völlig ähnlich. Daher sich auch die Trampelthiere mit den Kameelen paaren und fruchtbar sind. Die Jungen davon hält man für die stärksten und besten. Ihr Leben bringen sie ungefähr auf 50 Jahre.

Die Haare dieser Thiere sind kurz und röthlich grau. Am Halse und Kopfe sind sie etwas länger. Im Frühlinge verlieren sie solche und werden kahl. Von den Arabern werden diese Haare sorgfältig gesammelt, weil sie zur Verfertigung feiner Hüte und einiger Zeuge genutzt werden. Der Huthmacher gebraucht sie lieber, als der Zeugweber, weil sie sich wegen ihrer Kürze besser filzen als spinnen lassen. Doch werden sie auch von den Strumpfwebern verarbeitet. Das Pfund kostet in Deutschland an die zwey Gulden. Wir bekommen aber von diesen Haaren nicht das eigentliche Kameelgarn. Dieß ist eine ganz andere Sorte, die nicht nur viel theurer ist, sondern auch von einem ganz andern Thiere erhalten wird, welches die Angorische Ziege heißt, und das wir an seinem Orte beschreiben werden.

Die Milch der Kameele ist sehr fett. Man vermischt solche mit Wasser und genießt sie als ein gutes Getränk. Das Fleisch von den Jungen wird gegessen. Die Haut der alten wird zu Leder und Schagrin verarbeitet. Ihr Harn dient auch zur Verfertigung des Salmiaks. Die Aegyptier haben die Gewohnheit, den Mist verschiedener Thiere und besonders der Kameele zu sammeln, darunter Häckerling zu kneten und Kuchen daraus zu machen, die sie an der Sonne trocknen. Sie bedienen sich derselben zur Feuerung, weil sie Mangel an Holze haben. Indem sie nun diese Kameelmistkuchen verbrennen, so setzt sich davon in den Feuermäuern ein Ruß an, den sie abschaben, sammeln und an die Salmiakfabrikanten um einen billigen Preis verkaufen; welche daraus den Salmiak ohne Zusatz bereiten.

§. 34.

Die Kameelziege.

Man muß dieses Thier, wovon das wilde Guaniko, und das zahme Llama oder Claema heißt, nicht mit der Angorischen Ziege verwechseln. Es lebt in Südamerika auf den hohen Gebirgen in der Landschaft Peru. Dem gemeinen Kameele ist es in vielen Stücken ähnlich, und kommt auch mit ihm in der Lebensart überein. Nur ist es kleiner, indem es nur etwas über 4 Fuß hoch und 6 Fuß lang wird. Auch hat es auf dem Rücken keinen Höcker; sondern nur einen langen, gekrümmten, dem Kameele ähnlichen Hals, und eine gespaltene Oberlippe. Seine Haut ist mit ei-

nem braunen Haare bedeckt. In den übrigen Stücken seiner Bildung nähert es sich der Ziege. Es lebt in großen Schaaren und kann leicht gezähmt werden. Die gezähmte Kameelziege ist sehr geduldig und läßt sich leicht regieren. Sie kann eine Last von 150 Pfund tragen. Mit derselben kann sie täglich drey Deutsche Meilen einige Tage hinter einander zurücklegen. Schon seit langen Jahren haben die Menschen dieselbe zu einem Hausthiere gemacht und zum Lasttragen gewöhnt. In dieser Absicht werden beständig etliche Hundert zu Potosi unterhalten, und in den dortigen Bergwerken zum Tragen gebraucht. Dieses Thier kann ebenfalls lange hungern und dursten. Sein Fleisch wird gegessen und seine Haut genutzt. Wenn es sehr gemißhandelt wird, so kann es seiner Geduld ungeachtet aufgebracht werden. Alsdann sucht es sich durch einen scharfen Saft zu wehren, den es aus seiner gespaltenen Oberlippe seinem Feinde auf zehn Fuß entgegen spritzt und welcher auf dessen Haut einen Ausschlag verursacht. Es soll auch alle genossenen Speisen ausspeyen, um seinen Treiber damit zu beschmutzen.

§. 35.

Das Schafkameel.

Dieses Thier lebt ebenfalls auf den hohen Gebirgen in Peru, und ist wegen seines langen Halses und seiner langen Beine dem Kameele ähnlich. Der Höcker fehlt ihm. Es ist kleiner als die Kameelziege. Auch wird es von dieser noch unterschieden, daß es kein Haar, sondern Wolle trägt. Aus dieser Ursach wird es auch das Schafkameel, Vikunna oder Vigogne genannt. Seine Wolle ist eigentlich rothbraun. Sie nimmt aber durch die Kunst auch andere Farben an. Von den Spaniern wird sie unter dem Namen Vikunna- oder Vigognewolle

verkauft und ist sehr kostbar. Das Pfund davon kostet in Hamburg drey bis vier Thaler. Die Tuchweber können davon ein Tuch verfertigen, wovon die Elle mit 20 Thalern bezahlt wird.

Die Schafkameele sind sehr geschwind, furchtsam und können nicht gut gezähmt werden. Sie taugen daher weder zum Lasttragen noch zum Reiten. Um der schönen Wolle willen werden sie in ihrer Wildniß geschossen. Das Fleisch von ihnen wird gegessen, und soll sehr gut schmecken.

Das Hirschgeschlecht.

Acht Vorderzähne in der untern Kinnlade und dichte Hörner auf dem Kopfe, die jährlich abfallen, sind die Kennzeichen von den Thieren dieses Geschlechts. Einige Arten haben auch in der obern Kinnlade einzeln Eckzähne. Den Weibchen fehlen meisten Theils die Hörner. Von dieser Gattung sind acht Arten bekannt.

§. 36.

Der gemeine Hirsch.

Das Ansehn dieses Thiers ist prächtig. Auf dem Kopfe trägt es ein Geweihe, welches viele Aeste hat und rückwärts gebogen ist. Sein Haar ist braunroth. Im Gesichte und auf dem Rücken ist es dunkelbraun; am Bauche aber weißlich. Seine Höhe beträgt 3 ½ Fuß. Im Februar und März wirft der Hirsch sein Geweihe ab. Anstatt dessen wächset ihm in einer Zeit von 12 bis 16 Wochen ein neues. Dieses ist sehr weich und mit

einer haarigen Haut oder Bast umgeben. Im Julius hat es seine Vollkommenheit erreicht. Es ist größer und hat mehrere Enden als das abgeworfene. Da er alle Jahr ein neues mit mehrern Enden bekommt: so pflegt man nach der Anzahl derselben sein Alter zu schätzen. Jedoch trifft diese Berechnung nicht ganz genau ein, weil die Zahl der neu gewachsenen Enden sich nicht pünktlich nach seinem Alter richtet. Die Brunstzeit fällt auf Aegidien und dauert zwey bis vier Wochen. Die Hirsche machen alsdann des Nachts ein fürchterliches Gebrüll, und streiten um die Hirschkühe. Zuweilen verwickeln sie sich dabey mit dem Geweihe so sehr, daß sie kaum wieder aus einander kommen können. Auch bekommt in diesem Kampfe der Besiegte bisweilen einen solchen Stoß in den Leib, daß er todt liegen bleibt. Um diese Zeit ist der Hirsch auch gefährlich. Sonst ist er ein sanftes und furchtsames Thier. Die Hirschkuh hat keine Hörner, ist 8 Monate trächtig und gebiert Ein, selten Zwey Junge. Die Farbe des Hirschkalbes ist in seinem ersten Jahre rothbraun mit weißen Flecken. Wenn die Männchen ein Jahr alt sind: so wachsen ihnen ein Paar Kolben auf dem Kopfe und es kommen die ersten Spitzen der Hörner hervor. Dann nennt man sie Spießer. Im zweyten Jahre erscheint der erste Nebensprosse, und sie heißen alsdann Gabelhirsche. Nun wächst alle Jahr an jedem Horne ein Zacken mehr. Im 5ten Jahre wird der Hirsch jagdbar genannt. Alsdann ist er vollkommen. Sein Geschlecht kann er schon als Spießer

fortpflanzen. Die Jungen können sehr leicht zahm gemacht werden.

Der Aufenthalt der Hirsche sind die gemäßigten Gegenden in Norden und Süden, ausgenommen die ganz kalten Länder. Sie halten sich in den Wäldern schaarenweise zusammen, und nähren sich von Grase, Moose, dem Getreide und den Baumrinden. Sie erreichen ein Alter von 35 bis 40 Jahren.

Diese Thiere sind von großem Nutzen. Ihr Fleisch giebt eine angenehme Speise und ihre Haut wird von den Ledergärbern bereitet, und von den Beutlern, Schneidern, Handschuh- und Hosenmachern ꝛc. zu Kollets, Beinkleidern, Degengehänken, Handschuhen und andern Sachen verarbeitet. Aus ihrem Geweihe verfertigen die Drechsler Messer und Gabelschalen. In den Apotheken wird daraus, indem die Stücke gesägt und in eine Retorte (Brennblase) gethan werden, auf dem Feuer ein Spiritus (eine Flüssigkeit) gezogen, welcher Hirschhornspiritus genannt wird. Wenn die zurückgebliebenen Stücke hernach noch mehr gebrannt werden: so werden sie ganz weiß. Leute, die eine fliegende Hitze haben, pflegen sie in ihr Getränk zu legen und davon zu trinken. Sie thun dieses in der Absicht, daß sich die Hitze in ihrem Körper legen solle. Wenn das im Tiegel durch offenes Feuer ganz weiß gebrannte Hirschhorn auf das feinste gerieben wird, so nennt man es präparirtes Hirschhorn. Dieses wird von Goldschmieden zum Poliren und Glänzen der Metalle gebraucht. In der Medicin wird es

ebenfalls genützt. Auch dient der Hirschtalg zum Salben und Pflastern. Man pflegt auch das Hirschhorn zu raspeln und daraus durch Vermischung mit Zucker einen Gallert zu bereiten, welcher für den Kranken ein Labsal ist, seine Hitze mäßigt und ihm auch Nahrung giebt. Mit den Haaren der Hirsche werden Stühle, Bänke und allerley Kissen ausgestopft. Die Hutmacher vermischen sie mit der Schafwolle zur Verfertigung der Hüte.

§. 37.

Der Dannhirsch oder Dänische Hirsch.

Dieser Hirsch ist kleiner als der gemeine und wird auch nicht so häufig angetroffen. Dadurch, wie auch

durch sein rückwärts und zusammengedrücktes Geweihe mit schaufelichten Enden wird er von diesem hinlänglich unterschieden. Die Farbe der Dannhirsche ist verschieden. Es giebt rothe, rothbraune, auch solche, die weiße Streifen haben, und ganz weiße. Doch sind diese letzten seltener. Er bewohnt die gemäßigten Gegenden von Europa. In England und in Dänemark sind sie häufig. Ihre Haut ist viel besser und feiner als die von den Hirschen und wird nebst den Haaren und Geweihen auf die vorbeschriebene Art genutzt. Einige leiten den Namen des Dannhirsches von den Tannenwäldern her, darin er sich gewöhnlich aufzuhalten pflegt; andere aber von den Dämmen, auf welchen er gern seinen Stand nehmen soll. Daher denn auch sein Name verschiedentlich geschrieben wird. Eigentlich sollte man ihn einen Dänischen Hirsch nennen, weil der König Jacob der erste die Dannhirsche zuerst aus Dänemark nach England hat bringen und der König Friedrich Wilhelm der erste solche in die Waldungen des königlichen Jagdschlosses Letzlingen, unweit Gardelegen, mit vielen Kosten hat aussetzen lassen. In den Wäldern daselbst werden diese Dänischen Hirsche noch bis jetzt von verschiedener Farbe angetroffen.

§. 38.
Das Reh.

Der Rehbock hat ein knotiges Geweihe, welches aufrecht steht und sich in zwey Spitzen endigt. Er ist kleiner als der Hirsch. Sein Leib ist bräunlich roth. Seine Höhe beträgt 2½ Fuß und seine Länge 4 Fuß. Die Hörner wirft er im Herbste ab, und bekommt im Winter neue.

Die Brunstzeit fällt in den November. Dem Weibchen fehlen die Hörner. Es gebiert im Aprill und wirft Ein Junges.

Die Rehe sind zierlicher und munterer als die Hirsche, obgleich ihr Ansehn nicht so prächtig ist. Sie leben in den niedrigen Gebüschen, die Hirsche aber in den großen Waldungen. Die Rehe halten sich nur in einzelnen Familien, Vater, Mutter und Junge zusammen auf. Die Hirsche aber lieben die Gesellschaft von größern Schaaren.

Wenn die Rehfelle ohne Lohe und Alaun zugerichtet und nur mit Fett gewalket werden: so verfertigen die Handschuhmacher davon vortreffliche Beinkleider.

Traurig ist es, daß die Hirsche und Rehe in großen Rudeln, wenn sie in den Waldungen nicht hinlängliche Nahrung haben, auf die Felder der Landleute gehen, und in einer Nacht den Erntesegen verderben. Wohlthätige und menschenfreundliche Fürsten, zu deren Nutzen und Vergnügen diese Thiere gehalten und geschont werden, suchen solchen Schaden zu verhüten, indem sie dieses Wild gehörig füttern und von den Jägern schießen lassen, damit es sich zum Schaden der Unterthanen nicht zu sehr vermehre.

§. 39.
Das Rennthier.

Dieses Thier hat mit dem Hirsche eine große Aehnlichkeit. Nur trägt es den Kopf nicht so hoch; sondern

es streckt ihn nach Art des Rindes mehr vorwärts. An dem Halse ist es mit einer Mähne geziert. Das Geweihe ist vorwärts gekrümmt, und hat an den Spitzen schaufelichte Hörner. Zum Theil ist solches außerordentlich groß. Es sollen unter den Rennthieren einige seyn, die ein Geweih von 80 Enden haben. Gleich den Hirschen werfen sie diese Hörner jährlich ab, und bekommen dafür neue. Die Weibchen sind auch mit breitzakkigen Geweihen versehen, wiewohl sie kleiner als bey den Männchen sind. Sie sind ihnen ohne Zweifel deßwegen gegeben worden, damit sie den Schnee damit wegscharren und unter demselben ihre Nahrung hervorsuchen könnten. Denn diese bestehet vorzüglich in Moose, das in den kalten Ländern fast immer mit Schnee bedeckt ist. In den nördlichen Gegenden haben auch die Thiere überhaupt mehr und größere Hörner als in den wärmern Erdstrichen, weil sie weniger ausdünsten und ihre Säfte dicker sind. Das zahme Rennthier ist drey Fuß hoch und vier Fuß lang. Das wilde aber ist größer und gleicht in seiner Höhe dem zweyjährigen Stiere oder dem Damhirsche. Die Brunstzeit fällt um Michaelis und im May gebiert das Weibchen zwey Junge, nachdem es 8 Monate trächtig gewesen ist. Das Vaterland der Rennthiere sind die kalten Länder der nördlichen und südlichen Halbkugel. In solchem kalten Klima befinden sie sich am besten. Man bemerkt auch daher an ihnen, daß sie sogar in ihrer Heimath im Winter fetter und munterer sind, als im Sommer. Für die Lappen sind

sie die nützlichsten Hausthiere. In dem Besitz derselben bestehet ihr ganzer Reichthum. Was uns das Pferd, die Kuh und das Schaf ist, das ist den Lappländern das Rennthier.

Dieses hilft ihren Bedürfnissen ab, indem es ihnen dient, sie ernährt und sie kleidet. Sie sind daher auch zufrieden, so bald sie nur einige Rennthiere besitzen. Die Reichen haben davon ganze Herden. Diese werden nicht in Ställen gefüttert, sondern ausgetrieben, es mag bey ihnen Winter oder Sommer seyn. Die Hirten, die darüber die Aufsicht haben, halten abgerichtete Hunde, um sie zusammen zu halten. Des Abends werden sie zur Sicherheit in Ställe oder Horden geführt. Die Milch von diesen Thieren ist sehr fett. Die Lappen trinken und essen solche frisch. Wenn sie mit drey Theilen Wasser vermischt wird: so ist sie noch so fett, wie bey uns die Kuhmilch. Wegen ihrer Fettigkeit dürfen die Lappländer sie nur schütteln, um daraus sogleich Butter zu bekommen. Sie verfertigen auch davon gute Käse. Die Butter ist schneeweiß und gleicht am Geschmacke der Schafbutter. Der Käse ist desto besser. Das Fleisch hat einen angenehmen Geschmack, und ist für sie die gewöhnlichste Speise. Es ist noch fetter als das Fleisch der Hirsche. Von der Haut wissen sie Kleider, Schuh, Bettdecken, Zelter u. dgl. zu verfertigen. Die Haare werden zu Stuhlkissen, Polstern und Decken; die Knochen zu Nadeln, Messern und Löffeln; die Sehnen zu Nehfaden und Stricken benutzt, und aus den Klauen

machen sie Trinkgefäße. Vorzüglich werden die Rennthiere zum Ziehen der Schlitten gebaucht. Denn sie laufen weit schneller als die Pferde. In einem Tage kann man mit ihnen einen Weg von etlichen 20 Meilen zurücklegen. Von den Mücken, die wegen des wärmeren Sommers in Lappland häufiger sind, als bey uns, werden die Rennthiere grausam gequält. Die Lappen pflegen daher im Sommer ihre Wohnungen zu verlassen und die kältern Gebirge zu beziehen, um ihre Thiere vor den Stichen der Insekten in Sicherheit zu setzen.

§. 22.

Das Elen oder Elentthier.

Das Männchen hat große Hörner. Sie sind breit, platt gedruckt und kurz ausgezacket. Es ist ein schönes Thier von der Größe eines mittelmäßigen Pferdes. Sei-

ne Nasenlöcher sind sehr weit und an seiner Kehle hängt ein Fleischlappen. Die Haare an seinem Leibe sind aschgrau; übrigens ist er ganz dem Hirsche ähnlich. Seine Nahrung bestehet in Baumblättern und vorzüglich in Pappeln. Es ist ungemein geschwind und kann in einem Tage 40 bis 50 Meilen laufen. Es wohnt in den nordlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika, nur nicht in dem kalten Erdgürtel. Denn es überschreitet kaum den 64sten Grad der nordlichen Breite. In Preußen und Pohlen halten sich diese Thiere häufig auf, und laufen in den dichten Wäldern herdenweise umher. Sie werfen nach Art der Hirsche ihre Geweihe jährlich im December und Januar ab, und erhalten neue wieder. Die Jungen lassen sich leicht zahm machen, und können hernach wie die Ziegen auf die Weide getrieben werden. Das Weibchen ist 9 Monate trächtig und bringt nur jedesmal Ein Junges, selten zwey zur Welt. Ihr Alter bringen sie etwa auf 40 Jahre.

Ihr Fleisch wird gegessen und soll ganz vortrefflich schmecken, wenn es gut zubereitet wird. Die Amerikaner, in deren großen Wäldern sich diese Thiere in Menge aufhalten, machen davon folgenden Gebrauch. Wenn eins geschossen wird: so macht man ein großes Feuer an und zerlegt das Thier. Darauf nimmt man die vier großen Marksknochen, bratet sie, zerschlägt sie dann und isset das Mark ohne Brot. Denn wählet man das beste Fleisch, schneidet es dünne und rostet die

Schnitte mit etwas Salz bestreuet auf kleinen Stäben über dem Feuer, und hält auf solche Art eine gute Mahlzeit.

Die Knochen von diesen Thieren werden ebenfalls genutzet, weil sie in der Güte eine große Aehnlichkeit mit dem Elfenbeine haben, und nie gelb werden. Man bearbeitet daher solche zu mancherley Kunstsachen. Ihre Haut, welche so dick ist, daß eine kleine Flintenkugel sie nicht durchdringen kann, verschafft uns aber den größten Nutzen. Die Weißgärber bereiten sie meisten Theils sehmig zu. Sie wird dadurch so weich wie Sammt. Es lassen sich daraus vortreffliche Kolletts, Küraſſe und Degengehänke verfertigen. Die Güte derselben ist desto vorzüglicher, weil sie die Nässe vertragen können, und davon nicht hart und bauchig werden.

Man hat ehemals geglaubt, und viele glauben es auch noch jetzt, daß dieses Thier bisweilen niederfalle, und das Elend oder epileptische Zufälle bekomme. In dieser Noth kratze es sich mit seiner linken Hinterklaue hinter dem Kopfe, wodurch es davon befreyet werde. Abergläubige Leute schreiben daher noch jetzt dieser Klaue die Kraft zu, den Menschen von dieser schweren Noth zu erretten. Sie halten daher eine solche Klaue im hohen Werthe und lassen sie wohl gar mit Silber einfassen. Sie schaben von derselben etwas ab, und geben es dem Menschen ein, der mit solcher Noth befallen ist. Allein

diese Meinung ist gänzlich falsch. Der Ursprung derselben läßt sich folgender Gestalt erklären. Ein Insekt saugt sich diesem Thiere hinter den Ohren ein, davon es schmerzhafte und convulsivische Zufälle bekommt. Es kratzet sich alsdann mit dem linken Hinterfuße die Stelle, wo das Insekt sich eingesogen, bis es die Larve entzwey gedruckt hat. Dieß mag Gelegenheit zu dem Aberglauben gegeben haben, daß die Klauen des linken Hinterfußes von diesem Thiere ein Mittel gegen die Epilepsie sey. Hierzu kommt noch der Umstand, daß einige den Nahmen desselben Elendthier schreiben. Denn dadurch können abergläubige Leute ebenfalls auf solche Gedanken gerathen. Allein man muß ihn mit einem harten t schreiben. Denn Elent heißt in der alten Deutschen Sprache so viel als Stärke. Man liest daher in einer alten Bibelübersetzung aus dem 13ten Jahrhundert: der elenthafte Simpson, und der elenthafte Degen Gedeon. Nach diesem alten Sprachgebrauche bedeutet also das Elentthier so viel als ein starkes und festgebauetes Thier.

§. 40.
Das Kameelparder.

Der Arabische Nahme dieses Thieres ist Giraffe. Man nennt es aber gewöhnlich Kameelpard, weil es dem Kameele an Höhe und dem Parder an Flecken gleichet. Es hat eine schöne Gestalt und ansehnliche Größe. Auf seiner Stirne stehen zwey einfache kleine Hörner. Es hat einen sehr langen Hals und sehr lange Vorderbeine. Diese bekam es, um an die Bäume reichen zu können, deren Blätter es gern frißt. Sein Haar ist

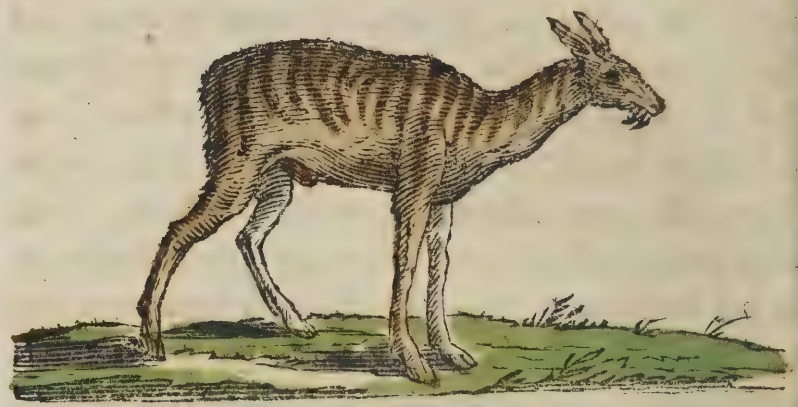
rothbraun und mit weißen Flecken besetzt. Die Vorderbeine sind fünf Ellen hoch, die Hinterbeine aber eine gute Elle kleiner. Wegen dieser unterschiedenen Höhe seiner Beine hat es das Ansehn, als wenn es immer auf denn Hinterfüßen säße. Nach dem Elephanten kommt ihm kein Thier an Größe gleich, denn in gerader Stellung ist es vorn 17 Fuß hoch, und hinten 9 Fuß. Sein Gang ist etwas schwerfällig und schwankend. Doch läuft es sehr geschwind und wegen der langen Vorderbeine fast beständig im Gallop. Wenn es saufen oder von der Erde fressen will: so muß es mit den Vorderbeinen niederknien. Die laubreichen Wälder in dem mittlern Afrika zwischen Aegypten und Aethiopien, auch in Abyssinien sind seine Heimath, woselbst es sich vorzüglich von den Blättern der Bäume nährt und auch das Gras auf der Erde frißt. Es ist ein friedliches und furchtsames Thier, welches so zahm wird, daß es Kinder regieren können. Es lebt etwa 30 Jahre. Das Weibchen soll jährlich Ein Junges werfen.

Das Geschlecht der Bisamthiere.

Die hieher gehörigen Thiere haben in der untern Kinnlade acht Vorderzähne, und in der obern einzelne hervorstehende Eckzähne. Uebrigens sind sie ohne Hörner.

§. 41.

Das Tatarische Bisamthier.



Es siehet aus wie ein Reh und unterscheidet sich von ihm vorzüglich durch einen Sack, den es an seinem Bauche in der Gegend des Nabels hat. In denselben ergießt sich ein brauner dicker Saft, welcher Bisam oder Moschus genannt wird. Er ist dem Thiere sehr beschwerlich, daher es solchen an Bäumen auszudrucken pflegt. Der Bisam riecht sehr stark. Der Ort, wo er nur gelegen, behält den Geruch davon auf eine sehr lange Zeit. Wer den Moschus sammelt, muß Nase und Mund verbinden, weil er sonst den Geruch nicht ausstehen kann. Wenn er ächt seyn soll: so muß er auf Kohlen schmelzen und ganz wegdampfen. In der Medicin wird er als ein nervenstärkendes Mittel empfohlen. Der Bisam gehört zu den wohlriechenden Sachen, welche zum Räuchern und Parfümiren gebraucht werden. Gewinnsüchtige Leute suchen solchen zu verfälschen. Er kommt aus

Tunquin oder Bengala. In Amsterdam wird damit insonderheit gehandelt. Der aus Tunquin ist entweder in Blasen oder außer Blasen. Die Unze von jenem wird zu 5 bis 6 und von diesem zu 8 bis 9 Gulden verkauft. Der Russische wird nicht so hoch geschätzet. Die Parfümirer machen von dem Bisam kostbare Rauchwerke. Das Leder, die Leinwand u. d. m. werden davon wohlriechend. Die Buchbinder parfümiren damit die rohen Bücher, wenn sie das Planirwasser mit einem Gran Bisam vermischen. Der Aufenthalt des Thieres ist in der Tatarey, woselbst es sich in den höchsten Felsen verbirgt und vom Laube und Moose nährt. Es ist sehr schüchtern und schwer zu fangen. Der Jäger muß den Ort zuvor ausspüren, wo es hinzugehen pflegt. Alsdann gräbt er sich ein tiefes Loch in der Erde und schießt es aus demselben todt. Das Männchen hat den Moschus allein; daher ist auch sein Fleisch unangenehm und schmeckt stark nach Bisam. Es verliert aber größten Theils diesen unangenehmen Geschmack, wenn der Moschusbeutel und die Testikeln gleich nach dem Schusse abgeschnitten werden. Uebrigens weiß man von der Geschichte dieses Thieres nicht viel mit Gewißheit.

Das Ziegengeschlecht.

Die zu diesem Geschlechte gehörigen Thiere haben in der untern Kinnlade acht Vorderzähne. Die Eckzähne fehlen ihnen. Die Hörner stehen aufwärts, sind zusammengedrückt, hohl und werden nicht abgeworfen.

An dem Kinne hat das Männchen und Weibchen einen Bart.

§. 42.

Der Ziegenbock.

Die Hörner an ihm sind gebogen, und scharf geränbet. Er ist eigentlich ein Asiatisches Thier und stammt entweder von der wilden Art ab, die noch jetzt in den Gegenden des Caucasus und andern Asiatischen Gebirgen sich aufhält, oder von dem Steinbocke. Der zahme Ziegenbock ist sehr muthwillig und geil. Er streitet, springt und klettert gern, riecht sehr widrig, besonders zur Zeit der Begattung. Der üble Geruch sitzt bloß in den Testikeln und in dem Felle. Wer demnach, wenn er den Bock schlachtet, jene gleich abschneidet, und dieses so fort abziehet, der wird den Geschmack des Fleisches nicht so widrig finden, als gewöhnlich geglaubt wird.

Die Ziege bockt gemeiniglich im Oktober, gehet fünf Monate trächtig und wirft zwey Junge, bisweilen aber

auch nur eins. Diese können gleich nach der Geburt laufen. Einige Weibchen haben keine Hörner, und diese hält man für die besten. Sie nähren sich von verschiedenen Kräutern, vorzüglich fressen sie gern Laub und dornichtes Gesträuch, wie auch die Rinde und Zweige von den Bäumen. Sie werden daher in dem Forst nicht geduldet, weil sie die jungen Sprossen und Lohden fressen und von den jungen Bäumen nicht allein die Reiser abbeissen; sondern auch die Rinde davon abschälen. Die Ziegen sind sehr fett; jedoch haben sie das Fett nicht unter der Haut, sondern inwendig zwischen den Muskeln und an den Nieren. Ihr Alter bringen sie etwa auf 12 Jahre.

Ungeachtet des Schadens, den die Ziegen an den Bäumen thun, bleiben sie doch immer sehr nützliche Hausthiere. Man bekommt von ihnen eine sehr gute Milch, woraus Butter und vortreffliche Käse gemacht werden können. Wenn die frische Ziegenmilch stark geheitzet und zur Abkühlung wieder in Gefäße gegossen wird: so zeigt sich auf derselben ein dicker Rohm, der sich recht gut abnehmen läßt. Schüttet man den gesammelten Rohm in eine große Schüssel, und rührt ihn mit einem Löffel etliche Mal um: so erhält man gleich Butter. Sie ist weiß wie Schafbutter und schmeckt noch besser als diese. Aber diesen guten Geschmack behält sie nur etliche Tage. Man pflegt sie alsdann nicht mehr auf das Brot zu schmieren; sondern das Essen damit zu kochen. Das Fleisch von diesen Thieren schmeckt

nicht übel. Wenn obige Regel beobachtet wird: so verliert es seinen unangenehmen Geruch und Geschmack. Der Braten von einem Ziegenlamme ist sehr saftig und wohlschmeckend. Aus der Ziegenmilch wird auch Käse von vortrefflichem Geschmacke gemacht. Die Milch wird zuvor vermittelst des Laabes zum Gerinnen gebracht. Das Laab ist eigentlich die noch unverdauete Milch in den Magen der Säugkälber. Diese nimmt man heraus und reiniget sie. Man thut ein paar hart gekochte Eyer, Nelken und Mehl darzu; und rührt alles durch einander. Dieses Gemische läßt man trocken werden und hebt es zum Gebrauche auf. Wenn nun die frische Milch durch ein gelindes Feuer geheitzet wird, und man wirft von diesem bereiteten Laabe etwas hinein: so wird sie sogleich gerinnen.

Ihr Talg ist noch besser als das von Schafen und Widdern. Das Fell hat einen vorzüglichen Werth. Es wird daraus ein sehr gutes Pergament verfertiget, womit die Pauken überzogen werden. Wenn die Felle der jungen Ziegenlämmer weißgahr gemacht werden: so geben sie das feinste Leder, welches Erlanger Leder heißt, und aus welchen die glasirten Handschuh gemacht werden. Diese weißgahr gemachten Felle werden in einer Brühe von Alaunwasser, Milch, Eyweiß und Baumöhl mit der Hand gewalket. Alsdann geglättet und mit einem Firniß aus Stärkmehl und Gummi Tragant überzogen. Wenn die Felle auf eben die Art bereitet und mit einer rothen Farbe angestrichen werden: so heißen sie Brüßler Le-

der. Dieses ist roth und glatt und wird gemeiniglich zum Ueberziehen der Frauenzimmerabsätze gebraucht. Die Zubereitung des Leders, woraus die Dänischen Handschuhe verfertigt werden, geschiehet fast eben so. Dieses Leder ist nur von jenem durch seine bräunliche Farbe und seinen besondern Geruch unterschieden. Beydes bekommt es durch die Lohe, welche aus der Rinde der Saalweide gemacht wird. Man bereitet auch aus den Ziegenfellen den Saffian. In der Türkey verfertigt man ihn am besten. Die Felle werden gehörig gegärbt, darauf mit Oehl geschmiert und gefärbt. Auf eine ähnliche Art nutzt man die Bocksfelle zu Corduan. Dieses Leder hat wahrscheinlich seinen Nahmen von der Stadt Corduba oder Cordova in Spanien, woselbst es gleich Anfangs häufig bereitet wurde, als die Kunst aus Afrika dahin gekommen war. Das beste Corduanleder erhält man aus der Türkey, weil daselbst die Bocksfelle weit besser sind als bey uns. Was in Lübeck, Hamburg, Stettin und an andern Orten verfertiget wird, ist nicht von solcher Güte. Man hat glatten und rauhen Corduan. Jener heißt Glanzcorduan; dieser wird Rauchleder genannt, und ist auf der Fleischseite schwarz zugerichtet. Der Saffian ist von dem Corduan unter andern auch dadurch unterschieden, daß dieser kleinere Narben hat, und weicher als der Saffian ist. In Frankreich macht man auch aus Ziegenfellen eine Art Schagrin oder ein getippeltes Leder, wovon in der Folge ein mehreres soll gesagt werden.

§. 43.

Der Steinbock.

Die Hörner desselben sind mondförmig gewunden, knotig, nach dem Rücken gebeugt und fast an die drey Fuß lang. Er wohnt auf unzugänglichen Felsen der höchsten Alpen. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit kann er an den Felsengebirgen klettern und mit großer Geschwindigkeit von einem Felsen auf den andern springen. Die langen Hörner dienen ihm zum Schutz beym Fallen. Eins wiegt wohl an die 15 Pfund. Die Vorderbeine sind kürzer als die Hinterbeine, und kommen ihm beim Klettern gut zu Statten.

Im September begatten sich diese Thiere und das Weibchen gebiert im Februar eins bis zwey Junge. Sie leben in kleinen Herden oder Familien zusammen. Wenn sie weiden: so sollen sie zu ihrer Sicherheit

Schildwachen ausstellen. Sie sind zwar wild, doch können sie auch zahm gemacht und zur Zucht gebraucht werden. Ihr Fleisch wird wenig geachtet; aber ihre Haut ist schön, und wird von den Jägern, die diesen Thieren sehr nachstellen, theuer verkauft.

§. 44.

Der Angorische Bock.

Dieses Thier ist wegen seines langen, silberweißen, glänzenden und seidenartigen Haares sehr merkwürdig. Mit den Europäischen Ziegen hat es viele Aehnlichkeit. Es frißt Gras, Butter und Kräuter. Der Bock hat zwey ansehnliche Hörner. Das lange weiße und glänzende Haar wird ihm und dem Weibchen jährlich wie den Schafen die Wolle abgeschnitten. In Natolien gehören diese Thiere zu Hause, und werden von der darin befindlichen Stadt Angora, der Angorische Bock und die Angorische Ziege genannt. Das Haar dieser Thiere ist beynahe 1 ½ Ellen lang und heißt das eigent-

liche Kameelhaar, das uns das ächte Kameelgarn giebt. Die abgeschnittenen Felle kommen aus Natolien sowohl bereitet als unbereitet nach Europa. Sie werden fuderweise zu Leipzig gekauft und gereiniget, gewaschen, gebleicht und gefärbet. Es wird auch schon in der Türkey bereitet und ist für die dasigen Einwohner ein vortrefflicher Nahrungszweig. Es wird damit ein starker Handel getrieben, und kommt über England und Holland nach Deutschland. Das Pfund von diesem Kameelhaare, wenn es gesponnen und gezwirnt ist, wird in Amsterdam mit 8 Thalern bezahlt. Die Haare der Angorischen Ziege werden zu den vortrefflichsten Zeugen verwebt. In Brüssel werden daraus Kamelotte verfertiget, welche die schönsten sind. In Gera, Osterrode, Leipzig und an andern Orten sind ebenfalls ansehnliche Webereyen, in welchen sie mit feiner Schafwolle vermischt, und zu sehr guten Kamelotten verarbeitet werden. In Bremen und Hannover giebt es Kaufleute, welche das Kameelhaar auf der Messe zu Braunschweig gesponnen und ungesponnen verkaufen. Die Bortenwirker gebrauchen es zu Borten und Schnüren. Die Zeugweber zu Plüsch und Serge de Berry. Die Schneider zum Benehen der Knopflöcher und die Knopfmacher zu Knöpfen. Die Strumpfweber können daraus Strümpfe verfertigen, die weit stärker und glänzender sind, als die seidenen. Von dem Abfalle des langen Haares werden kameelhaarne Westen von allerley Farben verfertiget. —

Inzwischen muß man nicht glauben, daß alles ächtes Kameelgarn sey, was dafür ausgegeben wird. Die gewöhnlichen Kamelotte enthalten davon nicht das mindeste; sondern werden aus feiner und langer Schafwolle gewebt. Das Garn, das gewöhnlich für Kameelgarn verkauft wird, bestehet aus Spanischer Wolle, die gezwirnt und gefärbt ist. Die von den Knopfmachern verkauften kameelhaarnen Knöpfe und Bänder sind größten Theils von eben der Art. Sie nehmen auch wohl zu dem Garn bisweilen Seide, und alsdann nennen sie es halbseidenes Kameelgarn.

Das Geschlecht der Antilopen.

Die Antilopen haben, wie die Ziegen, in der untern Kinnlade acht Vorderzähne und keine Eckzähne. Die Hörner sind dicht, hohl, rund, auf verschiedene Art gekrümmt, und mit einer hornichten Schale umgeben. Daher sie auch, gleich den Ziegenhörnern nicht abgeworfen werden. Diese schönen Thiere haben in der Gestalt des Leibes und in der Farbe der Haare viele Aehnlichkeit mit den Hirschen. In der Beschaffenheit der Hörner aber, womit auch die Weibchen versehen sind, gleichen sie den Ziegen. Zwischen den Hirsch- und Ziegenarten stehet demnach dieses schöne Geschecht gleichsam in der Mitte. Sie bewohnen das wärmere Asien und Afrika, woselbst sie sich gern in bergigen Gegenden aufhalten und in Herden von etlichen Hunderten zusammen leben. Sie sind schlank von Leibe und Füßen. Daher

können sie auch geschwind laufen. Ihre Nahrung bestehet hauptsächlich im Laube. Es giebt davon verschiedene Arten, von welchen eine in Europa auf dem Alpen anzutreffen ist, die wir kürzlich beschreiben wollen.

§. 45.

Die Gemse.

Die Hörner derselben stehen aufrecht, sind hakenförmig gebogen, nicht sehr groß und endigen sich rückwärts in eine Spitze. Ihre Farbe ist auf dem Rücken und an den Seiten rothbraun. Der Schwanz kurz. An Größe gleicht sie dem Ziegenbocke; doch sind ihre Beine höher und ihr Hals ist mehr gestreckt. Auch fehlt ihr der Bart. Diese Thiere halten sich herdenweise auf den hohen Felsengebirgen der Alpen auf. Sie klettern wie der Steinbock, doch nicht so hoch als derselbe. Ihr Gesicht ist scharf, wie auch das Gehör und der Ge-

ruch. Da sie zugleich furchtsam und schüchtern sind: so lassen sie sich nicht gut ankommen, und es hält schwer sie zu schießen. Wo sie Menschen wahrnehmen und wo nach ihnen geschossen ist, da kommen sie in drey bis vier Wochen nicht wieder hin. Im Winter verbergen sie sich die meiste Zeit in den Höhlen der Felsen. Sie nähren sich von dem Laube der Bäume und fressen auch Wurzeln und Kräuter. Auch lecken sie gern Salz. Daher suchen auch die Jäger, sie damit zu körnen. Das Gemsenkraut und dessen Wurzel ist ihnen ebenfalls eine angenehme Speise; aber sie ist schwer zu verdauen. Wenn sich nun die Gemsen lecken, welches sie oft zu thun pflegen: so kommen dadurch Haare in ihren Magen, die sich mit der unverdauten Wurzel des Gemsenkrautes darin zusammen ballen. Diese Ballen machen die berühmten Gemsenkugeln, die man in ihrem Magen bisweilen findet, und denen der Aberglaube so große Kräfte zugeschrieben hat.

Das Weibchen ist auch mit Hörnern versehen. Es begattet sich im September, ist 9 Monate trächtig, und wirft eins bis zwey Junge. Diesen wird von den Adlern sehr nachgetrachtet, die sie auch oft wegfangen. Die Milch der Gemsen ist dünne. Gezähmt können sie nicht werden. Ihr Fleisch ist von gutem Geschmacke. Von einer geschossenen Gemse erhält man bisweilen an die 10 Pfund Talg. Ihr Fell wird sehr geschätzet, und kostet fünf bis sechs Thaler. Es wird von den Weißgärbern zu sehmigem oder weichem Leder bereitet und vorneh-

me Personen lassen sich davon Beinkleider zum Reiten machen. Es schließt sehr gut an, und kann die Nässe vertragen.

§. 46.

Der Bezoarbock.

Dieses Thier wird auch die Bezoargazelle genannt. Seine Hörner sind gerade, nur an der Wurzel geringelt. Die Farbe der Haare ist oben auf dem Leibe grau und unten weiß. Es hat die Größe eines Dannhirsches und hält sich in Aegypten, Arabien und in dem ganzen Oriente auf. Von ihm kommt der ächte orientalische Bezoarstein, dem die Abergläubigen ehemals wunderbare Kräfte zugeschrieben und ihn in einem sehr hohen Werthe gehalten haben. Dieser Stein hat theils eine bläuliche theils eine grünliche Farbe. Sein Geruch ist stark und angenehm, und rührt unstreitig von den gewürzten Kräutern her, wovon sich der Bezoarbock ernährt. Denn der Stein selbst ist wohl nichts weiter als ein Bal-

len von zähen Fasern der harzichten Pflanzen, der in dem dritten Magen dieses Bocks aus Mangel der Verdauungskraft entstehet. —

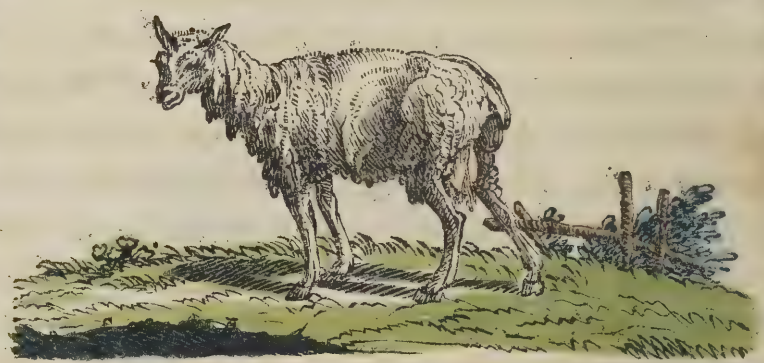
Man verkauft einen occidentalischen und orientalischen Bezoarstein. Von jenem kostet die Unze 12 Gr. von diesem aber 12 Thaler. Der orientalische wird wegen seines theuern Preises auch nachgemacht. Man kann inzwischen damit eine leichte Probe anstellen, woraus der ächte erkannt werden kann. In dieser Absicht ziehe man auf einem weißen Blatte Papier einige Striche mit Kreide, und streiche mit dem Bezoarsteine scharf darüber weg. Alsdann entstehen auf dem Papiere grünliche Striche, die nichts schmieriges an sich haben, wenn man den Finger darauf hält. Dieß ist das Kennzeichen von dem ächten orientalischen Bezoarsteine. Der unächte und nachgemachte läßt zwar auch solche Striche zurück, aber sie sind schmierig und bleiben fest an dem Finger kleben.

Das Schafgeschlecht.

Die Schafe sind mit den Ziegen verwandt. Daher werden sie auch von einigen Naturforschern unter das Ziegengeschlecht gesetzt. Denn sie haben wie diese, keine Eckzähne; sondern acht untere Vorderzähne: und hohle hinterwärts gekehrte runzlichte Hörner. Jedoch findet man an ihnen auch solche Merkmahle, wodurch sie von den Ziegen hinlänglich unterschieden werden. Ihre Haare sind kraus, und man nennt solche Wolle. Sie wei-

den zwar auch gern, wie die Ziegen, an den Gebirgen, lieben aber doch mehr die Ebenen. Sie sind keine streitende; sondern geduldige, wehrlose und furchtsame Thiere. Auch fehlt ihnen der Bart. Die Weibchen sind größten Theils ohne Hörner.

§. 47.
Das gemeine Schaf.



Die Hörner des Schafbocks oder Widders sind zusammen gedruckt, hohl, runzlicht und mondförmig gewunden. Einige haben gar keine. Aber der Isländische und Grönländische Bock hat 4, 6 bis 8; und der Kretensische gerade, schraubenförmig gewundene Hörner auf dem Kopfe. Im Lüneburgischen giebt es Schafe, welche Heidschnucken genannt werden und deren Weibchen die Natur ebenfalls mit Hörnern versehen hat; nur sind sie nicht so groß, wie bey den Böcken. Der Mensch hat sich ihrer wegen ihrer Nutzbarkeit bemächtiget und sie in seinen Schutz genommen. Die Schafe sind über die ganze Erde verbreitet; bey uns werden sie nicht mehr

wild gefunden. Der Mufflon oder Ammons-Widder scheint davon der Stammvater zu seyn. Die Mufflons halten sich in Sardinien, Griechenland, Sibirien und andern Ländern auf. Sie sind scheue, sehr geschwinde und dummdreiste Thiere. Sie haben die Größe eines mittelmäßigen Kalbes und tragen auf dem Kopfe starke gewundene Hörner. Man hat von den Schafen viele Racen oder Abänderungen. Die merkwürdigsten davon sind das Arabische und Grönländische Schaf. Jenes hat einen breiten und 3 Fuß langen Schwanz, der einige 30 Pfund schwer ist, und dieses ist mit mehreren Hörnern versehen. Die Isländischen Schafe sind klein, und haben eine starke und rauhe Wolle. Ihre Hörner sind groß und geschlungen. Eins ragt gerade vorn aus dem Kopfe hervor. Diese Hörner dienen ihnen gegen die Raubvögel, die daselbst sehr zahlreich sind.

Die zahmen Schafe nähren sich von allerley Kräutern; besonders fressen sie diejenigen am liebsten, die nicht zu saftig sind. Sonnige Anhöhen mit zartem und trockenem Grase sind für sie die besten Weiden. Niedrige und dabey sumpfige und nasse Gegenden sind ihnen schädlich.

Die Böcke werden gewöhnlich um alten Michaelis zu den Schafen gesetzet. Alsdann gehet die Begattungszeit an und währet 5 bis 6 Wochen. Der Bock bespringt das Weibchen nur einmal. Denn es ist selten, daß dieses umbocket. Es ist fünf Monate trächtig, wirft gewöhnlich ein Junges und säuget solches aus den beyden

Eutern, die an seinem Leibe liegen. Die Wolle muß der Mutter um die Euter rein abgeschnitten werden, weil sonst das Lamm solche mit einsäuget, und davon immer schwer athmet, bis es zuletzt daran ersticket. Wenn aus den Lämmern gute Zuchtschafe werden sollen: so muß man sie länger säugen lassen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, und sie frühzeitig zum Saltzlecken gewöhnen. Das Alter, das sie erreichen, sind etwa 14 Jahre.

Unter allen Thieren sind die Schafe den meisten Krankheiten unterworfen, die bey ihnen sowohl aus einer schlechten Behandlung in den Ställen, als auch aus einer sumpfigen und nassen Weide entstehen. In den Ställen leben sie gewöhnlich in einer eingeschlossenen Luft, die mit den Ausdünstungen ihres Unraths, Futters und ihres eigenen Körpers angefüllet ist. Die Folge davon ist: daß sie schwach und kränklich werden. Dieses ist desto unausbleiblicher, wenn ihnen schlechtes und verschimmeltes Futter gereicht wird. Manche ihrer Krankheiten könnten vermindert werden, wenn die Ställe rein gehalten und mit Oeffnungen versehen würden, durch welche die Dünste einen freyen Ausweg hätten, und die äußere reine Luft einen ungehinderten Zugang erhielte. Auch muß vor allen Dingen dafür gesorgt werden, daß sie im Winter gesundes Futter genießen, das trocken eingeerntet ist. Denn daß die wilden Schafe gesunder und stärker sind, als die zahmen, kommt daher, daß sie sich willkührlicher bewegen, eine freye und reine Luft genießen, und eine freyere Wahl haben ihre Nahrung zu suchen.

Auf sumpfige und nasse Weiden müssen die zahmen Schafe durchaus nicht geführt werden. Auch muß man sie sorgfältig abhalten, daß sie kein stehendes Wasser saufen. In demselben halten sich gewöhnlich Würmer auf, die gern etwas bitteres fressen. Wenn nun das Schaf beym Saufen einen solchen Wurm in den Magen und in die Gedärme bekommt: so gehet er den Gallengängen nach, und von da in die Leber. Die Schäfer nennen solche Würmer Egelschnecken. Das Schaf wird davon krank, schleicht hinter der Herde langsam her. Seine Augen werden trübe; in dem Weißen derselben zeigen sich rothe Adern, es hohlt schwer Athem, schwillt auf, bekommt zuletzt die Wassersucht und stirbt. Vor diesem Uebel können sie demnach verwahrt werden, wenn man ihnen täglich einmal frisches Wasser zu saufen giebt, und sie von dem stehenden Wasser zurück hält. Die übrigen Krankheiten, die diese Thiere zu bekommen pflegen, sind: die Räude, die Pocken, das Blutharnen, die Schafläuse, die Krätze, die Drehkrankheit u. d. gl. davon der bereits angeführte Abildgaard kann nachgelesen werden. Ein Verwahrungsmittel vor solchen Krankheiten ist dieses: wenn man für ihre Reinlichkeit sorget, sie in den heißen Sommermonaten bisweilen badet, ihnen häufig Salz zu lecken giebt, gesundes und trockenes Futter reichet, und die Ställe trocken und luftig hält. —

Die Schafzucht ist für die Landwirthschaft so vortheilhaft, daß man zu sagen pflegt: das Schaf habe einen goldenen Fuß. Man kann alles von ihm nutzen,

vom Kopfe bis zu den Füßen. Wir erhalten von ihm nicht nur Milch, Butter und Käse; sondern es giebt uns auch Wolle, woraus die meisten von unsern Kleidungsstücken verfertiget werden. Die Schafmilch ist sehr fett und angenehm zu essen, wenn sie nach der Ernte dick wird. Die Butter siehet zwar weiß aus; aber sie ist doch sehr wohlschmeckend. Wenn aus der Milch Käse gemacht werden soll: so muß sie zuvor zum Gerinnen gebracht werden, welches vermittelst des Laabes geschiehet, wie solches bereits bey der Beschreibung der Ziege ist bemerkt worden.

Die Wolle von den Schafen ist einer der vortrefflichsten Nahrungszweige. An einigen Orten wird sie ihnen des Jahres zweymal abgeschnitten. Dadurch bekommt man zwar mehr Wolle; aber sie ist nicht so lang, als die von der einmaligen Schur. Die Wolle auf dem Rücken ist die beste, diejenige, die am Kopfe, dem Bauche und den Füßen abgeschnitten wird, hat nicht solche Güte. Von unsern einheimischen Schafen giebt etwa ein Lamm ¾, ein Schaf zwey Pfund, ein Hammel 4 und ein Widder oder Bock auch 4 Pfund und darüber. Die Spanischen und Englischen Schafe geben weit mehrere und bessere Wolle als die hiesigen. Ein Spanisches Schaf hat 5 Pfund Wolle, ein Hammel 8 Pfund und auf einen Widder werden 9 bis 10 Pfund gerechnet. Der Preis der Wolle richtet sich nach ihrer Güte. Ein Pfund von der feinen Spanischen Wolle wird mit 1 ½ Thaler bezahlt. Von der hiesigen aber kostet das Pfund nur

6 gr. Die Englische Wolle ist zwar noch länger, als die Spanische; aber diese hat doch vor jener den Vorzug, weil sie weit feiner ist. Die Persische Wolle ist wegen ihrer Güte und Feinheit ebenfalls berühmt. Von einer Art Schafe in der Provinz Kerman hat sie den Nahmen Karmenie oder Karmeline bekommen. Die Dänische Wolle ist vorzüglich zum Filzen gut zu gebrauchen, und wird Krullwolle genannt. Die Ausfuhr der Englischen Wolle ist scharf verboten. Man verarbeitet daher in Deutschland nur die Spanische und einheimische. Diese wird entweder zum Filzen oder zum Weben oder zum Stricken gebraucht. Die Hutmacher verbrauchen sie zur Verfertigung der Hüte. Die Weber machen daraus mancherley Tücher und Zeuge. Ehe der Weber die Wolle verarbeitet, muß sie auf verschiedene Art vorbereitet, das ist, gewaschen, von Fett gereiniget und nach Beschaffenheit der daraus zu verfertigenden Zeuge gefärbt werden. Von der gekrämpelten und auf dem Wollrade gesponnenen Wolle erhält man rauhe wollige Faden zu Tüchern. Die gekämmte und auf einem Spinnrade wie Flachs gesponnene giebt glatte und feine Faden zu Zeugen. Die Tücher werden alle auf einerley Art gewebet, obgleich in Ansehung der Güte und Feinheit unter ihnen ein großer Unterschied ist. Durch das Walken bekommt das Tuch erst seine Güte. Dadurch wird es dichter, und erhält gleichsam die Festigkeit und Stärke eines Filzes. Die wollenen Zeuge weichen in der Art der Verfertigung von den Tüchern ab. Die Zeugma-

cher gebrauchen darzu Stühle, die den Leinweberstühlen gleichen. Man hat, wie die Tücher, ungebildete Zeuge, meisten Theils sind sie aber gebildet. Dergleichen Zeuge sind Etamin, Serge, Rasch, Chalon, Dreget, Kamelot, Kalmang, Fries, Flanel, Plüsch u. d. gl. Die Strumpfstricker und Strumpfwirker verfertigen aus der Wolle Strümpfe, Handschuhe, Mützen, Westen, Beinkleider und andere Kleidungsstücke. Man findet daher in allen großen Städten ansehnliche Wollwebereyen. In Berlin, Burg, Braunschweig, Quedlinburg und an andern Orten sind viele Tuch = und Zeugweber. Die Kamelotsweberey zu Brüssel ist eine der vorzüglichsten. In dem Sächsischen trifft man sogar auf den Dörfern Zeugweber häufig an. Es können auch aus der Schafwolle Perücken gemacht werden. Sie sind aber schlecht und heißen Schafperücken. Ehemals wurden sie von einigen Leuten auf Reisen getragen. Jetzt sieht man sie wenig.

Mit der Wolle wird ein sehr ausgebreiteter Handel getrieben. Die einschürige wird meisten Theils zu wollenen Zeugen; die zweyschürige aber zu Tüchern und Hüten verbraucht. Denn jene läßt sich wegen ihrer Länge gut weben, und diese wegen ihrer Kürze gut filzen. Da die Wolle für die Völker ein so nützliches Product ist: so hat man schon seit einigen Jahren angefangen, die Schafzucht in Deutschland durch ausländische Schafe zu verbessern. Zu dieser Veredlung muß man Spanische Widder und Eichstädter Schafe erwählen. Jene müsse alle

6 bis 7 Jahr erneuert werden; diese aber halten sich durch drey Generationen gut. Stadt der Eichstädter Schafe kann man auch die besten aus der Herde nehmen. Durch Anbauung guter Futterkräuter kann unsere einheimische Schafzucht ebenfalls verbessert, und die dadurch zu erhaltende Wolle veredelt werden.

Außer der Milch und Wolle geben die Schafe auch einen guten Mist, womit das Land gedüngt wird, in welches Lein und Gerste gesäet und darauf Taback gepflanzt werden soll. Besonders ist der Urin vortrefflich zum Düngen. Man muß daher den Schafen im Winter viel Stroh unterstreuen, damit solches von ihrem Urin befeuchtet und durchdrungen werde. Die geschlachteten Schafe sind ebenfalls sehr nützlich zu gebrauchen. Es ist fast kein Theil von ihnen, den der Mensch nicht nützen könnte.

Ihr Fleisch ist immer eine gute und angenehme Speise. Die Därme werden nicht nur in der Haushaltung gebraucht; sondern die Seiler verfertigen auch daraus Schnüre und Stricke, die dauerhafter sind, als diejenigen, die man von Hanf erhält. Die Hygrometer, das heißt, die kleinen Instrumente, welche die Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft anzeigen, indem im ersten Fall der Mann und im andern die Frau aus ihrem Häuschen kommt, werden ebenfalls von Schafdärmen gemacht. Besonders verfertigt man daraus die Saiten, mit welchen die Violinen, Harfen, Lauten u. d. gl. bezogen werden. Diese Saiten besitzen eine

große Schnellkraft und heißen Darmsaiten zum Unterschiede von den Drahtsaiten. Man pflegt sie blau und roth zu färben. In Italien werden sie, besonders die Quinten am besten gemacht. Einige werden auch wohl mit unächtem Silberdrahte überzogen und diese werden alsdann gesponnene Saiten genannt. Die dicken Baßsaiten sind aus vielen Därmen zusammengesetzt und daher auch am theuersten. Das Schaffell hat zwar keinen großen Werth; aber die Weißgärber bereiten es doch zu einem fehmigen und weichen Leder, woraus die Beutler Handschuh und Beinkleider verfertigen. Die gemeinen Leute und besonders die Schäfer lassen sich aus dem behaarten Felle einen Pelz zum Winterkleide machen. Die kleinen Felle von den jungen Lämmern gebrauchen die Kürschner zum Unterfutter in den Muffen; werden sie weißgahr gemacht: so geben sie das feinste Pergament. Es werden damit unter andern auch die Kindertrommeln überzogen. Die Blasebälge unter den Orgeln werden von Schafleder verfertigt, welches mit Alaun gahr gemacht ist. Das lohgahr gemachte Leder von Rindshäuten würde so gut nicht schließen und auch wegen der darin befindlichen Fettigkeit von den Mäusen zerfressen werden.

Das Schaftalg ist in der Haushaltung sehr nützlich. Die Seifensieder ziehen von dem, das die Hammel geben, vortreffliche Lichte. Bekannter Maßen werden diese aus dem Talge und dem Dochte verfertigt. Ein gutes Talglicht muß nicht knistern und nicht ablaufen, nicht

flackern; sondern still und helle brennen. Man muß daher zu den Lichten nicht altes Talg gebrauchen, und noch viel weniger das von krepirtem Viehe, sondern es muß rein und frisch seyn. Rindertalg allein ist zu weich; Schaftalg allein zu spröde. Man muß daher beides mit einander vermischen, und ⅔ Schaf- und ⅓ Rindertalg nehmen. Die Dochte werden von Flachs, Hanf und Baumwolle gemacht. Die baumwollenen sind die besten. Zu Nancy in Frankreich ist die größte Dochtfabrik in Europa, in welcher lauter baumwollene Dochte gemacht werden. Die Stärke des Dochtes muß nach der Dicke des Lichts abgemessen werden. In Schwaben in der Herrschaft Mahlberg werden von den Landleuten und ihren Kindern vortreffliche Dochte verfertigt. Sie spinnen die Fäden zwar nur aus Hanf; aber sie wissen sie durch Bäuchen (durch eine Lauge von Asche) und durch Bleichen zu verfeinern, daß sie den baumwollenen nichts nachgeben. Das Lichtziehen kann sehr verbessert werden. Man nehme z. B. zu 4 Pfund guten Talg ½ Loth Salpeter, ½ Loth Salmiak und 1 Loth gebrannten Alaun, und verfahre übrigens bey dem Ziehen wie gewöhnlich: so werden diese Lichte weit länger brennen als die andern. Das beste Talg kommt von den Arabischen Schafen. Diese werden in der Gegend von Orenburg fett gemacht und vorzüglich des Fettes wegen geschlachtet. Ein Hammel giebt oft 30 und noch mehr Pfund Talg. Die Russen treiben damit einen starken Handel und von unsern Seifensiedern wird das Russische Talg zum Ziehen der Lichte häufig gekauft.

Die Papiermacher gebrauchen die Schafsklauen, um das Papier zu leimen und fest zu machen.

Aus den Knochen, Flechsen, Sehnen und Knorpeln der Schafe kochen die Weißgärber den Tischerleim. Aus diesem wird auch ein Mundleim gemacht, den der Speichel gleich auflöset, und womit man einige Bogen Papier sauber zusammen leimen kann. Aus den Stückchen, die der Beutler bey seiner Arbeit von dem weiß gegärbten Leder abschneidet, wie auch aus dem Abfalle des Pergaments wird der Hornleim verfertigt. Die Lederschnitzeln werden in einem Topfe mit Wasser beym öftern Umrühren an einem gelinden Feuer so lange gekocht, bis das Wasser zur Hälfte verraucht ist. Das zurückgebliebne seihet man durch ein Tuch; alsdann erhält man den gedachten Leim. Wenn man damit Leinwand tränkt: so heißt sie steife Leinwand. Diese gebrauchen die Schneider zum Unternähen bey einigen Kleidungsstücken, die sie steif machen wollen.

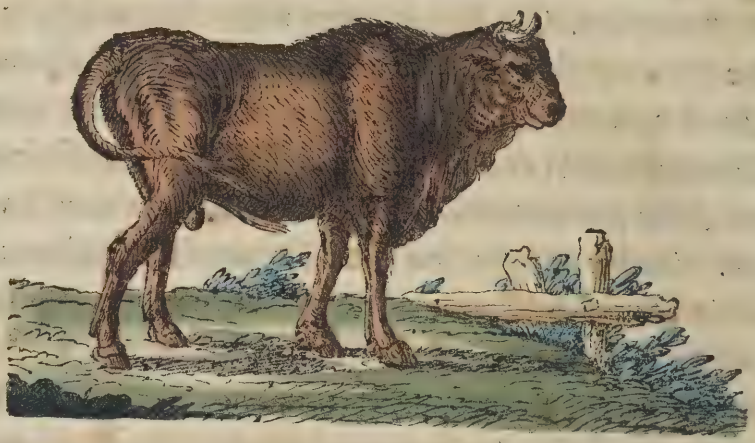
In Deutschland sollen 13 Millionen Schafe seyn. Sie verringern sich aber, weil man immer mehr Weideplätze zu Ackerlande und Gärten zieht. Der Schafschatz ist demnach eine beträchtliche Einnahme des Staats.

Das Stiergeschlecht.

Die Thiere, welche dieses Geschlecht ausmachen, haben in der untern Kinnlade acht Vorderzähne; in der

obern fehlen solche. Auch haben sie keine Eckzähne. Die aus dem Stirnknochen hervor gewachsenen Hörner sind glatt, hohl vorwärts gebogen und haben die Gestalt einer Mondsichel. Der Körper ist mit kurzen Haaren bedeckt. Die Hufe sind stark, breit und gespalten. Das Weibchen ist auch mit Hörnern versehen. In England und Schottland giebt es Rindvieh ohne Hörner. Die Stiere und Kühe sind wiederkäuende Thiere und haben vier Magen. An der Speiseröhre findet sich eine Seitenöffnung, die in den ersten Magen oder den Panzen gehet, worin die Speisen eingeweicht werden. Diese gehen, indem der Panzen sich zusammen ziehet, in den zweyten Magen, welcher die Haube heißt. Aus diesem werden sie wieder durch die Speiseröhre in das Maul zurück getrieben. Dieß geschiehet, indem der Magen mittelst gewisser Muskeln zusammen gedrückt wird. Darauf gleiten die nochmals gekäueten und zermalmten Speisen abermals durch die Speiseröhre in den zweyten Magen. Aus diesem kommen sie in den Salter oder Faltenmagen. Dieser dient darzu, daß die Speisen zwischen den darin mit vielen Flocken besetzten Blättern nochmals zermalmet werden. Endlich gehen sie in den vierten Magen den Rohm, wo sie durch die Vermischung mit dem Magensafte völlig verdauet werden.

§. 48.
Der Stier.



Unser Stier stammt von den Urochsen oder Auerochsen ab, die noch jetzt in Pohlen, Litthauen und Sibirien wild umher laufen. Der Auerochse ist größer als der zahme. Die Hörner aber sind weit kleiner und einwärts gekrümmt. Er hat eine lange gelbe Mähne. Die Haare an dem Genicke, den Schultern und der Brust sind röthlich und kraus. Die Haut ist so dick, daß er keine Schläge achtet. Es werden daraus Schilde verfertiget, die gegen die Kugeln undurchdringlich sind. Sein Fleisch soll von einem vortrefflichen Geschmacke seyn. Aus den Hörnern kann man Trinkgefäße machen. In Pohlen wird der Auerochsenhaut die Kraft zugeschrieben, die schwangern Personen vor dem Mißgebären zu bewahren. Die Pohlnischen Damen lassen sich daher von dieser Haut Gürtel verfertigen und tragen solche um den Leib.

Dieser Aberglaube macht die Haut der Auerochsen sehr theuer.

Der zahme Stier hat auswärts gekrümmte Hörner und an der Kehle eine schlaffe Haut. Das eigentliche Vaterland dieser Thiere ist Europa. Sie sind aber fast über den ganzen Erdboden verbreitet. In der Größe und Farbe sind sie sehr verschieden. Die größte Stärke hat der Stier im Halse und Kopfe. Daher er auch zum Ziehen und Pflügen sehr gut gebraucht werden kann. Der kastrirte Stier bekommt größere Hörner, als der unkastrirte. Dieser wird an einigen Orten der Bulle und jener der Ochse genannt. Diese Thiere fressen auf der Weide Gras und Kräuter und werden in den Ställen mit Klefer und andern Futterkräutern gefüttert. Im Winter giebt man ihnen Heu, unter welches an einigen Orten auch wohl etwas kurzes Stroh gemischt wird. Die Kühe müssen außer dem trocknen Heue, auch Rüben, Kohl, Möhren und Turnips bekommen, wenn sie im Winter gut milchen sollen.

Die Brunstzeit ist verschieden. Die Kühe brüllen alsdann stärker als sonst. Die Begattung pflegt am meisten im Frühlinge zu geschehen, wenn die Kühe auf die Weide getrieben werden. Gewöhnlich wird bey einer Herde nur Ein Stier zum Bespringen gehalten. Es ist aber besser, wenn etwa 25 Stück auf Einen Stier gerechnet werden. Die Kuh gehet 9 Monate trächtig. Bey der Geburt brummet sie und brüllt auch wohl vor Schmerz. Man muß ihr zu Hülfe kommen, und ver-

hindern, daß sie die Haut, worin das Kalb gelegen, nicht auffrißt. Nach der Geburt muß man sie von Leinkuchen saufen lassen und ihr gutes Futter zu fressen geben. Ein Zuchtkalb müßte man billig drey Monate saugen lassen, wenn daraus eine gute Kuh oder ein guter Ochse werden soll. Aber dieß wird von den wenigsten Wirthen beobachtet. Es ist auch gut, wenn man es bald nach der Geburt darzu gewöhnt, daß es Salz leckt. Das Kalb bringt acht Zähne mit auf die Welt. Am Ende des ersten Jahres verliert es die beyden mittlern: in sechs Monaten darauf wieder zwey u. s. f. Am Ende des dritten Jahres sind die ersten Zähne sämmtlich weggefallen, und dafür neue gewachsen. Im Alter werden die Zähne gelb und fleckig, und die Kühe können sich solche auf der Weide leicht ausreissen. Das Alter, welches das Rindvieh erreicht, ist etwa 20 Jahre.

Die Kühe pflegen bisweilen zu verkalben. Mir ist ein Ort bekannt, wo in einem Jahre von etwa 90 trächtigen Kühen etliche 50 Stück eine unzeitige Frucht zur Welt brachten. Dieses häufige Verkalben rührt größten Theils von schlechtem und knappem Futter her, zumal wenn ein nasser und kalter Herbst entsteht und die Kühe alsdann noch auf die Weide getrieben werden. Die schlechte Witterung hemmt die Ausdünstung derselben und ein anhaltender Husten ist davon die Folge. Wenn nun die im Herbste schon hustenden Kühe in den Ställen Futter bekommen, das nicht recht trocken eingekommen ist: so müssen sie nothwendig schwach werden und die zur

Geburt nöthigen Kräfte verlieren. Dieses Uebel wird noch vermehrt, wenn die trächtigen Kühe schon im März ausgetrieben werden, wo noch nasse und kalte Tage einfallen, das Gras wenig wächset, und das hungrige Vieh das alte vermoderte Gras mit den darauf verfaulten Insekten fressen muß. Wird demnach für gutes Futter gesorgt, mit welchem das trächtige Vieh hinlänglich gepflegt wird; läßt man es im Herbste nicht zu spät und nach dem Winter nicht zu früh auf die Weide treiben: so kann durch diese Pflege dem Verkalben der Kühe leicht vorgebeugt werden. Man sollte sie auch striegeln, oder alle Morgen mit einem Strohwische abreiben, um die Ausdünstung zu befördern. Auch müssen sie in den Ställen nicht zu nahe an einander stehen, weil sie sonst Haare lecken, wodurch Ballen oder Haarkuchen in ihrem Magen erzeugt werden. Vorzüglich muß man oft Salz auf ihr Futter streuen und ihnen ein gutes Strohlager geben. Wie hinlängliche Futterkräuter für das Rindvieh können angebauet werden, ist in der Volksnaturlehre S. 426 ff. gezeigt werden.

Die Kuh ist eins der nützlichsten Hausthiere. Von ihr kann alles genutzt werden, Mist, Knochen und Klauen, Hörner, Haut und Haare. Vorzüglich giebt sie uns Milch, Butter und Käse. Was bey dem Melken der Kühe und den Gefäßen beobachtet werden muß, in welche die Milch durch ein Tuch geseihet wird; wie die Sahne davon muß abgenommen und gesammelt werden, um daraus gute Butter zu bekommen, ist zu bekannt, als

daß wir es hier beschreiben dürften. Gewöhnlich wird die Butter gemacht mittelst eines Butterfasses, in welchem die Sahne durch das Auf- und Niederstoßen einer an einem Stiele befestigten und durchlöcherten und hölzernen Scheibe bewegt, gestoßen und dergestalt durch einander gebracht wird, daß sich die öhlichten und festen Theile von den wässerigen der Sahne noch desto mehr absondern und dichter oder zu Butter werden. In großen Wirthschaften, wo viel Butter zu machen ist, bedient man sich einer andern Maschine, womit eine Person ohne viele Mühe auf einmal eine sehr große Menge Butter bekommen kann. Die saure Arbeit des Butterns kann durch das von dem Herrn Pastor Peßler zu Weddenstädt erfundene neue Butterfaß erleichtert werden. Bey dem Buttern muß die Magd sich in Acht nehmen, daß kein gestoßener Zucker, Alaun, Asche oder Seife in das Butterfaß geworfen wird. Denn wenn dieses geschieht: so bekommt man keine Butter, wenn man sich gleich noch so viele Mühe giebt.

Es trägt sich bisweilen zu, daß eine Kuh blutige Milch giebt. Die Ursach davon ist theils, wenn sie ein gewisses Kraut gefressen hat, welches die rechte Zubereitung der Milch verhindert. Alsdann wird das Uebel gehoben, wenn man ihr gesundes und gutes Futter zu fressen giebt. Theils entsteht aber auch das Blutmelken von einer Entzündung in den Eutern. Wenn man daher an denselben Röthe, Hitze und Geschwulst bemerkt: so muß man sofort die Euter mit ungesalzener Butter

schmieren. Man kann auch das Blutmelken durch den Gebrauch folgender Kräuter heben. Man nimmt 5 Stück Tormentilwurzel und 7 Stück Schlangenwurzel, eine gute Hand voll Odermennig und Baldriankraut, deßgleichen anderthalb Hände voll Salz, stößt dieses alles klein, gießt guten scharfen Essig darunter, rührt es etliche mal durch einander und giebt es der Kuh so lange zu saufen, bis das Uebel aufhört.

Gegen die blaue Milch in den Gefäßen, und wenn sich die Butter von der Sahne nicht so bald wie gewöhnlich will absondern lassen, sind in meiner Volksnaturlehre S. 493. heilsame Mittel angegeben worden. Wer von den übrigen Krankheiten des Hornviehs, und den Mitteln, die gegen dieselben mit Nutzen gebraucht werden können, unterrichtet zu seyn wünscht, dem empfehlen wir das kleine Handbuch des Herrn Abildgaards, das im verwichenen Jahre unter dem Titel: Pferde- und Vieharzt herausgekommen ist und nur 8 Gr. kostet.

Diejenige Butter hält man mit Recht für die beste, welche von der Milch gesunder Kühe und die gute Kräuter zu fressen haben, gemacht wird. In Ansehung der Zeit bekommt man die beste Butter im Frühlinge und vorzüglich im Monate May, weil alsdenn das Vieh die besten Kräuter und viele Blumen auf der Weide genießet. Die Sommerbutter ist wegen der starken Hitze etwas fließend und weich, und das Gras ist auch schon härter als in den Frühlingsmonaten. Die Stoppel- oder Herbstbutter, die man im September und October be-

kommt, wenn nach der Ernte die Kühe in die Stoppeln getrieben werden, ist nicht mehr so gelb: aber hart, weil die Milch nicht mehr so dünne ist. In den Wintermonaten bedeutet das Buttermachen nicht viel. Die Stroh- oder Winterbutter schmeckt gewöhnlich nach dem Futter und besonders nach den Rüben, wenn die Kühe damit gefüttert werden. Auch pflegt die Butter gegen das Ende des Herbstes einen bittern Geschmack anzunehmen. Da um diese Zeit das Gras wenig mehr wächst und die Kühe anfangen die von den Bäumen abgefallenen Blätter zu fressen: so hat man geglaubt darin die Ursache von der Bitterkeit der Butter zu finden. Allein man kann dieß um desto weniger annehmen, da man weiß, daß die Butter auch von solchen Kühen bitter schmeckt, die wegen Mangel der Bäume an solchen Orten gar keine Blätter haben fressen können.

Am wahrscheinlichsten ist es, daß das lange Stehen der Sahne in den Gefäßen die Bitterkeit der Butter verursache. Denn wenn die Sahne in den Gefäßen zu alt wird: so entstehen kleine Würmer darauf, wovon sie bitter wird. Wenn man daher im Herbste die Sahne früher abnimmt: so wird dadurch die Bitterkeit verhindert werden. Die Kennzeichen einer guten Butter sind der angenehme Geruch, die gelbe Farbe und der süße und liebliche Geschmack. Die gelbe Farbe kann ihr leicht durch die Kunst gegeben werden. Die Holländer färben sie gewöhnlich durch Ringelblumen. Die Blätter davon werden mit einem Theile Sahne gerieben, bis sie ganz gold-

gelb wird. Darauf wird sie durch ein Tuch geseihet und zu der andern Sahne in das Butterfaß geschüttet und nunmehr gebuttert. Alsdann wird die Butter gelb. Andere schaben auch Mohrüben klein, drücken den Saft davon aus und gießen ihn in das Butterfaß. Inzwischen ist es weit besser, wenn die Butter ihre gelbe Farbe von Natur hat.

Mit der Butter wird ein sehr starker Handel getrieben. Holland, Friesland, Flandern, Holstein und Irland liefern in andere Länder, wo keine hinlängliche Viehzucht ist, viele Butter. Die Holländische und Holsteinische ist darunter die beste. Die Butter wird nicht nur auf Brot gegessen, und zum Kochen und Braten gebraucht; sondern man bedient sich auch der frischen, ungesalzenen Butter äußerlich bey Schmerzen der Glieder des Leibes, die vom Brande herrühren. Sie ist ein heilsames Mittel, solche zu stillen, wenn sie auf die verletzten Theile geschmiert wird.

Die Kühe geben uns auch vortreffliche Käse. Der gewöhnliche Kuhkäse wird von der gallertartigen Milch gemacht, die nach abgenommener Sahne, in den Gefäßen zurückbleibt und an einigen Orten Schlicker- oder Schlottermilch genannt wird. Diese wird in die dazu verfertigten Körbe gegossen, aus welchen das wässerige abfließt, die fetten Theile aber zurückbleiben und fest werden.

Der Käse ist um desto besser und wohlschmeckender, je mehr Fettigkeit sich in der Schlottermilch befindet. Die in den Körben entstandenen Käse werden nun ferner gesalzen, getrocknet, gereinigt, und in Tonnen eingepackt.

Ein guter Käse muß folgende Eigenschaften an sich haben. Er muß nicht riechen, nicht schmierig und doch so fett und durchgebrannt seyn, daß man davon Scheiben wie von der Butter abschneiden kann.

Man macht auch Käse von frischer Milch, die man an gelindem Feuer durch Laab gerinnen läßt. Diese Sorten heißen Süßemilchkäse, die andern aber Sauermilchkäse. Die Holländer bedienen sich, um die Milch zum Gerinnen zu bringen, des scharfen Salzgeistes. Wenn man von demselben einen Eßlöffel voll zu 10 Maß Milch gießt: so gerinnet sie. Die Schweitzer gebrauchen hiezu das Laab. Auf diese Art werden von der süßen Milch die Holländischen, Schweitzer, Emder, Ostender, Eidammer und Limburger Käse gemacht. Man muß davon nicht zu viel essen, weil sie eigentlich ungesund sind. Besonders sind die fetten Arten davon schädlich. Wer viel Limburger Käse ißt, kann davon den Stein und das Podagra bekommen. Aus dem Süßemilchkäse wird auch ein guter Leim bereitet, den keine Nässe auflöst, und womit sowohl Holz als Steine sehr fest verbunden werden können. Man nennt ihn zum Unterschiede von andern Käseleim.

Die Buttermilch ist das Ueberbleibsel von der Sahne, welches, nachdem die Butter aus ihr gezogen ist, in dem Butterfasse zurückbleibt. Sie ist ein ganz gutes Essen, zumal wenn etwas süße Milch darunter gegossen wird. Aus dieser Milch werden ebenfalls Käse gemacht, die man Buttermilchskäse zu nennen pflegt.

Unter den Schweißerkäsen ist derjenige von vorzüglicher Güte, der zu Griers im Canton Freyburg gemacht wird. Nach Frankreich wird er daher in einer sehr großen Menge verkauft. Zu Emden, in Ostfriesland wird ebenfalls sehr guter Käse gemacht, und damit ein starker Handel getrieben. Dieser Ort hat schon in einem Jahre nach Hamburg und Bremen für 127 tausend Thaler Käse geliefert. Dieß ist nicht so zu verstehen, als wenn daselbst so viel Käse jährlich gemacht würden, sondern von dem starken Handel, den Emden damit treibet. In England werden ebenfalls vortreffliche Käse bereitet. Besonders ist der Chesterkäse berühmt, der der von der Stadt Chester seinen Nahmen hat, weil er in deren Gegend vorzüglich gemacht wird. In Mayland und besonders in der Gegend von Parma wird der berühmte Parmesankäse sehr gut bereitet. Es ist daselbst eine ganz vortreffliche Weide, von welcher die Güte des Käses unstreitig abhängt. In dem Gebiete von Lodi, wo man die besten Parmesankäse verfertigt, sollen jährlich für einige Tonnen Goldes verkauft werden. Dem Kräuterkäse legt man auch einen großen Werth bey.

Das geschlachtete Rindvieh ist für den Menschen ebenfalls von großem Nutzen. Das Fleisch davon ist sehr wohlschmeckend, und wird auf verschiedene Weise bereitet. Aus dem Talge ziehen die Seifensieder Lichte. Die vom Nierentalge gemachten brennen am besten. Auch verfertigen sie aus dem Talge von dem Rind- und andern Viehe mittelst des Laugensalzes die Seife. Das

Laugensalz erhält man durch das Auslaugen aus der Asche verbrannter Gewächse. Durch das Kochen oder Sieden werden diese beyden Theile mit einander verbunden, indem während des Kochens das Laugensalz die Fettigkeit auflöset und sich damit vereiniget. Man nimmt auch Kalk und Küchensalz darzu, wodurch die Zubereitung desto besser von Statten gehet und die Seife desto eher fertig wird. Die guten Hauswirthinnen pflegen solche selbst zu kochen; und erhalten von einem Pfunde Talg gewöhnlich zwey Pfund Seife. Sie kochen auch wohl, um Kosten zu ersparen, die Knochen und andere thierische Theile aus, und nehmen solche mit zu dem Talge. Ist das Fett schlecht: so bekommt man wenig Seife, und fleckig wird sie, wenn altes und schmieriges Talg darzu genommen wird. Die Seifensieder machen auch marmorirte und wohlriechende Seife. Jene soll durch das Umrühren entstehen, wenn sie in die Form gegossen wird. Einige werfen auch wohl in dieser Absicht Eisentheilchen und Braunstein hinein, und rühren sie alsdann öfters um. Zu der wohlriechenden Seife nimmt man Zimmt- Muskat- oder andere wohlriechende Oehle.

Die schwarze Schmierseife wird vom Fischthran oder aus frischem Rüböhl, oder aus dem Salze in den Oehlfässern gemacht. Sie ist schärfer als die gewöhnliche Waschseife, und auch viel wohlfeiler. Aber ihr Geruch ist übel. Beym Walken der Tücher thut sie gute Dienste. In Magdeburg wird sie häufig bereitet und damit ein starker Handel getrieben. Wegen ihrer Schmierigkeit

muß sie zum Versenden in Fässer geschlagen werden. Außer der gemeinen Waschseife die zur Reinigung der Wäsche so nothwendig erfordert wird, machen die Seifensieder auch gefüllte Seife. Diese ist mit Lauge angefüllt und kostet ungefähr nur halb so viel als jene. Sie wird häufig nach Frankreich verfahren, und die Seifensieder haben davon in den jetzigen kriegerischen Zeiten einen großen Absatz gemacht. —

Mit der ausgelaugten Asche oder dem Bodensatze in dem Aescherfasse, den man die Seifensiederasche nennt, können Aecker und Wiesen vortrefflich gedüngt werden. Auf einem Acker thut sie weit bessere Dienste, als der Mist von Thieren, und auf den Wiesen vergehet davon das trockne Moos, und an dessen Stelle wächset ein junges zartes Gras. Von der Asche, die nicht ausgelauget ist, kann man solche gute Dienste nicht erwarten. Aus der innern Fläche des Mastdarmes ziehen die Engländer eine Haut, die wegen ihrer Feinheit zum letzten Schlagen des Goldes vortrefflich ist. Man nennt sie Englische Haut. Sie wird anjetzt zum Verbinden beym Aderlaß und der Wunden gebraucht. Die Ochsenhörner werden von den Kammmachern zu groben Kämmen verarbeitet. Die Beindrechsler gebrauchen sie, um daraus Pfeifenröhren, Mundstücke u. d. gl. zu drechseln. Sie machen daraus Jagdhörner, Pulverhörner, und kleine Pfeifen, womit man die Stimme der Thiere nachmacht, um sie dadurch an sich zu locken. Auch verfertigen sie aus solchen Hörnern Büchsen, Löffeln, Kugeln und allerley Schalen. Un-

weit Ulm, zu Geislingen sind viele Kunstdrechsler, die sich mit der Verfertigung solcher Sachen abgeben. Zu dieser Absicht werden von ihnen die Knochen des Rindviehes aus der ganzen Gegend herum aufgekaufet. Die zu dünnen und weichen Knochen verbrennt man zu Asche und verkauft sie unter dem Nahmen Beinasche an die Schmelzhütten und Gold- und Silberarbeiter, die sie zu Testen oder Kapellen, das heißt, Schmelzgefäßen gebrauchen. Aus den Beinknochen der Ochsen wird das berühmte Beinschwarz der Mahler gebrannt. Auch das Ochsenblut dient zum Läutern des Zuckers und die Buchbinder gebrauchen es zum Vergolden der Bücher.

Die Häute von den Stieren, Ochsen, Kühen und Kälbern werden von den Ledergärbern zu allerhand Leder bereitet. Aus den dicken Häuten wird das Pfund- oder Sohlleder verfertiget. Das Schmal- oder Fühlleder wird von Rindshäuten gemacht und zum Oberleder der Stiefeln und Schuhe gebraucht, weil es dünner und geschmeidiger ist, als das Sohlleder. Die lohgahr gemachten Kalbfelle dienen zu Stiefeln und Schuhen. Das Englische Kalbleder hat einen Vorzug vor dem Deutschen, weil es weit geschmeidiger ist. Die Stiefelschäfte, die in England davon gemacht werden, sind sehr biegsam und lassen sich wie ein Strumpf nach dem Fuße ziehen. Mit diesem Leder wird ein starker Handel getrieben. Das in Deutschland nachgemachte muß dem ächten Englischen Kalbleder noch immer nachstehen. Die Engländer sollen ein gewisses Oehl gebrauchen, womit das Leder auf

der Walkmühle gewalket wird, und das bis jetzt für den Deutschen noch ein Geheimniß ist. Aus den Ochsen- und Kuhhäuten werden in Rußland Juften verfertiget. Wegen ihrer Geschmeidigkeit, Stärke und des Geruchs haben sie einen Vorzug vor denen, die in England und Deutschland nachgemacht werden. Man sagt, daß die Russischen Juften durch den Birkentheer ihren Geruch erhalten sollen. Andere behaupten, daß die Russen aus einer gewissen Staude von einem gewürzhaften Geruche, die Gapel heißt, und aus der Pappelweide ein Oehl destilliren, und damit die Juften einschmieren. Roth werden sie mit Sandelholz gefärbt. Man hat auch schwarze und weiße Juften. Die ächten Juften müssen auf der ungefärbten Seite weißlich seyn, und auf der gefärbten nicht brechen. Der beste Juften wird in Jaroslowischen und Pleskowischen, wie auch im Orenburgischen verfertiget. Zu Neustadt an der Paard werden bloß vermittelst des Birkentheers sehr gute Juften gemacht. Man muß nicht Juchten sondern Juften sprechen und schreiben. Denn bey der Bereitung dieser Lederart werden jederzeit zwey Häute zusammen genähet. Dieses wird durch das Wort Justi angezeigt, welches ein Paar bedeutet.

Man sucht auch das Rindleder, wie es von den Lohgärbern kommt, durch die Kunst, so leicht und geschmeidig, wie die Russischen Juften zu machen. Dieß geschiehet, indem man es anfeuchtet, mit Füßen tritt und mit Talg, Oehl oder weißem Thran einschmieret. Man

nennt es alsdann geschmiertes Kalbleder, auch Thranjusten. Es wird in und außerhalb Deutschland zu Reiter- und Fischerstiefeln verarbeitet und hat die gute Eigenschaft an sich, daß es kein Wasser ziehet und wenig Schmiere bedarf.

Die Weißgärber bereiten auch die Ochsenhäute zu Leder zu. Dieses wird daher Alaunleder genannt. Es wird von den Sattlern und Riemern vorzüglich verarbeitet, weil es nicht nur stark; sondern auch zugleich weich ist. Auch wird von den Kalbfellen das Pergament gemacht und zur Ueberziehung der Trommeln gebraucht. In der Grafschaft Bentheim wird es häufig gemacht und größten Theils nach Holland verkauft. Die Kalbfelle werden von den Weißgärbern auch zu sehmigem oder weichem Leder zubereitet, welches am meisten zu Beinkleidern verarbeitet wird. Ist das Kalbleder auf der Fleischseite geschwärzt: so heißt es Rauchleder, auf der Haarseite genarbtes.

An verschiedenen Orten sind sehr große Ledergärbereyen angelegt worden, worin die mannigfaltigen Arten von Leder nicht nur gahr gemacht; sondern auch durch die Kunst gefärbet, angemahlt und vergoldet werden. Man nennt daher dergleichen große Ledergärbereyen auch Fabriken. Eine solche Lederfabrik trift man in Glatz an, wo man Erlanger, Brüßlerleder, Saffian, Corduan, Rauchleder, Schagrin, Justen, auch gemahlte Schuhblätter und Westen mit Gold und Silber gestickt, bekommen kann, und wovon jährlich daselbst ein großer

Absatz gemacht wird. Eine solche Ledergärberey findet man auch in Lemberg. Die Weißledergärberey zu Idstein ist eine der ansehnlichsten und größten. Man sagt, daß in derselben jährlich an die funfzig tausend Stück Häute verarbeitet werden. Vor kurzem ist auch eine solche Ledergärberey zu Neuhaldensleben angelegt worden. Der Unternehmer derselben läßt viele Häute aus Amerika kommen, und da er von dem König von Preußen nachdrücklich unterstützet wird: so wird diese neu angelegte Fabrik wahrscheinlich bald in großen Flor kommen. —

Vor einigen Jahren wurden aus dem Sohlleder häufig Schnupftobacksdosen verfertiget. Sie waren eine Erfindung der Schottländer. Ob diese gleich die Verfertigung derselben geheim hielten: so wurden sie doch in Deutschland bald nachgemacht. Man bereitete solche aus glatt gemachtem Sohlleder, welches hernach etliche Mal schwarz lakirt wurde. Eine solche Dose bezahlte man noch vor 12 Jahren mit Einem Thaler. In Stettin machte man sie am häufigsten nach, daß auch bald das Dutzend auf den Messen für 6 Thaler verkauft wurde. Jetzt sind sie aus der Mode gekommen. Auch waren ehemals lederne Tapeten im Gebrauch. Man hätte diese nicht abschaffen sollen, weil sie dauerhaft sind und die Zeichungen mit allerley Farben gut annehmen. Die von den Schmieden gebrauchten Blasebälge sind von lohgahr gemachten Rinderhäuten verfertiget.

Die abgeschabten Kuh- und Kälberhaare werden von den Gärbern an die Sattler und Maurer verkauft.

Jene stopfen damit, wenn sie solche zuvor durch Waschen gereiniget haben, die Sattel- und Polsterstühle aus. Diese mischen sie unter den Kalk, damit er desto stärker binden soll. Aus den Kälberhaaren werden auch Pantoffeln verfertiget. Sie haben zwar kein besonderes Ansehn; aber sie sitzen doch weich und bequem. Die schlechten Kuh- und Kälberhaare nützt man zu Haartüchern oder Haardecken. Man nimmt auch etwas Pferdehaare oder, um sie recht gut zu machen, andere feine Haare oder Werg von Hanf darunter. In Braunschweig, Hamburg, Lübeck und andern Orten sind dergleichen Haartuchwebereyen zu finden. Besonders müssen die Züchtlinge in den Zucht- oder Arbeitshäusern sich damit beschäftigen. Mit solchen Haartüchern werden die Waaren der Kaufleute eingepackt, um sie vor dem Regen zu beschützen. Auch werden sie zu Pferdedecken und zur Belegung der Fußboden gebraucht. Einige der katholischen Ordensgeistlichen bedienen sich des Haartuchs zu ihrer Kleidung. Nach Frankreich und Spanien werden die Haartücher und Haardecken stark erkauft.

Mit den Klauen des Rindviehes werden die Weinberge gedüngt. Die Orientaler lassen von den Ochsen das Getreide austreten — und sie und die Italiäner, bedienen sich auch des Mistes der Stiere und Büffel, statt Holzes, ein Brot dabey zu backen.

Wie stark sich das Stiergeschlecht vermehre, kann man daraus abnehmen, daß allein Paris jährlich 80,000 Ochsen und 120 tausend Kälber, und London 10 Millio-

en Pfund Butter, 20 Millionen Pfund Käse; Hamburg 10 tausend Ochsen und 40 tausend Kälber, Braunschweig 2000 Ochsen und 11,000 Kälber gebrauchen.

§. 49.

Der Büffel.

Die Büffelochsen sind eine große Art außerordentlich häßlicher Thiere, die größten Theils in der Wildniß leben. Sie haben Hörner, die in die Höhe gebogen und einwärts gekehrt sind. In Verhältniß mit ihrem Körper haben sie einen kleinen Kopf, den sie stets gegen die Erde halten. Die Stirn ist rauh und kurz. Der Hals lang und dick. Der Schwanz fast unbehaart und kurz. Die Schenkel sind dick und stark, und die Haare kurz und gewöhnlich schwarz. An Größe und Stärke übertrifft der wilde Büffel unsern zahmen Stier. Er kann auch daher mehr als drey Pferde ziehen. Die rothe Farbe kann er nicht leiden. Er muß mit großen

Kugeln geschossen werden. Der Jäger setzt sich au einen Baum, wenn er ihn schießen will. Denn sollte er ihn verfehlen oder nicht recht treffen: so würde er an der Erde von ihm zerstoßen und getödtet werden. Ein ausgewachsener Büffel hat an Gewichte 800 bis 1000 Pfund, und wird mit 60 bis 90 Thalern bezahlt. In Asien gehört er zu Hause. Er wird aber anjetzt in Italien und Ungarn wegen seines großen Nutzens zahm gezogen. Weil er jedoch sehr zornig und unbändig ist: so legt man ihm einen eisernen Ring mit einem Seile in die Nase, um ihn desto besser regieren zu können. Dadurch wird er auch zuletzt so zahm gemacht, daß er mit dem übrigen Rindvieh auf die Weide kann getrieben und vor den Pflug und Wagen gespannt werden.

Die Büffelkühe sind ebenfalls sehr nutzbar. Sie geben eine so vortreffliche Milch, die dreymal fetter als die Milch der hiesigen Kühe ist. Sie wird gewöhnlich mit gemeiner Milch vermischt, wenn man Butter daraus machen will. Auch kann davon eine Art Holländischer Käse gemacht werden. Das Fleisch von diesen Thieren ist zwar grob; jedoch saftig und ganz gut zu essen. Die Haut ist sehr hart und dick und wird deßwegen so hoch geschätzet, daß man dafür 20 bis 25 Thaler bezahlt. Wird sie von den Gärbern gut zubereitet: so ist sie weich. In Frankreich zu Corbail bey Paris, zu Niort, Lyon und Rouen giebt es Ledergärbereyen, in welchen man sich mit der Zurichtung solcher Häute beschäftiget. Mit den trockenen und behaarten Häuten

reiben die Franzosen, Italiäner, Engländer und Holländer einen großen Handel nach Constantinopel, Smirna und den Afrikanischen Küsten. Sie werden von den Franzosen zu Collets verarbeitet und der Reiterey und den gens d'armes gegeben. Man macht daraus Beinkleider, Patronentaschenriemen, Degengehenke, Jagdtaschen und Handschuhe. Auch wird das Englische Pfund- oder Sohlleder daraus verfertiget.

Die Hörner und Haare dieser Thiere werden ebenfalls genutzt. Aus den Hörnern macht man unter andern auch Rosenkränze und Tobacksdosen. Die vermittelst des Kalkes von der Haut abgebeitzten kurzen Haare sind der Wolle ähnlich, und werden, indem man sie mit Ochsen- und Kuhhaaren vermischt, zur Ausstopfung der Stühle, der Sattel für die Pferde, und zu Reit- und Tragekissen der Maulesel gebraucht.

Die Büffel werden auch anjetzt wegen der Schwere ihres Körpers, wegen der guten Häute und ihrer fetten Milch in Deutschland an einigen Orten erzogen. Sie vermehren sich in dem Deutschen Klima nicht allein sehr gut; sondern sie wachsen auch so geschwind, daß sie in einem Alter von vier Jahren schon 800 Pfund schwer sind. Die Büffelkühe können auch mit Frisischen Bullen, und die Frisischen Kühe mit Büffelbullen belegt werden. Der Herr geheime Finanzrath von Brenkenhof hat damit in den neuen Netzbrüchen Versuche angestellt, die sehr gut ausgefallen sind.

§. 50.

Der Biſon.

Dieſer wilde Ochſe iſt von der Größe eines ſtarken Stiers. Seine Hörner ſtehen weit von einander. Sie ſind klein und rückwärts gebogen. Er hat einen langen Bart. An ſeiner ſtarken Stirn, Bruſt und ſeinem Halſe hangen lange zottige Haare, gleich einer prächtigen Mähne. Der Kopf iſt klein, wie auch die Augen. Der krauſe Buſch Haare am Kopfe hat einen Biſamgeruch. Der Rücken iſt höckerig und die Beine ſind kurz. Der Biſonochſe klettert an den Bergen, wie die Ziegen. Im Sommer iſt er bis an die Vordertheile kahl; im Winter aber iſt die Haut mit langen Haaren bedeckt, die weich und zart ſind. Die nordlichen Wüſteneyen in Amerika ſind ſein Vaterland. Er iſt ſehr wild; aber er kann doch auch zahm gemacht werden. Sein Fleiſch iſt ſchmackhaft und ſtärket; nur riecht es etwas nach Biſam. Aus dem langen Haare der Mähne werden Strümpfe und andere Kleidungsſtücke verfertiget.

Die Haut, das Talg und die übrigen Theile werden eben so wie die von unserm zahmen Rindviehe genutzet. Einige gebrauchen auch die behaarte Haut zu Bettdecken.

Das Pferdegeschlecht.

Die nützlichen und bekannten Thiere aus diesem Geschlechte haben in beyden Kinnladen sechs Vorderzähne. Die obern sind stumpf abgeschnitten, und die untern ragen mehr hervor. Die einzelnen Eckzähne stehen von den Vorder- und Backenzähnen ab. Die Füße haben einen Huf. Zwischen den Hinterbeinen sitzen bey der Stute zwey Euter.

§. 51.

Das Pferd.

Das eigentliche Vaterland des wilden Pferdes ist die große Tartarey. Daselbst befindet es sich auch am besten. Sein langhaariger Schweif, die kurzen spitzigen Ohren und die starke Mähne sind die Unterscheidungszeichen von seinen Geschlechtsverwandten. In dem Stande der Wildheit ist es ein häßliches und unbändiges Thier. Durch die Cultur ist es erst ein gutartiges, ansehnliches, gelehriges und folgsames Hausthier geworden. Als ein solches ist es anjetzt fast über den ganzen Erdboden verbreitet. Man darf sich daher nicht wundern, daß es davon viele Racen giebt, die in Ansehung der Größe, Farbe, Stärke und Geschwindigkeit von einander unterschieden sind. Die Geschwindigkeit der Englischen Pferde ist erstaunenswürdig. Ein Reitpferd muß lang gestreckt seyn, einen kleinen Kopf mit einer gebogenen Nase, kurze Ohren, eine schmale Stirn, einen breiten Hals, helle Augen, eine starke Brust, einen langen Schwanz und einen starken Huf haben. Ein gesundes muntres Pferd muß die Ohren gleich wieder aufrichten, wenn man sie mit der Hand niederbeuget. Im Gehen muß der Hinterfuß gerade in die Stelle des Vorderfußes treten, oder nur ein wenig dahinter. Tritt es damit zu weit: so verwundet es leicht den Vorderfuß; und bleibt der Hintere sehr zurück: so giebt es dadurch eine Schwäche zu erkennen.

Das beste Futter des Pferdes ist Haser mit Häcksel vermischt. Sein Schweiß ist scharf. Man muß es daher oft striegeln. Man legt ihm auch eine Decke auf,

um es von dem Staube zu bewahren. Vor allen Dingen muß der Stall rein und luftig gehalten, und darauf gesehen werden, daß dem Pferde gesundes und trocknes Heu gereicht werde. Bey der Zucht der Pferde kommt das meiste auf den Hengst an. Je schöner derselbe ist, desto besser werden die Füllen. Große und reiche Herrn pflegen daher Stutereyen anzulegen. Diese bringen dem Lande große Vortheile, ob sie gleich mit vielen Kosten müssen unterhalten werden. — Die Stute ist 290 Tage trächtig und gebiert gewöhnlich ein Junges. Es ist gut, wenn man das Füllen 6 Monate saugen läßt. In dieser Zeit muß die Stute gut gefüttert werden. Dem Füllen darf man nicht gleich nach den Säugemonaten gutes Futter geben, weil es sonst leicht blind oder lahm wird. Man thut am besten, wenn man ihm täglich zweymal Kleye und ein wenig Heu giebt. Wenn man viele Füllen in die Weide treibet, darin sie ihre Freyheit haben und in Gesellschaft leben: so werden sie stärker, lebhafter und feiner. Vor dem vierten Jahre sollte das Füllen billig weder zum Reiten noch zum Ziehen gebraucht werden.

Die merkwürdigsten Krankheiten der Pferde sind die Druse, der Strengel, die Räude, der Frosch (ein Gaumengeschwür), die Rehe oder das Verschlagen, der Koller und der Roz. Die Beschreibung dieser Krankheiten und die Mittel, die dagegen gebraucht werden, muß ich hier mit Stillschweigen übergehen. In dem bereits angeführten Handbuche des Herrn Abildgaards werden un-

sere Leser dasjenige finden, was sie in diesem Stück zu wissen verlangen. Was den Pferderotz anbetrifft: so bemerken wir hier, daß er in einer zähen und scharfen Lymphe *) bestehe, wodurch diese Krankheit ansteckend wird. Denn alle Krankheiten des Fließwassers bis auf den schlechtesten Schnupfen haben etwas ansteckendes bey sich. Diese Verdorbenheit der Lymphe hat aber sehr verschiedene Grade, von welchen die Heilbarkeit und Unheilbarkeit des Rotzes abhänget. So lange die Eingeweide des Leibes noch nicht angegriffen sind, ist das Uebel heilbar und wird der weiße- oder Steinrotz genannt. Hat aber die scharfe Lymphe die edlen Theile verletzet, daß sie verdorben und das Gehirn und Rückenmark vereitert sind: so ist kein Rettungsmittel möglich. Da es schwer hält, die Heilbarkeit oder Unheilbarkeit dieses Uebels zu unterscheiden, und durch den Mangel der wahren Kennzeichen davon oftmals ein großes Unglück in der Wirthschaft entstehen kann: so will ich hier die Kennzeichen nicht unbemerkt lassen, woraus ein ehemaliger geschickter Pferdearzt richtig hat beurtheilen können, ob der Rotz heilbar oder unheilbar sey. Seine erste Operation bestand darin, daß er jedem Pferde an der Ruthe des Schwanzes ein paar gute Löffel voll Blut abließ, und von der Beschaffenheit derselben, nachdem es geronnen war, urtheilte, ob dem Pferde noch zu helfen sey, oder nicht. Wenn das Blut mit zähem Schleime vermischt

*) Ein widernatürlicher Ausfluß der Schleimdrüsen in der Nase.

ar: so ließ er die Pferde ohne Anstand tödten: wo sich
ber die Corruption nicht so äußerte, da ließ er die Pferde
gleich in einen andern Viehstall bringen, und nahm
ie Cur mit ihnen unverzüglich vor. Er brachte alle die-
nigen Pferde in kurzer Zeit glücklich wieder zu rechte,
ie er für heilbar erklärt hatte. Hingegen entdeckte man
n denen, die er hatte tödten lassen, alle Spuren ihrer
nheilbarkeit, indem ihr Gehirn schon angefressen, und
um Theil wie verfaulter Käse anzusehen war. Auf
ieses Kennzeichen muß man bey rotzigen Pferden beson-
ers aufmerksam seyn, weil die äußerlichen Zufälle ein-
nder sehr ähnlich sind, und man daraus nicht mit Ge-
ißheit erkennen kann, ob die Krankheit heilbar sey,
der nicht.

Der Nutzen der Pferde ist jedermann bekannt. Ihr
leisch wird von den Tartarn gegessen; die Haut von den
ohgärbern gahr gemacht, und zu Pfund- oder Sohl-
eder verarbeitet. Aus dem Rückenstücke der Pferdehaut
ird in der Türkey, Prosien und in der Tartarey ein
getippeltes Leder bereitet, welches Schagrin heißt.
Es ist fest und körnigt und hat das Ansehn, als wenn
s mit Mohnkörnern bestreuet wäre. Denn die Fleisch-
eite wird, nachdem sie gehörig gereiniget ist, mit dem
Samen der Alabute bestreuet, welches Gewächs in der
Wolga häufig wächst. Die Samenkörner davon wer-
den zuerst in die Haut eingetreten, und hernachmals wie-
der ausgeklopft. Wenn die Haut gehörig ist bereitet
worden: so wird sie grün, roth, schwarz, und wie man

sonst will, gefärbt. In Augsburg und an andern Orten verfertiget man aus diesem Leder Degenscheiden, Futterale, Uhrgehäuse u. d. gl. Man nennt es aus der Ursach Schagrin, weil die Pferdehaut bey den Persern Sogra und bey den Türken Sagri genannt wird.

Aus der Milch der Pferde wird ein geistiges Getränk destillirt, welches dem Brantewein gleich kommt. Die starken Sehnen am Fuße gebrauchen die Orgelbauer. Sie befestigen damit die Windladen, worauf die Orgelpfeifen stehen, damit der Wind nicht durchdringen kann. Auch die Haare von diesem Thiere werden vielfältig genutzet. Man verfertiget daraus starke Zeuge, die zu Stuhlüberzügen gebraucht werden. Man stopfet auch damit Matratzen, Polster und Stühle aus. Zuvor müssen sie aber gesotten werden. Dadurch verlieren sie ihre Fettigkeit und werden elastischer und krauser als andere Haare. Ein Pfund gesottener Pferdehaare kostet 6 Gr. Mit den Schwanzhaaren werden die Violinbogen überzogen. Die Perückenmacher nutzen bey ihrer Arbeit die Pferdehaare ebenfalls und vermischen solche ebenfalls mit den Menschenhaaren. Zu diesem Gebrauche werden sie vorbereitet und wie die Menschenhaare gebleichet. Es giebt daher an verschiedenen Orten besonders in Schlesien und Halberstädtischen Haarbleichen, in welchen mit Lauge aus Buchenasche den Haaren ihre natürliche Farbe genommen, und ihnen hernach mit einer Beitze jede andere gegeben wird, die man haben

will. Von den gefärbten Pferdehaaren machen die Siebmacher die bekannten Haarsiebe.

§. 52.

Der Esel.

Dieses Lastthier unterscheidet sich durch seine langen Ohren, den schwarzen Strich über dem Rücken und den kahlen Schwanz, der nur am Ende lange Haare hat, von dem Pferde hinlänglich. Seine Farbe ist mausegrau. Der wilde lebt in der südlichen Tartarey in Herden und läuft sehr geschwind. Der zahme ist langsam und träge. Er hat sich weit über die Erde verbreitet, und ist in wärmern Gegenden größer, stärker und ansehnlicher als in den kältern. Bey uns ist es ihm schon etwas zu kalt und in den Gegenden die weiter nach Norden liegen, gedeihet er gar nicht. In den wärmern Ländern besonders in Palästina ist der Esel ein großes,

schönes und stattliches Thier, das wegen seines sichern und sanften Ganges häufig gebraucht wird. Es war daher keine Erniedrigung, als Jesus auf einem Esel seinen Einzug in Jerusalem hielt. Obgleich das Pferd in Ansehung des Wuchses und des Muthes vor ihm einen großen Vorzug hat: so bleibt er doch immer ein nutzbares Hausthier. Man kann auf ihn eine schwere Last legen, und er gehet damit sicherer fort, als das Pferd. Besonders ist er in den gebirgigen Gegenden sehr gut zu gebrauchen. Er nährt sich von Stroh und der stachligen Distel. Um solche fressen zu können, ist bey ihm die Zunge und der Gaumen rauh. Dieses brauchbare und geduldige Thier ist daher leicht zu erhalten. Die Eselin gehet 290 Tage trächtig und gebiert gewöhnlich ein Junges. Ihre Milch ist gesund und den Schwindsüchtigen diensam, weil sie nicht fett ist. Aus dem Rücken seines Felles wird von dem Türken Schagrin gemacht. Man bereitet auch aus der Eselshaut Pergament. Auf dasselbe kann man mit Tinte schreiben, und sie wieder auslöschen. Ist es aber mit Kalkerde übersetzt: so muß man darauf um die Schrift auslöschen zu können, nur mit einem Bleystifte schreiben.

Der Maulesel ist ein Bastard von dem Esel und der Pferdestute. Das Maulthier aber wird gezeugt, wenn sich der Pferdehengst und die Eselin mit einander begatten. Beyde sind ebenfalls als lasttragende Thiere dem Menschen nützlich. Sie tragen viel und haben in

Gebirgen einen sichern Gang. Die Maulthiere werden nicht viel größer als die Esel. Die Mauleſel sind ihnen also weit vorzuziehen. Diese befinden sich in Spanien am besten und werden in Savoyen am größesten. Die Zucht dieser Bastarden suchen die Spanier vorzüglich zu befördern. Das Stück wird mit 100 auch wohl mit 200 Thalern bezahlt. Man braucht diese Thiere zum Reiten, Ziehen und Tragen. Selbst königliche Familien lassen sich damit fahren. Im Kriege vertreten sie die Stelle der Packpferde. Ihr Alter erstreckt sich auf 25 bis 30 Jahre.

In Piemont giebt es neben den Mauleseln auch Jumarren, Bastarte von einem Hengst und einer Kuh, oder Ochs und Stute, oder Esel und Kuh, die den Mauleseln ähnlich sind, aber nur kürzere Ohren und ein rundes Maul haben.

§. 53.
Das Zebrapferd.

Dieses Thier hat ein sehr schönes Ansehn. Sein Körper ist weiß und mit schwarzbraunen Querstrichen gezeichnet, die so regelmäßig sind, als wenn sie der geschickteste Künstler gemahlt hätte. Es ist von der Größe eines Maulthiers und der Bildung nach gleicht es dem Maulesel. Sein Aufenthalt ist in dem südlichen Afrika und in den Gegenden des Vorgebirges der guten Hoffnung. Es lebt daselbst in Herden, und ist sehr mild und geschwind. Von seiner Geschichte weiß man bis jetzt noch wenig. In Afrika wird sein Fleisch gegessen. Sein schönes Fell wird zu Pferdedecken gebraucht.

Das Schweinegeschlecht.

Die unter diesem Nahmen begriffenen Thiere haben in der obern Kinnlade vier, und in der untern sechs Vor-

derzähne, die hervor stehen. Auf jeder Seite oben und unten sitzen zwey Eckzähne, die obern sind kürzer und die untern heraustretend. An den Füßen haben sie gespaltene Klauen. Ihre Nahrung bestehet eigentlich in den Wurzeln verschiedener Gewächse. Die Natur hat ihnen daher einen hervorstehenden abgestumpften und beweglichen Rüssel gegeben, um die Wurzeln damit aus der Erde wühlen zu können.

§. 54.

Das gemeine Schwein.

Dieses hat auf dem Rücken steife Borsten und einen kurzen behaarten Schwanz. Es lebt theils wild theils zahm. Das wilde hat eine längere Schnautze, kürzere und aufrechte Ohren, und größere Fangzähne. Das Fleisch des wilden Schweines ist zwar mit Fett durchwachsen; aber es setzet auf den Rücken kein Speck an. Seine Farbe ist schwarzgrau. Das zahme ist überall verbreitet, ausgenommen die ganz kalten Gegenden. Nach Amerika sind sie erst durch die Spanier gekommen.

In Schweden und an einigen andern Orten giebt es eine Race, die keine gespaltene, sondern ganze Hufe haben. Das Schwein ist ein sehr gefräßiges Thier, das fast alles und auch die unflätigsten Sachen frißt. Menschen- und Eselskoth sind ihm Leckerbissen. Sogar Schlangen frißt es unbeschadet. Daher kommen sie auch an allen Orten fort. Man muß es nicht zum Fleischfressen gewöhnen; sonst raubt es zuletzt Hüner, Gänse und Lämmer, und frißt seine eigenen Jungen auf, auch beißt es wohl kleinen Kindern die Glieder ab. Die Sau ist 4 Monate trächtig und wirft bisweilen mehrere Ferkeln als sie Zitzen hat. Die Zahl derselben ist nicht immer gleich. Einige Säue haben nur 8 Euter unter ihrem Bauche; andere aber 10 bis 12 sitzen. Sie kann in einem Jahre zweymal Junge zur Welt bringen. Denn sie ist sehr geil, und wird gleich wieder hitzig, wenn sie geworfen hat. Die Jungen läßt man etwa zwey Monate saugen.

Die Aerzte halten das Schweinefleisch nicht für gesund, weil es vermöge seiner Beschaffenheit zu leicht und häufig ins Blut gehet, und sich zu leicht mit den Säften des Menschen vermischt. — Die Säfte und das Fleisch des Schweins sollen große Aehnlichkeit mit den Säften und dem Fleische des Menschen haben, und daher mehr, als jede andere Nahrung in die Adern dringen. Leute, die viel sitzen, können es nicht so gut als die Arbeitsleute vertragen. Ein gutes gesundes Schwein muß langgestreckt seyn, reine Haare, und Haut, und

einen krummgebogenen Schwanz haben. An andern Thieren ist das Fett mit dem Fleische vermischt. Die gemästeten Schweine aber bekommen auf dem Rücken eine Lage von Speck. In der Haushaltung sind sie sehr nützlich. Von dem geschlachteten Schweine macht man geräuchertes Fleisch, Würste und Schinken. Auch erhält man von ihm Speck und Schmelz. In großen Wirthschaften bey Bierbrauereyen und Branteweinbrennereyen ist die Schweinezucht sehr vortheilhaft. Von der Buchmast setzen sie weiches; von den Eicheln aber ein festeres Speck an. Branteweinswäsche giebt eben falls ein lockeres und weiches Speck. Auf dem Koben werden sie am besten, wenn sie mit Schrot gefüttert werden. Man muß sie verschneiden lassen, wenn sie in der Mast und auf den Koben recht fett werden sollen. In der Wildniß kann das Schwein ein Alter von 20 Jahren erreichen.

Aus den Schweinehäuten wird Pergament gemacht. Die starken Haare auf dem Rücken gebrauchen die Bürstenmacher zur Verfertigung der Bürsten.

Es giebt verschiedene Arten von Bürsten, die hinlänglich bekannt sind. Unter den Kleiderbürsten werden die feinsten Sammetbürsten genannt. Man hat auch Schuhbürsten und Pferdebürsten, die sehr hart und steif sind, und wovon die letzten auch wohl Kardätschen heißen. Die Zahnbürsten, deßgleichen die feinen Bürsten, welche die Goldschmiede und Uhrmacher gebrauchen, werden häufig verfertiget. Man kann hieher auch

rechnen die Borstwische oder Borstbesen, Haarbesen, Pferdewedel und Pferdequasten, ferner die Maurer- und groben Mahler- und Anstreichepinsel. Die Borsten von dem Rücken der zahmen und wilden Schweine werden zu den verschiedenen Bürsten vorzüglich genommen. Die Hölzer dazu verfertigen die Drechsler und verkaufen sie an die Bürstenmacher. Man bringt daran bisweilen Zierathen an, indem man sie theils mit feinem Leder, theils mit Seidenzeuge überziehet, und mit Silber, Elfenbein, Perlmutter und andern kostbaren Sachen auslegt. Vor der Verfertigung der Bürsten werden die Borsten nach ihrer Güte sortirt und auch wohl gefärbt; darauf werden aus denselben zweyerley Arten von Bürsten verfertiget, eingebündelte und eingezogene. Bey jenen sind die Löcher in dem Bürstenholze nicht ganz durchgebohrt. In diese Löcher setzet man ein Bündel Borsten ein und befestiget sie mit eingegossenem Peche. Bey den eingezogenen Bürsten sind die Löcher ganz durchgebohrt und die Borsten mit Bindfaden oder Draht durchzogen und befestiget. Zum Putzen und Polliren der Metalle werden Bürsten von feinem Drahte genommen.

Mit den Häuten der wilden Schweine werden die Reisekoffer beschlagen. Man nutzt sie auch zum Büchereinbinden. Das behaarte Fell pflegt man zur Reinigung der Schuhe vor die Stubenthür zu legen. Die Fangzähne gebraucht man zum Glätten.

Unter den Krankheiten der zahmen Schweine ist die Bräune eine der gefährlichsten. Denn sie ist ansteckend und tödtlich und kann in einzelnen Haushaltungen, ganzen Dörfern und Städten sehr großen Schaden anrichten. Sie ist eine Entzündung des Halses die sich an demselben äußerlich durch Röthe und brennende Geschwulst offenbaret. Die innern Theile des Halses schwellen so stark an, daß das Schlucken und Athemholen dadurch verhindert wird. Die Ursache davon ist eine plötzliche Erkältung, die sich die Schweine zuziehen können, wenn sie nach großer Erhitzung kaltes Wasser saufen. In dieser Krankheit muß man ihnen schleunig zu Hülfe kommen, sonst sterben sie bald daran. Wiederholtes Aderlassen besonders unter der Zunge, ein warmer Breyumschlag um den Hals, der von Leinsamen, Pappelkraut und Kamillen in Wasser gekocht wird, sind gegen dieses Uebel gute Mittel. Man kocht auch Leinsamen in Wasser und Milch, seihet das Decoct durch, und spritzet es lauwarm mit einer Spritze dem Schweine in den Hals. Fängt es wieder zu schlucken an: so muß man ihm häufig Salpeter eingeben. Einige nehmen auch Braunkraut, Isop und Salbey von jedem eine Hand voll, und ein Loth Salpeter, kochen es mit Wasser und gießen es dem Schweine laulich ein. Das so genannte Nothfeuer welches die Landleute machen und wodurch sie die Schweine zu jagen pflegen, kann nur dadurch nützen, daß die Schweine darin in plötzliche Hitze gesetzt werden, welche die Ausdünstung und Abführung

befördert. Von dem Aberglauben, den sie dabey treiben, kann die Volksnaturlehre S. 206 nachgelesen werden. Wenn die Hunde von den an der Bräune krepirten Schweinen fressen: so werden sie so beißig, daß sie Kälber, Kühe und Schweine anfallen. Ihr Biß ist so gefährlich, daß er eine starke Schwulst verursacht, wovon die Thiere in ein paar Tagen sterben. Die an jener Krankheit gestorbenen Schweine müssen also so fort eingegraben werden.

Gegen die Finnen, die aus einer Stockung und Unreinigkeit in den Säften entstehen, gebrauche man fein gestoßenes Spießglas auf Butterbrot, und gebe solches den Schweinen täglich zu fressen, und fahre damit 8 bis 10 Tage fort. Man muß dabey zugleich in Acht nehmen, daß sie nicht bald zu kaltes, bald zu heißes Getränke saufen. Das Zeichen der Finnen sollen Flecke oder weiße Knoten unter der Zunge seyn. Wenn man eine Borste ausziehet, und findet sie blutig: so sind die Finnen da; sonst aber ist die Krankheit noch ungewiß. Ungesund wird das Fleisch dadurch nicht; sondern nur ekelhaft.

Die Läuse vergehen, wenn man das Schwein mit nasser Asche oder Tobackslauge reibt, oder auf sein Lager Farrenkraut streuet.

Gegen die Pocken oder den Ausschlag gebraucht man zerstoßenes Spießglas. Man vermischt solches mit Schießpulver und streuet dem Schweine solches auf die Zunge. Bey allen diesen Krankheiten verdient die an

gezeigte Schrift des Herrn Abildgaards nachgelesen zu werden.

§. 55.

Das Bisamschwein.

Dieses Schwein, welches auch Tasassa genannt wird, bewohnt die heißen Gegenden von Amerika, und lebt daselbst in den Wäldern von Wurzeln, Schlangen und Knorpelthieren. Dem gemeinen Schweine ist es ähnlich. Es unterscheidet sich aber von demselben dadurch, daß es keinen Schwanz; sondern auf dem Rücken einen drüsigen Sack hat, darin ein schmieriges Wesen abgesondert wird, welches wie Bibergeil riechet. Das Fleisch von diesem Thiere kann gegessen werden, wenn die Rückendrüse gleich ausgeschnitten wird.

§. 56.

Der Hirscheber.

Dieses Thier wird so groß, wie ein Hirsch. Die obern Eckzähne stehen in die Höhe und sind rückwärts

gebogen. Auf den Inseln in Indien lebt es herden weise. Es kann gut schwimmen, hat einen feinen Geruch, nährt sich von Kräutern und grunzet wie das gemeine Schwein. Sein Fleisch wird gegessen.

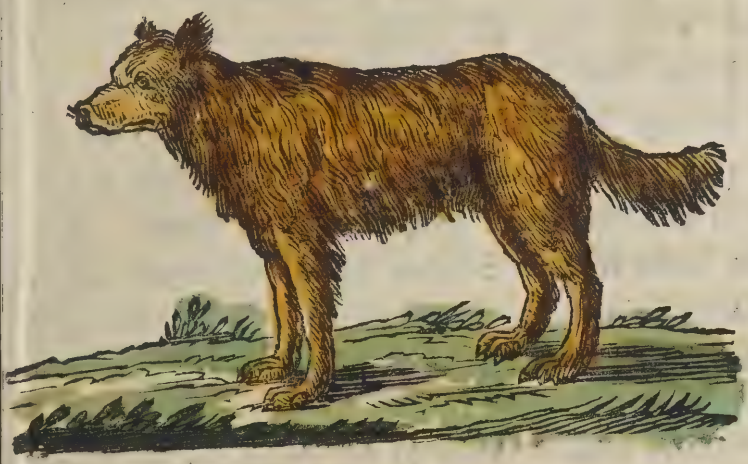
Das Geschlecht der Hunde.

Die Thiere, die zu diesem Geschlechte gerechnet werden, haben in beyden Kinnladen sechs Vorderzähne von ungleicher Länge. Die Eckzähne stehen einzeln, sind lang und etwas gekrümmt. Backenzähne finden sich oben sechse und unten sieben. Die Füße sind gespalten. An den vordern sitzen fünf und an den hintern vier Zehen. Eine gewisse Art hat an den Vorderfüßen eine Schwimmhaut. Die Klauen sind lang, etwas gekrümmt und unbeweglich. Der Kopf hat einen flachen Scheitel, der vorwärts abhängig ist und sich in eine dünnere Schnauze endiget. Der Leib ist vorn, so weit die Brust gehet, dicker als hinten. Laufen können sie geschwind; aber nicht klettern. Sie nähren sich vorzüglich von dem Fleische anderer Thiere, welches sie mit den Zähnen zerreißen. Jedoch kann man sie auch zu dem Genuß der Speisen aus dem Pflanzenreiche gewöhnen. Wild werden sie eigentlich nicht gefunden; oder sie müßten durch einen besondern Zufall in die Wildniß gerathen seyn. Das Weibchen wirft mehrere Junge, und hat 10 Säugwarzen, wovon viere auf der Brust, und sechse am Bauche sitzen, bisweilen aber fehlt eine. Bey dem Männchen sind auf der Brust keine Säugwarzen befindlich.

Von diesem Geschlechte sind 15 Arten bekannt, wovon ir einige anführen wollen.

§. 57.

Der gemeine Hund.



Dieser verdient wegen seiner vielen guten Eigenschaf- n der Gesellschafter des Menschen genannt zu werden. Vegen seiner Wachsamkeit und Treue ist er ihm auch hr nützlich. Vor andern Thieren zeichnet er sich auf annigfaltige Weise aus. Den Schwanz trägt er umm, in die Höhe gebogen und meisten Theils nach er linken Seite. Er schnarcht im Schlafe, und giebt urch Laute und Bewegungen der Füße zu erkennen, daß Träume habe. Beym Erwachen gähnt er, und wenn warm ist, oder stark gelaufen hat: so läßt er die Zun- e aus dem Halse hängen, um dadurch und aus dem alse auszudünsten. Sein Magen ist so hitzig, daß er

Knochen verdauet. Er muß leckend saufen, indem er mit der Zunge das Wasser schluckweise einschlürfet. Diese Einrichtung ist seiner Gesundheit sehr zuträglich. Denn da er sehr hitzig ist: so würde er bald eine Lungenentzündung bekommen, wenn er in der Erhitzung das Wasser in einem Zuge söffe. Ein merkwürdiger Umstand ist auch dieser, daß die Beschaffenheit seiner Haut das Schwitzen bey ihm nicht zuläßt. Auch dieß ist von der Natur sehr weislich eingerichtet worden. Da der Hund zum anhaltenden Laufen bestimmt ist: so würde er solches beym Schwitzen nicht lange aushalten können. Außerdem könnte er ohne Schaden seiner Gesundheit nicht ins Wasser springen und in demselben seine Dienste verrichten. Denn er würde sich darin gewiß erkälten.

Unter allen Thieren ist der Hund am meisten über den Erdboden verbreitet. Die Begattungszeit ist nicht gleich. Wenn die Hündinn hitzig ist: so paaret sie sich mit mehreren Hunden, und der Hund wohnet auch mehreren Hündinnen bey. Bey der Paarung müssen sie eine Zeit lang zusammen hängen, wenn sie fruchtbar seyn soll. Das Weibchen bekümmert sich um seine Jungen auf das sorgfältigste. Hat es auf einer Reise an einem fremden Orte geworfen: so trägt es in einer großen Geschwindigkeit eins nach dem andern im Maule nach Hause und macht ihnen daselbst ein Lager. Man hat ein Beyspiel, daß eine Hündinn, die vom Hause eine ganze Meile entfernt gewesen ist, ihre geworfenen sechs Jungen in einer

einzigen Nacht nach Hause getragen, und bey dieser Beschäftigung 12 Meilen zurück gelegt habe.

Unter keinen Thieren giebt es so viele Racen, als unter den Hunden. Man kennt davon an die 37 Spielarten. Dergleichen sind z. E. der Pudel, der Spitz, der Hirten- und Fleischerhund, der Bullenbeißer, die Englische Dogge, der Bologneser, der Mops, der Jagdhund, das Windspiel, der Dachshund u. dgl. m. Wie alle diese Hunderacen entstanden sind, läßt sich nicht gut in der Kürze erklären.

Es hat wohl kein Thier einen so feinen Geruch als der Hund. Ueber die Beyspiele, die man davon hat, muß man mit Recht erstaunen. Er kann dadurch die Ausdünstungen seines Herrn, wenn dieser über Feld gegangen ist, von den Ausdünstungen anderer Menschen unterscheiden und folgt ihm nach, bis er ihn findet, wenn sein Herr auch gleich etliche Stunden zuvor weggegangen ist. Ja er folgt sogar der Spur einer Kutsche nach, in welcher sein Herr sitzet. An den Jagdhunden kann man diese Spürkraft vorzüglich bemerken. Durch ihren feinen Geruch empfinden sie sogleich die Ausdünstungen von der Spur, wo ein Stück Wild gelaufen, und nehmen solche auf, bis sie an den Ort kommen, wo es sich gelagert hat. Haben sie es aufgejagt: so folgen sie seiner Spur unter anhaltendem Gebell immer nach, wenn es auch gleich etliche hundert bis tausend Schritte vor ihnen herläuft. Die Ausdünstungen, die ein solches Thier auf seinem genommenen Wege zurück läßt, müssen

also, so fein sie auch immer sind, die Geruchsnerven des Hundes berühren, daß er dadurch die Spur eines solchen Thiers von der Spur eines andern unterscheiden kann.

Der Hund ist auch für den Menschen ein sehr nützliches Thier. Er bewacht das Haus seines Herrn mit der größten Treue, und giebt durch sein lautes Bellen zu erkennen, wenn in demselben sich etwas rührt, das ihm verdächtig ist. Er vertheidiget seinen Herrn, und weicht nicht von ihm, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte.

Der Hirte würde seine zahlreiche Herde nicht ordentlich hüten können, wenn nicht sein Hund solche in Ordnung hielte. Auf einen einzigen Wink des Hirten läuft er bald nach dieser, bald nach jener Seite, um die Herde zusammen zu halten. Haben sich einige Stücke Vieh entfernt: so treibt er sie sogleich zu der Herde zurück — Und was würde der Jäger auf der Jagd ausrichten, wenn er des Jagd- und Hünerhundes entbehren müßte?

In einigen Ländern z. E. in Grönland und Kamtschatka werden auch die Hunde statt der Pferde zum Vorspannen vor die Schlitten gebraucht. Sie ziehen solche mit großer Leichtigkeit und Behendigkeit über den tiefsten Schnee weg, wo man mit keinem Pferde würde durchkommen können. Auf jeden Hund rechnet man ungefähr 10 Pfund Last. Sie werden zwar zum Lastziehen besonders abgerichtet; aber es hält dennoch sehr schwer, sie vollkommen zu regieren. In den Niederlanden z. E. in Mastricht, Brüssel ꝛc. werden die Hunde zum Ziehen

bey Fortbringung der Kaufmansgüter gebraucht. Der Hund übertrifft alle andere Thiere an Gelehrigkeit, Treue, Wachsamkeit und Gehorsam gegen seinen Herrn. Er kann auch zu mancherley Kunststücken abgerichtet werden. Er lernt Tanzen, Schildwache stehen, Thüren und Fenster auf- und zumachen, in Körben Brot zu hohlen u. dgl. Widrige unordentliche Töne kann er nicht leiden; sondern fängt dabey an zu heulen; sonst ist er ein Freund guter Musik. Der Pudel ist in dieser Hinsicht besonders merkwürdig, und verdient wegen seiner bewundernswürdigen Fähigkeiten vor allen andern geschätzt zu werden. Ich will nur ein einziges auffallendes Beyspiel anführen, das uns statt aller andern zum Beweise von der Klugheit und Gelehrigkeit des Pudels dienen kann. Die Erzählung davon rührt von dem Herrn geheimen Rathe von Göckingk her und stehet in dem 2ten Bande des vierten Jahrganges der gemeinnützigen Blätter, die zu Halberstadt zum Besten der Armen im Jahre 1795 herausgekommen sind. Ich theile die Nachricht davon meinen Lesern um desto mehr wörtlich mit, weil die Geschichte sehr auffallend ist, und jedermann vergnügen wird. Sie ist folgende:

Mein seliger Vater hatte einen großen schwarzen Pudel, der an Treue, Willigkeit und Gelehrigkeit wenig seines gleichen hatte. Er war unermüdet, so oft man es wollte, ins Wasser zu gehn, und hinein geworfene Sachen wieder heraus zu hohlen. Er besaß die Tugenden der Treue in dem Grade, daß er wohl verdiente, dem Gellertschen

Phylax an die Seite gestellt zu werden. Nachstehende wahrhafte Geschichte mag das Andenken dieses merkwürdigen Thieres erneuern.

Ungefähr in den Jahren 1726 = 1729 reisete mein Vater nach Gatersleben, um daselbst mehreren königl. Räthen ꝛc. einer Kommission beyzuwohnen. Der treue Hund war wider seines Herrn Wissen nachgelaufen. Als die Kommissarii Mittags beym Essen saßen, kam der Pudel in den Saal, suchte seinen Herrn, und meldete sich durch ein ungestümes Bellen bey demselben an. Der Herr befahl seinen Bedienten, den Hund aus dem Saal zu schaffen. Dieser aber drohete den Bedienten zu beißen, kehrte wieder zu seinem Herrn, bellete ohne Aufhören, zerrte denselben am Rock, als wollte er ihn vom Stuhl reißen ꝛc. Ein Stück Fleisch, womit man ihn zu beruhigen suchte, warf er mit einer Miene von sich, als wollte er sagen: jetzt sey für ihn nicht Zeit zu essen; vielmehr setzte er seine Zudringlichkeit auf eine ungewohnte Art so lange fort, bis sein Herr bemerkte, daß der Hund naß war, und aus seiner großen Geschäftigkeit etwas unerwartetes vermuthete und aufstand, und dem Pudel folgte. So bald dieses geschah, war der Hund still, sprang vergnügt über die Erfüllung seines Verlangens vor seinem Herrn hin und her, und führte ihn und die ganze Gesellschaft auf die Brücke vor dem Schloßthore, stürzte sich mit größter Eilfertigkeit herunter ins Wasser, und schwamm auf einen Sandberg zu, der von der auslaufenden Küchengosse entstanden war. Während dieser

Zeit erblickte die Gesellschaft unweit des Ufers ein siebenjähriges Mädchen, welches mit kläglichem Weinen und Händeringen erzählte: ihr dreyjähriges Brüderchen sey von der Brücke herunter gefallen; der große schwarze Hund, welcher auf der Brücke gelegen und geschlafen, sey sogleich hinterher gesprungen, und habe ihr Brüderchen todt gebissen, und auf den Sandberg geschleppt. Als man dahin blickte, sahe man das Kind liegen; der Pudel lecktedasselbe, sah nach seinem Herrn und erwartete dessen Befehl. Weil es aber zu bedenklich schien, dem Pudel die Uebringung des Kindes zu befehlen, wozu er sehr bereitwillig schien: so wurde ihm von seinem Herrn zugerufen: Kusch! worauf sich derselbe so fort neben dem Kinde niederlegte, und das Kind so lange in einem fort beleckte, bis er mit einem Kahn abgehohlt wurde. Es war unverletzt, bloß an den Kleidern gefaßt, und wurde bald völlig wieder hergestellt. Der Pudel wurde mit wohlverdienten Lobeserhebungen überschüttet, und herrlich bewirthet.

Von andern Hunden, hat man ebenfalls Beyspiele von ihrer Treue und Gelehrigkeit, deren Erzählung wir aber mit Stillschweigen übergehen. —

Bey diesen guten Eigenschaften des Hundes ist es um desto betrübter, daß er toll werden, und alsdann durch seinen Biß ein großes Unglück anrichten kann. Diese gefährliche Krankheit der Hundewuth entstehet zum Theil aus dem Mangel seines Schweißes. Denn weil er nicht schwitzet: so geben die Speicheldrüsen desto mehr

Speichel von sich, der wegen des häufigen Ausflusses leicht scharf wird. Wenn nun dieser Speichel durch Hitze oder eine andere Ursache noch schärfer wird, und sich mit den Säften des Blutes vereiniget: so entstehet in dem ganzen Körper des Hundes eine Gährung, welche die Tollheit mit ihren erschrecklichen Ausbrüchen hervorbringt. Die Zeichen davon sind folgende: der Hund ist traurig, läßt die Ohren und den Schwanz hangen, säuft und frißt nicht, beißt ohne Bellen, sogar nach seinem Herrn, ob er gleich von diesem nicht gereitzet wird. Man nennt diese furchtbare Krankheit auch die Wasserscheue, weil der Hund nicht saufen kann. Der Speichel fließt so stark, daß das Maul davon schäumet. Wird nun unter diesen Umständen ein Mensch von ihm wund gebissen: so tritt sein Speichel in das Blut eines solchen Menschen. Seine Säfte werden dadurch verdorben, und ihre Gährung ziehet die Tollheit nach sich. In diesem erschrecklichen Zustande ist der Speichel des Menschen eben so scharf und giftig, als des tollen Hundes Speichel.

Einige glauben, daß der Biß eines tollen Hundes, dem der Tollwurm genommen ist, unschädlich sey. Allein das ist ein Irrthum. Der so genannte Tollwurm ist weiter nichts als eine Speicheldrüse unter der Zunge. Wird sie dem Hunde ausgeschnitten: so ist der Zufluß des Speichels zwar nicht so stark; aber er ist und bleibt doch giftig, es mag viel oder wenig abgesondert werden. Wenn demnach auch nur von dem wenigen Speichel et-

was in die Wunde kommt: so ist dennoch die Tollheit davon die Folge. Der Biß eines tollen Hundes, es mag ihm der Tollwurm genommen seyn, oder nicht, macht dennoch Menschen und Thiere toll. Um desto mehr hat man Ursache sich in Acht zu nehmen, und einen solchen Hund, an welchem man obige Kennzeichen der Tollheit wahrnimmt, sogleich todt zu schießen. Hat ein Mensch das Unglück gehabt, von einem tollen Hunde gebissen zu werden: so wird er sehr wohl thun, wenn er sogleich nach dem geschehenen Bisse das Fleisch aus der Wunde rein ausschneiden läßt. Sollte die Lage der Wunde oder die Länge der Zeit solches Ausschneiden nicht erlauben: so muß er sie mit Essig und Salz waschen, damit das Blut nach dem gereitzten Theile mehr hinfließe und die böse Materie heraus treibe. Hierauf muß er alle zwey bis drey Stunden 4 Gran Maywürmer nehmen, bis der Urin anfängt zu schneiden und das Blut abgehet. Alsdann ist er schon sicher. Auf die Wunde kann er auch Basiliken-Salbe legen und den Rand derselben mit Merkurial-Salbe reiben. Da der Biß von einem tollen Hunde so gefährlich ist: so wird ein jeder vernünftige Mensch einen Arzt zu Rathe ziehen, um das Unglück der Tollheit von sich abzuwenden. Er muß in diesem gefährlichen Zustande keine Zeit versäumen. Denn hat er die Tollheit schon: so hält es sehr schwer, daß ihm geholfen werde. Hat man nicht gleich andere Hülfe: so kann man vorläufig die Wunde eiligst mit Essig und Salz rein auswaschen, und einen Schröpfkopf

oder welches noch besser ist, ein Fliegenpflaster darauf legen. Man kann auch Knoblauch stark quetschen, solches mit gröblich geschnittenen Klettenwurzeln und Küchensalze vermischen, daraus ein Pflaster machen, und es auf die Wunde legen. Wenigstens ist dieß bey Schafen ein gutes Mittel gegen des tollen Hundes Biß. Nur muß man es eine ganze Woche hindurch täglich erneuern.

Der Hund ist auch noch einer andern Krankheit ausgesetzet, welche man die Räude oder den Fuchsgrind nennet. Von dieser kann man ihn durch eine Lauge befreyen, die man aus den Blättern des Tobacks macht. Mit dieser muß man seinen schabigen Rücken fleißig schmieren. Es ist gut, wenn man ihm einen Malztrank oder ein Decoct von Ulmenrinde zu saufen giebt, weil dadurch seine Säfte verbessert werden.

In der Medicin wird von ihm nichts gebraucht. Sein Unrath, wenn er lange an der Sonne liegt, wird weiß. Man nennt ihn alsdann **weißen Enzian**. Dieser ist ehemals als ein auflösendes Mittel gebraucht worden. Der gemeine Mann nützt ihn auch noch jetzt, wenn er eine Entzündung des Halses bekommt. Er pflegt sich alsdann mit dem gekochten Wasser zu gurgeln, in welchem der Enzian ist aufgelöset worden, und davon einen Umschlag um den Hals zu machen. Allein der Salmiak thut weit bessere Dienste. Daher auch jener schon längst bey Verständigen aus der Mode gekommen ist.

Das Fell des Hundes wird genützt, und zu Kleidungsstücken und Mützen verarbeitet. Die Schwedischen Bauern fassen ihre Wintermützen damit ein. Bey uns lassen einige die Felle großer Hunde gärben und tragen Stiefeln und Schuhe davon. Durch den Geruch derselben sollen aber die Hunde angelockt werden, daß sie dem, der sie trägt, nachlaufen, und das Leder mit ihrem Harne befeuchten. Ihr Fleisch wird von einigen Völkern gegessen. Der Europäer genießt es nur zur Zeit der Noth. Es soll wie Hammelfleisch schmecken. Da der Hund viel reinlicher ist, als das Schwein: so scheint unser Abscheu gegen diese Speise auf Vorurtheilen zu beruhen.

§. 58.

Der Wolf.

Der Wolf ist ein sehr gefräßiges Raubthier, das sich durch alle vier Welttheile ausgebreitet hat. Sein Kopf ist dick. Die Stirn flach und breit, die Schnauze

gestreckt und spitzig. Ueberdieß hat er kurze Ohren, lange Beine und einen langhaarigen Schwanz. Diesen trägt er hängend. Bisweilen ziehet er ihn auch zwischen die Beine. Sein Hals ist steif, und sein Gebiß schärfer als des Hundes. Die gemeinste Farbe seiner Haare ist gelbbraun, mit weiß und grau gemischt. Er hat einen feinen Geruch und ein vortreffliches Gehör. Er nährt sich von dem Fleische anderer Thiere und frißt auf einmal außerordentlich viel. Aber er kann auch alsdann gleich andern fleischfressenden Thieren einige Tage ohne Fressen hinbringen. Junge Fohlen und Schafe sind ein Leckerbissen für seinen Gaumen. Er schleicht daher zu den Schafen in die Horden und Ställe, beißt viele todt und soll auf dem Rücken einige mitnehmen. Auf seinen Raub geht er theils einzeln, theils in Gesellschaft aus. Vor dem Menschen fürchtet er sich und fällt ihn nicht eher an, als bis er durch Hunger dazu gereitzet wird. Er scheuet auch das Feuer, und läßt sich dadurch leicht in die Flucht treiben. In seinem Gange schreitet er weiter als der Hund, und im Laufe ist er geschwind. Beym Gehen hat es fast das Ansehn, als wenn er kreuzlahm sey. Er ist etwa so groß als ein Fleischerhund. Seine Länge beträgt 3 ½ und seine Höhe 2 ½ Fuß.

Die Stimme der Wölfe ist ein übel klingendes Geheul, welches sie besonders zu der Zeit von sich hören lassen, wenn es sehr kalt ist. So bald einer heult: fangen die andern auch an zu heulen. Ihre Begattungszeit ist im Winter von Weihnachten bis zu Lichtmessen. Sie

verhalten sich dabey wie die Hunde und hangen auch wie diese zusammen. Die Wölfinn gehet 14 Wochen trächtig und bringt sechs bis acht hellgelbe Junge zur Welt. Sie macht sich darzu einen Bau unter der Erde. Die Jungen sind 9 Tage blind. Sie werden von der Mutter etliche Wochen gesäuget, und hernach mit Fleisch gefüttert. Ihren völligen Auswuchs erlangen sie im dritten Jahre. Im zweyten können sie sich aber schon begatten. Sie werden in Gruben, Fallen und in Garnen gefangen. Man stellt auch öfters Treibjagen an, um diese schädlichen Thiere auszurotten. Wenn sie jung gefangen werden: so lassen sie sich fast zahm machen; bleiben aber immer gefährlich.

Man hat Beyspiele, daß sich Wolf und Hund begatten. Um Moskau findet sich auf einigen Landgütern eine gezogene Brut von Bastarden des schwarzen Wolfes mit Hunden. Eine Race daselbst stammt auch von einer Wölfinn ab, die schon zuvor, auf einem weiter von Moskau entlegenen Landgute von einem Bastard herkam, der von einem Hunde und einer schwarzen Wölfin gezeuget war. Es können sich also auch die Bastarde der Wölfe fortpflanzen. Man hat an diesen Racen bemerket, daß sie den Schwanz hoch und krumm tragen.

Die Wölfe können auch toll werden, und ihre Wuth ist fürchterlicher als die Tollheit des Hundes. Das Alter dieser Thiere erstreckt sich auf 15 bis 20 Jahre. Ihr Fleisch wird nicht gegessen. Auch macht man von ihnen

keinen Gebrauch in der Medicin. Den Balg bezahlen die Kürschner gewöhnlich mit 6 Thalern. Sie bearbeiten ihn zu Wildschuren, die im Winter mit der auswärts gekehrten Haarseite, einen guten Pelz abgeben. Die Wolfszähne werden zum Glätten gebraucht. Man läßt sie auch wohl mit Silber einfassen, und giebt sie den kleinen Kindern, bey denen die Zähne durchbrechen wollen, damit sie darauf beissen und sich dadurch das Durchbrechen der Zähne erleichtern mögen. Dieß ist aber eine schädliche Gewohnheit, die man billig abschaffen sollte.

§. 59.

Der Fuchs.

Die Füchse haben insgesammt einen breiten Kopf und eine dünne spitzige Schnautze. Die Ohren stehen aufrecht und sind spitz. Der Leib ist von Haaren dick, wie auch der Schwanz. Die Farbe ist röthlich, oder eigentlich gelbbraun. Bey uns giebt es davon zweyerley Racen, Roth- und Brandfüchse. Die Rothfüchse sind die gemeinsten, und werden auch Birkfüchse

genannt. Ihr ganzes Fell ist roth oder gelbbraun, und am Ende des Schwanzes haben sie eine weiße Spitze, die man die Blume auf ihrer Lunte nennet. Es giebt auch weiße Birkfüchse; sie sind aber sehr selten. Die Alten bekommen auch bisweilen auf ihrem Leibe hellbraune Flecke von der Größe eines Sechspfennig-Stücks. Der Birkfuchs hat einen sehr feinen Geruch, und kann seinen Raub auf einige hundert Schritte wittern. Er raubt mit einer ungemeinen List. Seine Nahrung bestehet in jungen Rehen, Hasen, Kaninchen, Lämmern und auch in Feldmäusen. Mit diesen letzten spielt er, wie die Katze, ehe er sie verzehrt. Von dem Federviehe ernährt er sich ebenfalls. Hüner, Gänse und Aenten sind ihm eine angenehme Kost. Auch frißt er gern saftige Erd- und Baumfrüchte, und besonders Weintrauben. Seine Wohnung sind unterirdische Höhlen. Gleichwohl ist es ihm beschwerlich, den Bau selbst anzulegen. Er sucht daher den Dachs mit List aus seiner Höhle zu vertreiben. In dieser Absicht lauert er auf ihn vor dem Eingange in die Grube und sucht ihn auf mannigfaltige Art zu beunruhigen. Er legt auch wohl seinen stinkenden Unrath in die Röhren des Baues, wodurch der Dachs genöthiget wird, seine Wohnung zu verlassen.

Die Füchse begatten sich wie die Hunde und hängen auch wie diese, nur nicht so lange zusammen. Die Ranzzeit fällt gewöhnlich im Februar. Das Weibchen ist 10 Wochen trächtig und wirft 5 bis 6 Junge, die hellgelb sind. Die Alten pflegen die Jungen an einen

freyen Ort ins Holz oder Feld zu tragen, um sie vor den Flöhen zu bewahren, die in ihren Höhlen in großer Menge befindlich sind. Die Jungen ranzen im zweyten; bisweilen schon im ersten Jahre. Die Birkfüchse haben sich sehr weit verbreitet und halten sich nicht allein in ganz Europa, sondern auch in dem nördlichen und selbst dem wärmern Theile von Asien auf. Ihr Balg ist am besten in den Wintermonaten. Er wird von den Kürschnern gewöhnlich mit einem Thaler bezahlt, und zu Pelzen für die Mannspersonen verarbeitet. Das Fett davon nebst der Lunge findet man noch in den Apotheken. Die Lunge wurde auch ehemals für ein Heilmittel der Schwindsucht gehalten.

Die Füchse sind nicht gut zahm zu machen. Wenigstens legen sie ihre Tücke niemals ab. Das Alter, welches sie erreichen, beträgt etwa 14 Jahre. Der Brandfuchs ist von dem Birkfuchse wenig unterschieden. Er ist nur etwas kleiner und hat, jedoch nicht immer, eine schwarze Schwanzspitze. Auf dem Rücken ist er grau, und am Bauche schwarzbraun. Uebrigens hält er sich in eben den Ländern auf, welche der Birkfuchs bewohnt. Nur trifft man ihn nicht so häufig an. Auch ist sein Balg von einem geringern Werthe.

In den sehr kalten Ländern, die weit nach Norden liegen, als in Lappland, Sibirien und Kamtschatka giebt es Füchse von allerley Farben, deren Bälge sehr geschätzt werden. Der schwarze Fuchs, der daselbst einheimisch ist, hat vorzüglich einen sehr hohen Werth.

Er ist größer als der Birkfuchs und und dem Wolfe ähnlich. Von dieser Fuchsart erhalten wir das feinste und theuerste Pelzwerk. Ein einziger Balg kostet gewöhnlich 40 bis 50 Thaler. Von den feinsten, die ausgesucht werden, wird das Stück bisweilen mit 400 Thlr. bezahlt.

In Asien und Palästina giebt es eine Art kleiner Füchse in großer Menge, die Schakals heißen. Die Farbe ist goldgelb und fällt ins Graue. Der Schwanz ist langhaarig und länger als bey dem Wolfe. Man hält sie für das Stammthier des Hundegeschlechts.

§. 60.

Die Hyäne.

Dieses Thier ist in der Lebensart dem Wolfe ähnlich; aber noch weit räuberischer und stärker. Es hat einen dicken Kopf und steifen Hals, und muß sich daher mit seinem ganzen Leibe umdrehen. Auf dem Halse und dem Rücken hängt eine Mähne, welche es nach Gefallen er-

heben und niederlassen kann. Die Haare am ganzen Leibe sind weißgrau mit schwärzlich braunen Querstrichen, und dabey ganz borstenartig. Auch hat es hohe Beine, die vordern sind höher als die hintern. An jedem Fuße hat es vier Zehen mit langen Klauen, und einen langhaarigen Schwanz. Zwischen diesen und dem After sitzt eine Querspalte die zu einem Sacke führet, worin sich eine schmierige sehr übel riechende Materie sammelt. Das Thier ist höher als der Wolf; nur nicht so lang. Es wird in Persien, Syrien, Aegypten, Abyssinien und der Barbarey angetroffen und wohnt einsam in Höhlen. Am Tage liegt es versteckt. Des Nachts aber raubt es allerley, vorzüglich große und kleine Thiere. Denn seine Nahrung bestehet in Schafen, Ziegen, Eseln u. s. w. Auch frißt es gern Aase und stinkend Menschenfleisch. Daher es auch die Leichen aus den Gräbern scharret. Aus dem Pflanzenreiche genießt es die Wurzeln, und die jungen Schößlinge der Palmbäume, aber nur alsdann, wenn es durch den Hunger dazu genöthiget wird. Es ist grausam, wild, unbändig und würgt entsetzlich; auch ist es so stark, daß es sich nicht nur gegen den Löwen vertheidiget; sondern ihn auch öfters zum Weichen bringt.

Unsere Vorfahren glaubten, daß die Hyänen Zwitter wären, und eine Stimme hervorbringen könnten, welche die größte Aehnlichkeit mit der Stimme der Menschen hätten, daß auch diese dadurch an sie gelockt, und alsdann von ihnen zerrissen und aufgefressen würden. Aber dergleichen Sagen sind weiter nichts, als fabel-

hafte Erzählungen. Die Stimme einer Hyäne hat mit keiner Menschenstimme etwas ähnliches; sondern sie ist vielmehr ein heiseres Brüllen, wie eines Kalbes. Dieses räuberisches Thier ist ohne Zweifel von Gott darzu bestimmt worden, die Vergiftung der Luft durch die Verzehrung der Aeser zu verhindern. — Es giebt von der Hyäne verschiedene Spielarten.

Das Katzengeschlecht.

In beyden Kinnladen haben die Thiere dieses Geschlechtes sechs Vorderzähne von gleicher Größe. Die Seitenzähne stehen einzeln, und sind lang und keilförmig. Backenzähne finden sich oben und unten auf jeder Seite drey. An den Vorderfüßen sitzen fünf und an den Hinterfüßen sechs Zehen, die unten durch eine kurze Haut mit einander verbunden sind. An denselben sind krumme sehr spitzige Krallen befindlich, die sie ausstrecken, und auch in eine ihnen eigene Scheide zum Theil zurückziehen können. Sie gehen nicht auf dem ganzen Fuße; sondern nur auf den Zehen. Der Kopf ist fast rund, platt und zwischen den Augen etwas erhaben. Die Schnautze kurz und dick. Die Zunge hat zurückstehende Stacheln. Im Laufe und im Sprunge sind sie leicht und geschwind. Auch können sie gut klettern. Sie sind größten Theils sehr gefährliche Raubthiere. Ihre Nahrung bestehet in allerley Thieren, auf die sie lauern, und sie mit ihren Krallen erwischen und darauf fressen oder ihnen das Blut aussaugen. Die Weibchen haben

acht Säugwarzen, wovon vier auf der Brust und vier auf dem Bauche sitzen. Sie werfen mehrere Junge. Von diesem Geschlechte giebt es 18 bekannte Arten, wovon wir die merkwürdigsten auszeichnen wollen.

§. 61.

Die Hauskatze.

Die gemeine Katze ist das einzige Raubthier, das in den Häusern gehegt wird. Ihr Haar ist kurz und sehr verschieden. Es giebt schwarze, weiße, graue und bunte Katzen. Diejenigen, welche schöne Farben haben, die vorzüglich abstechen und durch ihre Mischung gut in die Augen fallen, nennt man Spanische; die ganz aschgrauen ins bräunliche spielenden Cartheuser, und diejenigen, die schwarze Streifen auf einem hellen Grunde haben, Cyper-Katzen. Die Länge der Hauskatze beträgt etwa 1 ½ Fuß.

Die wilde Katze unterscheidet sich von der zahmen durch ihre äußerliche Gestalt und Sitten. Sie ist größer als diese. Der Kopf weniger platt. Nase und Lippen sind schwarz. Das Haar ist länger und feiner. Die Farbe des-

selben nicht so mannigfaltig. Gewöhnlich haben sie einen grauen Pelz mit einigen schwarzen Streifen über den Rücken und an den Füßen. Der Schwanz ist überall gleich dick, und theils mit braunen, theils mit schwarzen Ringen gezeichnet. Der Bauch ist gelb mit einigen schwarzen Flecken vermischt.

Die wilden Katzen sind in Europa und dem zunächst daran angrenzenden Asien einheimisch, woselbst sie in großen Waldungen wohnen. Columbus hat sie auch in Amerika gefunden. Sie nähren sich von jungen Rehen, Hasen, Hamster, Mäusen und Eichhörnchen. Auch fressen sie gern Fische. Auf die Hasen, jungen Rehe u. d. gl. lauern sie auf dem Aste eines Baumes und springen auf sie, so bald sie unter den Baum kommen, schnell herab. Das Schilf am Ufer eines Flusses oder Teiches dient ihnen ebenfalls zur Lauerstelle, wenn sich die Fische dem Ufer nähern und mit dem Rücken über dem flachen Wasser hervorragen. Ihre Paarung geschiehet im Februar. Das Weibchen gehet 9 Wochen trächtig und wirft 4 bis 6 Junge in hohlen Bäumen oder Felsen, wie auch in alten Fuchs- oder Dachsbauen. Von den Jägern werden die wilden Katzen theils mit Eisen gefangen und theils geschossen. Das Fell derselben wird an die Kürschner für einen Thaler verkauft, die es zu Pelzwerken und besonders zu Muffen gebrauchen. Die Podagristen lassen auch ihre Stiefel damit ausfuttern. Allein es wärmet nur bloß und hat keine Medicinal-Kräfte.

Von diesen wilden Katzen stammen die zahmen ab, daher sie sich auch mit einander paaren, wenn diese in

den Forst gehen, oder jene etwa des Nachts sich in ein Dorf schleichen. Aus dieser Begattung entstehen Ausarten unter den wilden Katzen und die Zahmen bringen Junge zur Welt, die den wilden in der Farbe und den Sitten sehr ähnlich sind.

Die zahme Katze hat gleich der wilden ein scharfes Gesicht. Die Pupille ihrer Augen erweitert sich des Nachts sehr, und ziehet sich am Tage in einen schmalen Ritz wieder zusammen. Sie hat auch ein gutes Gehör und leicht bewegliche Ohren. Ihr Geruch ist nicht besonders stark. Zu ihrer Nahrung dienen Mäuse, Vögel und andere kleine Thiere. Sie ist gefräßig, räuberisch und tückisch. Ihre natürliche Wildheit legt sie nie ganz ab. Sie schleicht oft in die Gärten, auf die Wiesen, aufs Feld und in den Forst, um zu rauben und zu würgen. Man hat daher auch in dem Preussischen Lande ein Jagdgesetz, den zahmen Katzen die Ohren abzuschneiden, damit sie nicht in das Feld laufen und Hasen fangen. Denn man hat geglaubt, daß ihnen alsdann die am Grase hangenden Wassertropfen in die Ohren fallen, und sie dadurch von ihrer Räuberey auf dem Felde würden abgehalten werden.

Sie liegt ebenfalls auf der Lauer. So bald sie ein kleines Thier erblickt, fällt sie solches im Sprunge an, erhascht es mit ihren entblößten Krallen, um es zu verzehren, wenn sie Hunger leidet; oder spielt damit, wenn sie satt ist. Auch die Fische sind ihr eine angenehme Speise. Hat man dergleichen zu Hause in Gefäßen sitzen: so muß

man solche wohl zudecken, damit die Katzen nicht darzu kommen können. Wenn sie die Fische wegen der Größe nicht aus dem Wasser zu hohlen im Stande seyn sollten: so hauen sie ihnen mit ihrem spitzigen Krallen in den Bauch, daß sie davon sterben. Man muß sich auch hüten den Katzen Vögel zu fressen zu geben. Sie werden dadurch veranlaßt, die jungen Küchlein von der Henne zu rauben und sie lebendig zu verzehren.

Der Gang der Katze ist leise und schleichend. Sie kann gut klettern und ist geschickt auf der schmalsten Först eines Daches zu gehen. Muß sie einen Sprung thun, oder wird durch Jemanden von einer Höhe auf die Erde geworfen: so fällt sie allemal auf die Füße und leidet keinen Schaden, weil ihr der lange Schwanz alsdann, indem sie ihn steif und rauch macht, zum Steuerruder dient, und den Schwerpunkt nach dem Bauche bringt. Ihr Schlaf ist leise. Wenn ihr von einem Bekannten geschmeichelt wird: so fängt sie an zu schnurren, welches man das Spinnen zu nennen pflegt. Diesen sanften schnarchenden Laut bringt sie durch zwey zart gespannte Häutchen hervor, die an ihrem Kehlkopfe befindlich sind. Sie kann aber auch leicht zornig werden, zumal wenn sie von einem Hunde angefallen wird. Sie zischet alsdann mit aufgesperrtem Maule. Sie weiset die Zähne. Die Augen funkeln ihr im Kopfe. Der Rücken krümmt sich. Die Haare auf demselben steigen empor. Der Schwanz wird gebogen, und sie giebt einen so scharfen Ton von sich, der dem Brüllen des Tigers ähnlich ist.

Die zahmen Katzen lieben die Wärme. Sie setzen sich daher gern an die Sonne, legen sich auf den Feuerherd und in den warmen Ofen. Sie können daher auch Feuer in ihren Haaren wegtragen und Häuser anzünden, wenn es in trockenes Flachs oder andere Materien fällt, die leicht Feuer fangen. Wenn man sie wiederborstig streichet: so knistern ihre Haare und geben elektrische *) Funken von sich, die man des Abends im Dunkeln sehen kann. Auch leuchten im Finstern ihre Augen. Unreinigkeit und Nässe wird von ihnen verabscheuet. Sie putzen und lecken sich daher oft, und suchen sich gleich wieder zu trocknen, wenn sie naß geworden sind. Ihren Unrath lassen sie an einem verborgenen Orte von sich und bedecken ihn mittelst ihrer Vorderfüße mit Sande.

Gewöhnlich werden sie des Jahrs zweymal hitzig, nämlich im Frühlinge und im Herbste. In der Brunstzeit läuft das Weibchen selbst dem Kater nach und reitzet ihn zur Begattung. Es ist zwey Monate trächtig und wirft 4 bis 6 Junge, die es einige Wochen säuget. Merkwürdig und wider die Gewohnheit der meisten anderer Thiere ist es, daß der Kater die neu gebornen Jungen wegnimmt und sie todt beisset. Um solches zu verhindern, pflegt die Mutter ihre Jungen von einem Orte zum andern tragen. Wird ihr Nest von dem Kater ausgespürt: so wiedersetzet sie sich dem Räuber mit großer Herzhaftigkeit und macht ein sehr fürchterliches Ge-

*) Was Elektricität sey, ist in dem zehnten Hauptstücke der Volksnaturlehre deutlich erklärt worden.

schrey. In einer Zeit von 1½ Jahren wachsen die jungen Katzen völlig aus. Sind sie Ein Jahr alt: so können sie sich schon paaren. Ihre ganze Lebenszeit beläuft sich etwa auf 15 Jahre.

Aus was für einer Absicht sie in den Häusern gehalten werden, ist bekannt. Sie verdienen nicht die Liebkosungen, die ihnen von Einigen erwiesen werden. Denn sie sind, wenn man sie auch gleich ziemlich zahm gemacht hat, doch immer falsch. Man muß sich daher hüten, ihnen einen allzu freyen Zutritt besonders in den Schlafgemächern zu verstatten. Die Chineser essen ihr Fleisch. Die Europäer aber haben gegen dasselbe einen Widerwillen. Die Bälge werden an die Kürschner um einen geringen Preis verkauft, die solche zu Aufschlägen der Kleider gebrauchen. Aus den feinen Därmen der Katzen werden auch Saiten gemacht, besonders die Quinten, die in Rom am besten verfertiget werden.

§. 62.

Die Angorische Katze.

Unter den bisher angeführten Katzen zeichnet sich die Angorische durch ihr sehr langes seidenartiges und glänzendes Haar ganz vorzüglich aus. Es ist solches größten Theils so weiß wie Schnee. Bey einigen fällt es etwas ins gelbliche. Man hat es auch ganz grau. Diese Katzen gehören in Angora zu Hause, wo mehrere langhaarige Thiere zu finden sind. In ihren Sitten weichen sie ebenfalls von den gemeinen Katzen ab. Denn sie ruhen oft in der Stellung der Hunde, und lecken auch gern. In Persien wird ihre Zucht sehr befördert, und sie vermehren sich daselbst stark. In Europa werden sie selten gehalten. In Deutschland können sie aus der Ursache nicht fortkommen, weil sie die Kälte nicht vertragen können. Mit ihren silberweißen und glänzenden Haaren besetzen die Kürschner die Frauenzimmermuffen, die davon ein prächtiges Ansehn bekommen.

§. 63. Der Löwe.

Dieses fürchterliche Thier hat einen großen und starken Kopf. Sein Gesicht ist platt und gleichet fast einem länglichen Vierecke. Die Brust ist wegen der daran liegenden Muskeln sehr stark. Von dem Halse hängt eine Mähne herab. Die Farbe des Körpers ist ein Gemisch von grau, gelb und braun. Die Ohren sind weißlich, grau, gelb. Der Schwanz lang und endiget sich in einem Büschel von längern Haaren. Die Merkmahle des Geschlechts hat der Löwe mit den Katzen gemein. Er raubt auch völlig nach ihrer Art. Bey der Löwinn sind die Haare, welche die Mähne bilden, nur ein paar Zoll lang und fallen nicht sonderlich in die Augen. Die übrigen Haare schließen sich bey beyden dicht an die Haut an, und sind ganz kurz. Die Höhe des Löwen beträgt etwa 4 Fuß, und die Länge 8 bis 9 Fuß. Die Löwinn ist ungefähr um den vierten Theil kleiner. Der Gang des Löwen ist langsam und majestätisch. Seine Nahrung sucht er größten Theils des Nachts. Sie bestehet in dem Fleische allerley großer Thiere, unter welchen er am liebsten Kameele frißt. Er lauert darauf in einem Hinterhalte, springt plötzlich hervor und hauet seine Klauen so tief in ihren Körper, daß sie nicht entfliehen können. Er schlägt sie auch wohl mit der Tatze auf Einen Schlag zu Boden. Darauf wirft er seinen Raub auf den Rücken und trägt ihn fort. Denn in dem Vordertheile seines Körpers hat er eine sehr große Stärke. Die Klauen braucht er mehr zum Fang, als zum Zerreissen. Mit Einem Schlage seiner Tatze kann

er den Rückgrat eines Rindes zerschmettern. Der Schleim in seinem Magen ist sehr scharf. Dieser löset alles auf und verursacht ihm den größten Hunger. Wenn er davon genagt wird: so fällt er auch wohl Menschen an.

Der Löwe ist das Schrecken aller Thiere. Bloß seine Gegenwart macht schon, daß sie erstarren und zur Flucht untüchtig werden. Im Zorn hat er ein furchtbares und schreckliches Ansehen. Er weiset die Zähne, runzelt die Stirn, schüttelt die Mähne, hebt den Schwanz in die Höhe und schlägt damit auf die Erde. Seine Stimme ist ein fürchterliches Brüllen. Das Weibchen wirft zwey bis vier Junge. Wie lange es trächtig gehet, ist nicht gewiß. Man bestimmt solche Zeit ungefähr auf 6 Monate. Bey der Paarung hängt der Löwe, weil seine Ruthe zurückstehende Stacheln hat, wohl ¼ Stunde mit der Löwinn zusammen. Die meisten Löwen halten sich in Innern von Afrika auf. Man fängt sie in Gruben. Die gefangenen Jungen können gezähmt werden. Ihr Fleisch wird von den Mohren und Negern gegessen, und soll im Geschmacke dem Kalbfleische ähnlich seyn. Die Haut war ehedem eine große Zierde der Kriegshelden, die sie als einen Mantel umhingen. Die Neger bedienen sich derselben noch jetzt zu Mantel und Deckbetten. Bey uns werden sie zu Pferdedecken, zu allerley Riemer-Arbeit und zu Kutschüberzügen gebraucht.

§. 64.

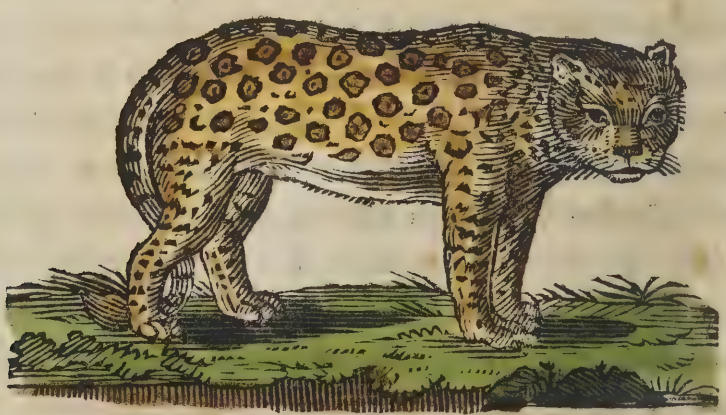
Der Tiger.

An Größe übertrifft dieses Thier den Löwen, und gleicht darin etwa einem mäßigen Rinde. Sein ganzer Leib ist mit schwarzbraunen Querstreifen gezeichnet, die von dem Rücken nach der Brust und dem Bauche schief herunter laufen. Der Schwanz ist lang und mit Ringen umgeben. Die Wohnung des Tigers ist in den Wäldern von Asien. Besonders hält er sich in den Büschen und an den Flüssen auf. Er stehet daselbst auf der Lauer. Seinen Raub fällt er mit unglaublich weiten und schnellen Sprüngen plötzlich an. Erreicht er das Thier: so faßt er es mit seinen Klauen im Nacken, reißt es auf einmal nieder, saugt ihm das Blut aus und trägt es alsdann mit großer Leichtigkeit fort. Menschenfleisch ist seine liebste Kost. Wer daher in Indien einen Tiger tödtet, erhält dafür eine große Belohnung. Er ist grausam, wüthend und stark und scheuet sich nicht den Elephanten anzugreifen und sucht ihm im Kampfe den

Rüssel abzureissen. Das Weibchen wirft im Frühlinge 3 bis 4 Junge. Die neu gebornen Jungen tödtet und frißt er, wenn er sie habhaft werden kann, und ist grausam genug, auch die Mutter zu zerreissen, wenn sie ihre Jungen vertheidigen will. Denn er tödtet und würgt auch aus Lust; ist stets zum Morden geneigt. Andere Thiere, selbst der Löwe, thun es nicht sowohl aus Mordlust, als aus Noth. Der Tiger kann mit Feuer verjagt werden. Sein Fleisch wird von den Indianern gegessen, ob es gleich einen widrigen Geruch hat. Die Häute werden sehr geschätzt. Das Stück wird mit 15 bis 20 Thalern bezahlt. Man gebraucht sie zu Pferdedecken, und überziehet auch damit die Wagen und Stuften.

§. 65.

Der Panter.



Dieses Thier hat eine bräunliche gelbe Farbe. Auf dem Rücken und an den Seiten ist es mit unregelmäßigen schwarzen Ringen gezeichnet, die theils rund theils

länglich sind. In der Mitte derselben zeigt sich öfters ein einzelner schwarzer Fleck. Die untere Seite seines Leibes ist weiß. Auf dem Kopfe hat der Panter kleine einfache Flecke; im Nacken auf den Schultern und an den Beinen sind sie größer. Das Haar ist kurz. Er bewohnt Afrika und die wärmern Theile von Asien. Seine Länge ist 5 bis 6 Fuß. Der Schwanz 2 ½ Fuß. In seinem Naturelle und der Art zu rauben gleichet er dem Tiger. Nur ist er nicht so grausam wie dieser. An dem Menschen vergreift er sich nicht, wenn er nicht gereitzet wird. Seine Haut wird zwar gebraucht; aber nicht sonderlich geschätzet.

§. 66.

Der Leopard.

Die Grundfarbe dieses räuberischen Thieres ist braun gelb und mit dicht an einander stehenden schwarzen Flekken bestreuet. Es ist etwas kleiner als der Panter und erreicht die Größe eines Fleischerhundes. Sein Körper

ist 4 und sein Schwanz 2 ½ Fuß lang. In Afrika gehört er zu Hause. Auf der Westküste von der Senegal an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung ist der Leopard häufig anzutreffen. In seinen Sitten kommt er mit den vorhergehenden überein. Die Neger fangen ihn in Fallen. Sein Fleisch wird von den Hottentotten gegessen. Es soll gut schmecken, und so weiß wie Kalbfleisch seyn. Sein Pelz ist noch weit schöner als der Pelz des Tigers, und wird mit 40 bis 50 Thalern bezahlt.

§. 67.

Der Luchs.

Der Kopf ist an diesem Thiere länger als an der Katze. Die Ohren sind lang und zugespitzt. Auf der Spitze derselben stehet ein Büschel gerader Haare in die Höhe. Der Schwanz ist kurz und an der Spitze schwarz. Die Haare sind gelblich grau und lang. Das Vaterland des Luchses ist Europa, Asia und Afrika, wo er in

den gebirgigen und waldigen Gegenden zerstreuet lebt. Bisweilen soll er auch in den Bambergischen Wäldern angetroffen werden. Seine Raubbegierde ist groß. Er legt sich auf die Baumäste, wo das Wild seinen Gang hat, springt von denselben auf Hirsche, Rehe und andere Thiere herab, hauet mit seinen Krallen so tief in ihr Fleisch, daß sie nicht los kommen können, würgt sie, saugt ihnen das Blut aus den Halsadern, frißt ihr Gehirn und wenn er noch nicht satt ist, auch ihr Fleisch. Was er nicht verzehrt, verscharrt er bis auf den folgenden Tag. Er ist etwa so groß wie ein Fuchs. Sein Gesicht ist sehr scharf. Er läuft nicht geschwind; ein Hund kann ihn einhohlen. Die Begattungszeit ist im Januar und Februar. Das Weibchen wirft jährlich 3 bis 4 Junge. Sein Alter erstreckt sich etwa auf 15 Jahre. Die Hirsche sind seine liebste Kost. Da er sie vorzüglich anfällt: so wird er auch der Hirschwolf genannt. Sein Balg wird geschätzt und zu Pelzwerken verbraucht. In Rußland wird der Pelz von einem Männchen mit 15 Rubel bezahlt. Die aus Sibirien unter dem Nahmen Hirschwolfsbälge kommen, sind die besten.

Das Bärengeschlecht.

Die Thiere aus diesem Geschlechte haben in der obern und untern Kinnlade sechs Vorderzähne. Die beyden äußersten sind größer als die mittlern, und lassen in der obern Kinnlade eine Lücke zwischen sich und den

Seitenzähnen, die in der untern nicht befindlich ist. Die Seitenzähne, einer auf jeder Seite, sind lang, stark und meisten Theils kegelförmig. Die Zahl der Backenzähne ist nicht immer gleich. Gewöhnlich finden sich fünf oder sechs, die stumpfe Ecken haben. An den Vorder- und Hinterfüßen haben sie fünf Zehen. Die Daumenzehe ist nicht abgesondert. Ihre Zunge ist glatt und die Nase stehet hervor. Im Gehen treten sie auf den ganzen Fuß bis auf die Ferse. Sie sind auch geschickt auf den Hinterbeinen zu gehen, und bedienen sich der Vorderbeine statt der Hände. Auch können sie gut klettern und schwimmen; nur halten sie das letzte nicht lange aus. Ihre Speise bestehet vorzüglich in frischem Fleische, Aesern, Insekten, in Gewürme, in Baum- und Erdfrüchten, wie auch in wildem Honige. Außer den Augenliedern sind sie noch mit einer innern Augendecke versehen. Aus diesem Geschlechte sind folgende Thiere merkwürdig.

§. 68.
Der Landbär.

Der Kopf dieses Thieres ist länglich, hinten dick und die Schnauze abgestumpfet. Die Augen sind klein, die untere Kinnlade kürzer als die obere. Die Ohren klein und rundlich. Der Hals kurz und dick. Der Leib gegen die Schultern gewölbt. Die Beine sind von mittelmäßiger und gleicher Höhe. Die Füße kurz und die Klauen an den vordern länger als an den hintern. Die Fußtapfen haben mit den menschlichen viel Aehnlichkeit; durch die eingeschlagenen Klauen unterscheiden sie sich sogleich. Unter allen Thieren hat der Bär und der Mensch die breitesten Fußsohlen. Das Haar des Bären ist sehr verschieden, braun, gelbbraun, schwarz, weißschäckig und auch wohl ganz weiß. Das Weibchen hat sechs Säugwarzen, wovon viere auf der Brust und zwey in den Weichen sitzen.

Es giebt unter den Landbären schwarze, braune und weiße. Der schwarze bewohnt die nordlichen kalten Länder in Europa und Asien. Der braune dehnt sich weiter aus und hält sich vorzüglich in den Waldungen von Pohlen, Ungarn und in andern Ländern von Europa und Asien auf. Eine Abart von ihm ist der weiße Landbär, der auch der Silberbär genannt wird. Der braune ist derjenige, mit dem die Herumläufer im Lande umher ziehen, ihn für Geld sehen und ihn tanzen lassen. Er ist der größte und wird 5 ½ Fuß lang. Seine Füße sind schwarz. Er nährt sich von dem Fleische großer Thiere und ist daher den Pferden, dem Rind- Schaf- und anderm Viehe, wie auch dem Rothwilde sehr gefährlich. Der schwarze Bär aber ernährt sich von Wurzeln, saftigen Stängeln, Blättern und allerley Beeren, wildem Obste, Getreide und Hummelhonig. Der Honig ist seine beste Kost. Daher schleichet er sich auch gern zu den Bienenstöcken, wenn er solche durch seinen feinen Geruch ausgespürt hat. Im Laufen ist der Bär nicht schnell, aber sehr geschickt auf den Hinterbeinen zu gehen und auf Bäume und steile Anhöhen zu klettern. Seine Vordertatzen dienen ihm zu Waffen. Er gebraucht sie, wie die Katzen zum Zuschlagen. An den Menschen vergreift er sich nicht leicht, wenn er nicht gereißet wird. Aufgebracht aber ist er sehr beherzt und wehrt sich mit den Vordertatzen. Inzwischen kann er durch einen Schlag auf den Kopf getödtet werden. Sein Laut bestehet in einem Brummen und Schnauben.

Im Herbste sind die Bären am fettesten. Vorzüglich sind ihre Tatzen sehr fett und ein Leckerbissen für die Pohlen. Etwa im October machen sie sich ein Winterlager, in welchem sie bis zu Ende des Aprils ruhig liegen bleiben, ohne Nahrung zu sich zu nehmen und ihren Leib auszuleeren. Jedoch bringen sie diese Zeit nicht ununterbrochen schlafend oder erstarrt zu; sondern sie saugen beym Erwachen an ihren Tatzen. Nach Weihnachten häuten sich ihre Fußsohlen. Alsdann können sie fast gar nicht gehen, ohne die zarte Haut an ihren Tatzen zu verletzen.

Die Bären halten sich nicht schaarweise zusammen; sondern leben von einander abgesondert, jeder mit seinem Weibchen. Die Zeit, in welcher sie sich paaren, und wie lange das Weibchen trächtig ist, hat man noch nicht zur Gewißheit bringen können. Man glaubt, daß es 4 Monate seyen. Die Bärinn bringt ein Junges, auch wohl zwey zur Welt. Ob die drey Racen nämlich die schwarzen, braunen, und weißen sich durch die Zeit der Begattung, das Trächtiggehen und durch das Werfen der Jungen unterscheiden, ist auch nicht gewiß. Die Erzählung, daß die Jungen ganz unförmlich zur Welt kommen, ist erdichtet. Sie sind klein und liegen in einer Hülle, welche die Mutter erst entzwey lecken muß. Dieser Umstand hat zu jener Fabel unstreitig Anlaß gegeben. Die Neugebornen von der braunen Art sehen bräunlich gelb aus, und sind von der Nase bis an den Schwanz 8 Zoll lang. Sie werden blind geboren.

Wie lange sie aber blind bleiben, ist noch nicht ausgemacht. Von ihren Müttern, ob diese gleich keine Nahrung genießen, werden sie so lange gesaugt, bis sie das Winterlager verlassen können. In vier Jahren werden die Jungen vollkommen. Ihr Alter erstreckt sich auf einige 20 bis 30 Jahre.

Die Häute der Bären sind nutzbar. Sie werden zu Ueberzügen über die Koffer und zu Pferdedecken gebraucht. Die Alten schliefen auch darauf. Jetzt ist diese Gewohnheit selten. Man verarbeitet die Häute auch zu Mützen und Muffen. Ihr Fleisch ist zum Essen nicht ganz untauglich. Es hat einen süßen Geschmack, der nicht einem Jeden angenehm ist. Aber für die Lappen und andere Sibirische Völker, die sich von der Jagd ernähren, ist es eine gute Kost.

§. 69.

Der Eisbär.

Dieser unterscheidet sich von dem Landbären durch seinen größern Kopf, längern Hals und kürzern Schwanz. Seine Ohren sind kurz und länglich rund. Die Haare milchweiß, zarter und glänzender als bey den vorigen Arten. Er wird über 7 bis 8 Fuß lang. Sein Aufenthalt sind die Länder unter dem nördlichen Polarzirkel, nämlich die Küsten von Grönland und Sibirien. Auch sind sie auf den übrigen benachbarten Inseln des Eismeers in großer Menge. Sie sind sehr gefräßig und nähren sich von Fischen und Seehunden; auch dem Fleische von Wallrossen und Wallfischen, welches die Wallfischfänger auf den großen Eisschollen liegen lassen.

Der Eisbär ist sehr beherzt. Er fällt Menschen an, und vergreift sich sogar an seines gleichen. Seine Stimme ist tiefer als des Landbärs seine, und kann mit dem Geschrey eines heisern Hundes verglichen werden. Im Winter, wenn die Sonne in diesen nördlichen Gegenden nicht mehr aufgehet, macht er sich unter dem Schnee eine Grube zu seinem Winterlager. In derselben liegt er so lange, bis die Sonne wieder anfängt aufzugehen.

Die Bärinn gebiert jedesmal zwey Junge, die ihr, so lange sie klein sind, beständig folgen. Sie liebt sie außerordentlich, und stirbt lieber, als daß sie sich von ihnen trennen sollte. Man pflegt die Eisbären mit Feuergewehren oder Spießen zu erlegen. Durch Schläge auf den Kopf sind sie nicht zu tödten. Ihr Fett giebt einen guten Thran. Zum Brennen in den Lam-

pen ist es besser, als Wallfischthran, weil es nicht so übel riecht, als dieses. Für die Lappen ist es auch ein herrliches Essen. Sie braten es aus und gießen eine Salzsolution hinein, wodurch es den unangenehmen Geschmack verliert. Der Grönländer ißt das Fleisch des Eisbären und nutzt dessen Haut zum Pelze.

§. 70.

Der Dachs.

Ob gleich dieses Thier viel kleiner, als die bisher angeführten Bären ist: so gehört es doch zu ihrem Geschlechte, weil es die Kennzeichen desselben an sich hat. Seine Schnauße ist spitz und dünne. Der Hals kurz. Die Ohren sind länglich rund. Sein dicker Bauch scheint wegen der kurzen Füße und der langen Haare an demselben die Erde zu berühren. Der Schwanz ist kurz. Unter demselben über dem After ist eine Oeffnung befindlich, die zu einem Sacke oder Fettbeutel führet, in welchen gewisse Drüsen durch Röhren eine schmierige Materie ergießen. An jedem Fuße sitzen fünf Zehen mit starken

Klauen. Diese sind an den Vorderfüßen merklich länger, als an den hintern. Die Grundfarbe des Kopfes ist weiß. An jeder Seite der Schnautze fängt hinter der Nase ein schwarzer Streif an, der über die Augen und Ohren gehet, immer breiter wird, und sich endlich auf dem Halse verliert. Der Rücken ist weißgrau und schwarz melirt. Denn jedes Haar auf demselben ist unten weiß, in der Mitte schwarz und oben wieder weiß. Kinn, Kehle, Brust, Bauch und Füße sind schwarzbraun. Seine Länge beträgt über zwey Fuß.

Der Dachs hält sich in den meisten Ländern von Europa und in dem nördlichen Asien auf; nur muß die Breite derselben nicht über 60 Grad seyn. Er lebt nicht immer mit seinem Weibchen in Gesellschaft; sondern einsiedlerisch in einer unterirdischen Höhle, die er sich an einem stillen waldigen Orte gräbt. Sein Bau bestehet aus dem Kessel und zwey Röhren, die zu demselben führen. Durch die eine gehet er aus und ein, und durch die andere nimmt er bey Nachstellungen die Flucht. In der Höhle schläft er des Tages, und gehet nur des Nachts heraus, um seine Nahrung zu suchen. Mit seiner spitzigen harten Nase sticht er auf den Hutungen und Wiesen in die Erde kleine Gruben, um die Wurzeln heraus zu hohlen. Er ist träge und frißt wenig; gleichwohl ist er, besonders im Herbste sehr fett. Um diese Zeit trägt er Laub in seinen Bau und macht sich davon ein Lager. Den Winter hindurch ruhet er darauf ohne auszugehen. Er schläft fast beständig; doch wacht

er auch bisweilen auf. Alsdann saugt er die schmierige Feuchtigkeit, die sich in seinem Fettsacke befindet. Dieß Säugloch ist gerade so groß daß er seine Nase hinein stekken und sich in den Wintermonaten auf eine so bewundernswürdige Art von seinem eigenen Fette ernähren kann. Das Männchen hat nur ein Weibchen. Die Zeit der Begattung ist im November oder zu Anfange des Decembers. Die Dachsinn ist drey Monate trächtig und wirft 3 bis 4 Junge, die sie aus ihren sechs Säugwarzen sauget. Die Jungen werden blind geboren, und bleiben bey der Mutter, bis diese sich wieder paaret.

Das Fleisch des Dachses ist eßbar. Die Franzosen halten eine Dachskeule mit Blumenkohl für ein ganz vortreffliches Essen. Einige Leute essen auch sein Fett, und vergleichen es mit dem Geschmacke des Gänseschmalzes; nur muß es stark gesalzen werden. In der Apotheke wird es ebenfalls genützet. Die Jäger stellen den Dachsen häufig nach, und suchen sie auf verschiedene Weise zu fangen. Sie nutzen nicht nur das Fett derselben; sondern sie verkaufen auch den Balg an die Sattler. Diese machen ihn gahr. Das gahr gemachte Dachsfell ist sehr dauerhaft und so fest, daß es keine Nässe durchläßt. Die Sattler und Täschner verfertigen daraus Jägertaschen, Fußsäcke, Gewehrüberzüge und Hundehalsbänder. Auch werden damit die Reisekasten beschlagen. Die Fuhrleute gebrauchen die Dachsfelle zu Kummetdecken. Ein solcher Kummet ist mit Kuhhaaren und

kurzem Stroh ausgestopft. Um ihn nun vor dem Regen zu bewahren und ihm eine Zierde zu geben wird eine Dachsdecke darüber gelegt. Aus den Dachshaaren werden Pinsel für die Mahler und Vergolder gemacht. Auch die Bürstenmacher nutzen diese Haare bey der Verfertigung der Bürsten.

§. 71.

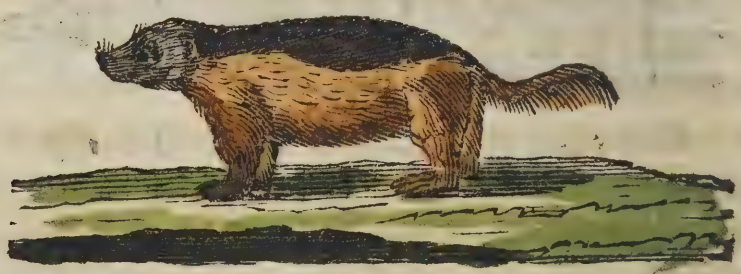
Der Schupp.

Sein Kopf ist hinten breit und die Schnautze kurz und spitz. Die Augen sind groß und grünlich. Ueber denselben liegt eine schwarzbraune Binde von Haaren. Die Ohren sind kurz und lang gerundet. Der Hals ist kurz. Der Rücken gewölbt. Der Schwanz lang und geringelt. Die Vorderbeine sind kürzer als die hintern. Seine Länge hält zwey Fuß. Der Schwanz ist halb so lang. In der Gestalt ist der Schupp dem Dachse ähnlich. Er wohnt in Nordamerika bis zum 43sten Grad der Breite und hält sich in hohlen Bäumen auf. Seine Nahrung besteht größten Theils in süßen Ge-

wächsen. Er frißt auch Vögel und Eyer. Am Tage kommt er nicht zum Vorschein; sondern sucht seine Nahrung des Nachts. In Pensylvanien wirft das Weibchen zwey bis drey Junge in einem hohlen Baume. Der Schupp kann so zahm gemacht werden, daß er in Nordamerika in Häusern gehalten wird. Die Bälge von diesen Thieren werden häufig nach Europa geführt und Muffen davon gemacht. Die Schwänze pflegt man um den Hals zu tragen. Das Haar verarbeiten die Hutmacher in Nordamerika zu seinen, den biberhärnen fast gleichen Hüten.

§. 72.

Der Vielfraß.



Die Größe dieses Thieres ist etwas über zwey Fuß. Es hat einen kurzen Hals, dicken Leib und gewölbten Rücken. Auf demselben befindet sich in der Mitte ein großer schwarzbrauner Fleck; die übrigen Haare sind kastanienbraun. Die Beine kurz und stark. Der Schwanz ist gerade und kurz. Es wohnt in den nördlichen Ländern von Europa und Asien, in Norwegen,

Schweden und Sibirien. In der Lebensart kommt der Vielfraß mit dem Dachse und Schupp überein. Er lauert von den Bäumen herab auf die Hirsche und Rehe und fällt sie an.

Was von seiner Gefräßigkeit erzählt wird, daß er nämlich seinen Raub, wie groß er auch sey, auf einmal auffresse, und sich der genossenen Speise dadurch entledige, daß er sich zwischen zwey nahe an einander stehenden Bäumen hindurch dränge, ist der Erfahrung nicht gemäß; sondern gehört unter die fabelhaften Erzählungen. Was er nicht bezwingen kann, begräbt er, oder schleppt es in eine Felsenkluft.

Die Vielfraße begatten sich im Januar und das Weibchen wirft im März ein, zwey bis drey Junge in den verborgensten Gegenden der Wälder, in tiefen unzugänglichen Höhlen. Die Jungen sollen nach der Geburt graulich seyn. Schon im ersten Jahre werden sie vollwüchsig. Jung lassen sie sich zahm machen. Der Balg giebt ein kostbares Pelzwerk. Doch soll es von den alten Vielfraßen nicht so gut seyn, als von den jungen. Jene verlieren im Alter ihre Zähne, und müssen sich alsdann größten Theils von rothen Ameisen ernähren. Die auf solche Weise geringere Nahrung ist die Ursache, daß ein solcher Balg nicht so gut als der von den jungen sey, die ihre Zähne noch haben.

Das Geschlecht der Beutelthiere.

Das vornehmste Kennzeichen an den Thieren aus dieser Gattung ist der Beutel, den sie unter dem Leibe haben, und der die Ursache ist, warum man ihnen den Nahmen der Beutelthiere gegeben hat. In der obern Kinnlade haben sie zehn Vorderzähne und in der untern achte. An jeder Seite derselben sitzt ein Eckzahn. Backenzähne sind oben und unten meisten Theils sieben: jedoch machen einige Arten davon eine Ausnahme. Die Füße sind durchgehends mit fünf Zehen versehen. Die hintern haben die Gestalt der Hände, an denen der abgesonderte Daumen ohne Nagel ist: auf den übrigen Zehen sitzen spitzige Krallen. Der Kopf ist lang gestreckt. Die Schnautze des Beutelthiers gleicht der Schnautze des Fuchses. Der Leib ist schlank und mit groben wollartigen Haaren bedeckt. Auf dem Schwanze befinden sich nur an seinem Anfange Haare, hernach zeigen sich an ihm Schuppen, die mit Haaren eingefaßt sind. Die meisten Arten der Beutelthiere haben Wickelschwänze. Ihre Beine sind kurz und die Fußsohlen, worauf sie gehen, unbehaart. Ihr Gang ist langsam. Die Säugwarzen hat das Weibchen zwar am Bauche; aber sie sitzen nicht wie gewöhnlich reihenweise; sondern in einem Kreise. Gemeiniglich sind sie durch einen Beutel verdeckt, der durch gewisse Muskeln und Knochen geöffnet und verschlossen werden kann. Bey einigen sind die Euter mit einer erhabenen Falte umgeben, die an

sie vermittelst der Beinknochen hingebracht oder davon entfernt werden kann, dergestalt, daß diese Falte gleichsam einen stets offenen Beutel bildet. Die Männchen sind ebenfalls mit solchen Beinknochen versehen.

Die Beutelthiere bewohnen die warmen Länder, vorzüglich Amerika, wo sie sich in den Wäldern theils auf Bäumen, theils unter der Erde aufhalten. Sie nähren sich von Wurzeln und Früchten, auch von kleinem Geflügel, allerley Insekten und Würmern. Die Weibchen werfen jedesmal mehrere Junge, die ganz klein, blind, nackt und unförmlich sind. Bald nach der Geburt hangen sie sich an die Zitzen der Mutter, und bleiben daran so lange, bis sie Haare bekommen, sehen und laufen können. Zu diesem Geschlechte rechnet man 12 Arten, unter denen aber einige noch nicht deutlich und hinlänglich bestimmt sind.

§. 73.
Das Marsupial.

Dieses Thier wird auch die Beutelratte genannt, und ist so groß wie ein Marder. Unter allen Beutelthieren sind diejenigen die größten, die zu dieser Art gehören. Die Haare des Marsupials sind gelb mit schwarz überlaufen. Am Bauche ist es graugelb. Der Kopf ist größer und die Schnauze länger als an andern Arten. Auch hat es einen engern Beutel am Bauche. Sein feines Gehör, womit es die Natur begabt hat, dient ihm zur Sicherheit. Denn vermittelst desselben kann es, weil es nicht gut laufen kann, mancher Gefahr entgehen. Auf dem Daumen hat es keine Nägel, um die Jungen ohne sie zu verletzen in seinen Beutel stecken zu können. Die lange und große Schnauze dient ihm zum

geschwindern Verzehren der Früchte und Insekten. Mit dem langen Schwanze kann es sich an die äußersten Zweige der Bäume hangen.

§. 74.

Der Opossum.

Der Kopf an diesem Thiere ist kürzer, als an dem Marsupial. Beyde Augenlieder sind mit Wimpern versehen. Ueber jedem Auge ist ein länglich runder weißer Fleck. Die übrigen Haare sind röthlich braun, und die Farbe des Bauches ist gelblichweiß. Seine Länge beträgt ungefähr einen Fuß. Der Schwanz ist kürzer als der Leib. Die Ohren sind klein und abgerundet.

Der Opossum versteckt sich unter dem Laube der Bäume, sucht allerley Vögel zu fangen und saugt besonders ihr Blut. Inzwischen nährt er sich auch von Wurzeln, Baumfrüchten, Insekten und Würmern. Mit dem Schwanze hängt er sich an die Zweige, und schleudert sich von einem Baume auf den andern. Er kann von seinen Feinden, weil er nur langsam läuft, leicht eingehohlt werden. Kann er den Hunden nicht entgehen: so legt er sich nieder und stellt sich, als wenn er todt wäre. Er giebt auch zugleich einen Gestank von sich, wodurch die Hunde genöthiget werden, davon zu laufen. Das Weibchen gebiert 4 bis 5 Junge, die es mit den Hinterfüßen in den Beutel steckt und sie einige Wochen darin behält bis sie sehen können, und Haare bekom-

men. Für die Sicherheit ihrer Jungen ist es gar sehr besorgt. Ist eine Gefahr vorhanden: so ruft es sie mit einem kurzen Geschrey in den Beutel zurück, schließt selbigen zu, und öffnet ihn nicht, wenn es auch lebendig ins Feuer geworfen wird. Man kann diese Thiere leicht zähmen, und die gezähmten laufen ihrem Herrn, wie ein Hund nach. Diese lassen sich auch den Beutel aufmachen. Wenn man sie streichelt so schnurren sie wie eine Katze. In zwey Drüsen am After und in dem Beutel des Weibchens wird eine schmierige Feuchtigkeit abgesondert, die einen unangenehmen Geruch verursachet. Inzwischen lassen sich die Wilden und auch einige Europäer dadurch nicht abhalten, das Fleisch von diesen Thieren zu essen. Ihr rauhes und schmutzig anzusehendes Haar spinnen die Frauensleute der Wilden und weben daraus Strumpfbänder und Gürtel. Sonst verschafft uns dieses Thier wie auch die andern Arten seines Geschlechtes keinen Nutzen. Merkwürdig ist unter ihnen noch

§. 75.

Die Buschratze.

Die Augen derselben sind mit einem dunkelbraunen Rande umgeben. Die Ohren steif und unbehaart. Die Zitzen liegen bloß; Stirn, Brust, Bauch und Füße sind weißgelb, der Rücken gelbbraun, der Schwanz ist sehr lang und zum Umwickeln eingerichtet. Sie hält sich in Surinam in Löchern in der Erde auf und ist so groß wie eine hiesige Ratze. Das Weibchen wirft 4 bis 6 Junge. Diese fliehen bey einer Gefahr auf den Rücken der Mutter, wickeln ihre Schwänze um den Schwanz der Mutter, die alsdann mit ihnen fortläuft und dadurch der Gefahr zu entgehen sucht.

Das Igelgeschlecht.

Die Igel haben in jeder Kinnlade zwey Vorderzähne. Oben sind fünf gerade, und unten drey vorwärts gestreckte Eckzähne. Auf jeder Seite sitzen vier Backenzähne und an den Füßen fünf Zehen. Der Rükken ist mit dünnen, geraden spitzigen Stacheln bedeckt. Die übrigen Theile des Leibes haben harte borstenförmige Haare. Ihr Kopf hat eine kegelförmige Gestalt und endiget sich in einen abgestumpften Rüssel. Der Hals ist kurz und der Schwanz fast unmerklich und die Beine sind auch sehr kurz. Die Nahrung dieser Thiere sind allerley Würmer und Insekten. Man kennt davon vier Arten.

§. 76.

Der gemeine Igel.

Sein Rüssel ist spitzig und vorn eingekerbt. An jedem Nasenloche hat der umgebogene Rand die Gestalt eines kurzen hautartigen gefaltenen Kammes, der auf der äußern Seite hervorstehet. Die äußern Ohren sind breit, kurz, haarig und zugerundet. Die Stacheln an beyden Seiten gelblich weißgrau, in der Mitte dunkelbraun, wie auch an den Spitzen. Das Thier ist ungefähr 10 Zoll lang. Er wird in Europa häufig gefunden, die kältesten Länder darin ausgenommen. In Deutschland trifft man ihn auch öfters an, und er hält sich unter dem Gesträuche auf. Er nährt sich von Gewürmen, Fröschen, kleinen Vögeln, Mäusen, Wurzeln und saftigen Blättern. Am Tage ruhet er: des Nachts gehet er aus, um seine Nahrung zu suchen. Den Winter über ist er erstarrt und schläft in hohlen Bäumen und Steinritzen. Die Zeit der Begattung ist im Frühlinge. Sie leben paarweise. Das Weibchen wirft im Anfange des

Sommers 3 bis 5 Junge, die es an fünf Paar Säugwarzen, wovon drey auf der Brust, und zwey am Bauche sitzen, ernährt.

Der Igel ist furchtsam und beleidiget Niemand. Die Stacheln dienen ihm zum Harnisch, wenn er angegriffen wird. Er rollt sich in eine Kugel zusammen, daß die Hunde ihn nicht beissen können. Er benetzt sie auch wohl, wenn es auf das äußerste kommt, mit seinem übel riechenden Harn. Man kann dieses Thier auch im Hause halten. Es verrichtet darin die Dienste einer Katze und reiniget es von Mäusen.

§. 77.

Der langöhrige Igel.

Dieser ist dem gemeinen Igel sehr ähnlich, und unterscheidet sich nur von ihm durch seine langen eyrunden Ohren. In Astrachan wird er um der Mäuse willen häufig in den Häusern gehalten.

Das Geschlecht der Stachelthiere.

In Ansehung der Bedeckung mit Stacheln haben die hieher gehörigen Thiere einige Aehnlichkeit mit dem Igel. Sie sind aber von ihm in den andern Stücken ganz unterschieden. In jeder Kinnlade haben sie zwey Vorderzähne, und auf jeder Seite unten und oben vier Backenzähne. An den Vorder- und Hinterfüßen sitzen vier bis fünf Zehen.

§. 78.
Das Stachelschwein.

Auf dem Nacken und dem Halse hat dieses Thier eine Mähne, die aus grauen und weißen Borsten bestehet und von ihm kann aufgehoben und zurückgelegt werden. Der Rücken ist mit langen glatten Stacheln bedeckt, die scharf zugespitzet und so dick, wie Federkiele sind. Diese Stacheln haben wechselsweise schwarze und weiße Ringe. Die übrigen Theile des Leibes sind mit Borsten bekleidet. Der Schwanz ist kurz und mit abgestumpften hohlen Kielen besetzt, die den Stacheln ähnlich sind. An den Vorderfüßen hat es vier Zehen und einen kleinen Knollen anstatt des Daumen. An den hintern fünfe, auf welchen kurze und stumpfe Nägel sitzen. Seine Länge beträgt 2 Fuß. Sein Vaterland sind die wärmern Gegenden in Asien, Afrika und Europa. Man findet es was diesen letzten Welttheil anbetrifft, in Spanien, Italien und in dem Königreiche Neapolis.

Es gräbt sich zu seinem Aufenthalte in der Erde einen Bau mit vielen Kammern, wozu aber nur ein einziger Eingang führt. Am Tage ruhet es darin, und des Nachts gehet es seiner Nahrung nach, die in Wurzeln, Kräuterwerke und vorzüglich im Buxbaume bestehet. Das Weibchen wirft im Frühling zwey bis vier Junge, die gezähmt werden können. Die Stacheln kann es nach allen Richtungen vermöge der unter seiner Haut liegenden Muskelschichten sehr leicht bewegen; aber nicht, wie Einige irrig geglaubt haben, nach Gefallen verschießen. Bey einer Gefahr rollt es sich, gleich dem Igel zusammen, und alsdann kann selbst der Löwe es nicht verletzen. Wenn es zornig ist: so richtet es seine Stacheln schnaubend empor und giebt seinen Zorn auch durch Stampfen mit den Hinterfüßen und durch Klappern mit den Kielen zu erkennen. Sein Fleisch ist eßbar und wird in Rom auf dem Markte verkauft. Die Stacheln können von den Mahlern sehr gut zu Pinselstielen gebraucht werden. In seinem Magen findet man oft Kugeln die aus Haaren oder Wurzeln bestehen; und in der Gallenblase wird bisweilen, doch äußerst selten der sehr theure Piedra del Porco oder Schweinstein gefunden. Er ist von rothbräunlicher Farbe, etwas schmierig und sehr bitter. Wegen seiner Seltenheit wird er wohl mit 100 und mehreren Thalern bezahlt. Man glaubt, daß er in Frieseln und andern ansteckenden Krankheiten eine heilsame Kraft habe, wenn man ihn ins Getränke hängt und davon trinkt. Mancher Besitzer läßt ihn in Gold einfas-

sen, und daran noch wohl eine goldene Kette befestigen. Bey bösartigen Krankheiten pflegt er ihn zum Gebrauch zu verleihen und läßt sich jede Stunde dafür bezahlen. Allein der Nutzen davon ist ganz unbedeutend.

§. 78.

Der Kuandu.

Auf dem Kopfe, Rücken und Schwanze hat dieses Thier glatte und weißliche Stacheln, die zwischen rothbraunen Borsten liegen. An den Füßen sind vier Zehen und an den hintern befindet sich noch ein kleiner Daumen, auf welchem ein ganz kurzer rundlicher Nagel sitzet. Der Schwanz ist von mittelmäßiger Länge und zum Umwikkeln eingerichtet.

Der Kuandu wohnet in den Wäldern von Brasilien, Guiana und Mexico. Er nährt sich von Baumfrüchten und jungen Vögeln. Daher klettert er, wiewohl langsam, auf die Bäume, worzu ihm sein Wickelschwanz behülflich ist. Er schläft am Tage, und sucht nur in der Nacht seine Nahrung. Sein Fleisch ist sehr wohl schmeckend und wird daher häufig gegessen, zumal da er sehr fett ist.

Zu dem Geschlechte der Stachelthiere gehört auch der Urson in Canada und Neuengland, dessen Länge zwey Schuh und des Schwanzes 8 Zoll beträgt. Deßgleichen das langschwänzige Stachelthier, dessen Schwanz so lang als der Leib ist, und das auf den Ostindischen Inseln in den Wäldern wohnt.

Das Caviengeschlecht.

Die Thiere dieses Geschlechts haben in Ansehung der Natur und Lebensart mit den Stachelthieren viel ähnliches. In beyden Kinnladen sind gewöhnlich zwey Vorderzähne und auf jeder Seite vier Backenzähne. An den Vorderfüßen sitzen vier Zehen nebst einem unvollkommenen Daumen. An den hintern drey und bey einer Art nämlich dem Paka fünfe. Sie haben einen dicken kurzen und stumpfen Kopf. Ihr Leib ist mit Haaren bewachsen. Der Schwanz fehlt ihnen entweder ganz und gar oder er ist doch sehr kurz und fast kahl. Ihre Füße sind klein. Sie laufen daher langsam und hüpfend. In Amerika sind sie alle einheimisch, woselbst sie ihren Aufenthalt in hohlen Bäumen und unter der Erde haben. Die Weibchen werden oft trächtig und werfen jedesmal viele Junge. Ihr Alter können sie nicht hoch bringen.

§. 80.

Das Meerschweinchen.

Dieses Thierchen hat einen dicken Kopf, eine kurze Schnautze, und einen kurzen Hals. Der Leib ist dick

und hinten abgerundet. Die Beine sind kurz. Sein Leib ist theils mit weißen theils mit gelben Haaren bedeckt. Die Länge desselben beträgt beynahe einen Fuß. Es ist ursprünglich in Brasilien wohnhaft und über das Meer nach Europa gebracht worden. Weil es einen kleinen Schweinrüssel hat und wie ein Ferkel grunzet: so hat man ihm den Nahmen Meerschweinchen gegeben. Von einigen Leuten wird es in den Stuben zum Vergnügen gehalten. Es nährt sich von allerley Früchten, und frißt auch Brot, Weitzen und Gerste. Wenn sie fressen: so sitzen sie, wie die Eichhörnchen auf den Hinterfüßen; und wenn sie saufen, welches selten geschiehet: so lecken sie mit ausgestreckter Zunge, wie die Hunde. Das Weibchen gehet drey Wochen trächtig und wirft einige Junge, die sehend und mit Haaren geboren werden. Nach 12 Stunden fangen sie schon an zu laufen. Das Männchen tödtet sie gern und und paart sich bald nach der Geburt wieder mit dem Weibchen. Daher auch dieses alle zwey Monate zu werfen pflegt. Männchen und Weibchen sollen nicht mit einander zugleich schlafen; sondern wenn das eine schläft: so wacht das andere. Ihr Fleisch ist zwar eßbar; aber es hat keinen guten Geschmack. Man sagt, daß die Ratzen aus einem Hause weichen, in welchem diese Thierchen gehalten werden.

Die Capsche Cavie hat mit dem Meerschweinchen in Ansehung der Lebensart und Nahrung viele Aehnlichkeit. Sie ist auch ohne Schwanz. In der untern

Kinnlade hat sie vier gekerbte Vorderzähne. Ihre Stimme ist fein. Sie bewohnt vorzüglich die Gegengenden um das Vorgebirge der guten Hoffnung, woselbst ihr Fleisch gern gegessen wird.

Der Aguli hat einen kurzen haarlosen Schwanz und längliche Ohren, die oben ausgeschnitten sind. Sein Haar ist oben am Leibe rothbraun, und am Bauche gelblich. Er ist gefräßig und in seinem Gange hüpfend. Uebrigens stimmt er mit den beyden vorigen Arten überein.

Der Paka hat auch einen kurzen Schwanz; aber an den Füßen fünf Finger, wodurch er von den vorigen deutlich unterschieden wird. Auch sitzt er nicht wie die andern in einer aufrechten Stellung. Die Haare des Leibes sind rothbraun, mit gelben Flecken melirt. Er ist von der Größe eines Kaninchens und wird sehr fett. Sein fettes Fleisch wird auch gern gegessen. Sein Vaterland ist Südamerika.

Der Capybara ist auch eine Art, die zu dem Caviengeschlechte gehört. Er ist ungeschwänzt und hat zum Unterschiede von andern zwischen seinen Füßen eine Schwimmhaut. In einigen Stücken ist er dem Schweine ähnlich. Sein Gang ist langsam. Er hält sich gern am Wasser auf und springt bey einer Gefahr in dasselbe hinein, um sich vor seinen Feinden zu retten. Weil er gut schwimmen und sich auch eine Zeit lang unter dem Wasser aufhalten kann: so hat man ihm auch den Nahmen das Wasserschwein gegeben. Er nährt sich

von allerley Gewächsen und frißt in einer sitzenden Stellung. Sein Laut gleicht der Stimme eines Esels. Er wohnt in Südamerika in sumpfigen niedrigen Gegenden. Man kann ihn leicht zahm machen. Sein Fleisch ist eßbar. Er wird sehr fett und bisweilen 100 Pfund schwer.

Das Geschlecht der Hasen.

Die hieher gehörigen Thiere haben in der obern und untern Kinnlade zwey Vorderzähne und hinter den obern noch ein paar kleinere. An ihren Vorderfüßen sitzen fünf und an den hintern vier Zehen. Es giebt davon 9 bekannte Arten.

§. 81.

Der gemeine Hase.

An demselben sind die Ohren an der Spitze schwarz, und die Hinterbeine länger als die vordern. Sein Schwanz ist kurz. Er vermehrt sich beträchtlich und hat sich fast über die ganze Erde verbreitet. Die Hasen rammeln schon im ersten Jahre ihres Alters um Lichtmessen. Der

Mutterhase gehet nur einen Monat trächtig und setzt 3 bis 4 Junge, die sehend auf die Welt kommen. Ihre Nahrung bestehet in Erdfrüchten und im Getreide. Vorzüglich fressen sie gern braunen Kohl. Ihre Stimme ist nur ein Mäkern, das sie nicht eher von sich hören lassen, als bis sie von einem Hunde erhascht oder sonst verletzet werden. Man macht einen Unterschied zwischen den fast rothen Feld- und Berghasen. Allein er ist unbedeutend. Denn diese sind nur etwas brauner und größer als jene. Die Hasen machen sich ein flaches Lager an der Erde. Am Tage schlafen sie darin. Am Abend aber verlassen sie solches und suchen die ganze Nacht hindurch ihre Nahrung. Mit Anbruch des Tages kehren sie in ihr Lager wieder zurück. Sie können sehr geschwind laufen und entgehen durch ihre Schnelligkeit und mancherley Wendungen, oftmals den Windhunden. In kalten Gegenden, wie in Grönland, sind die Hasen weiß. Die schwarzen sind eine Seltenheit. Bisweilen doch sehr selten, trifft man auch gehörnte Hasen an. An den Pocken, die an der Lunge und Leber in Gestalt kleiner Bläschen sitzen, sterben viele. Sonst können sie 7 bis 8 Jahr alt werden.

Ihr Fleisch ist wohlschmeckend und wird von Jedermann gern gegessen. Das Fell nutzen die Kürschner zu Pelzwerken. Aus ihren Haaren verfertigen die Hutmacher feine Hüte, die oftmals für Kastorhüte ausgegeben werden.

§. 82.

Das Kaninchen.

Dieses Thier ist dem Hasen in vielen Stücken ähnlich. Es hat, wie derselbe, lange Hinterbeine, worin eine Schnellkraft zum Springen ist. Es unterscheidet sich aber von ihm durch seine Lebensart. Denn es macht sich Höhlen unter der Erde mit verschiedenen Kammern, in welchen es wohnet. Die gemäßigten und warmen Gegenden von Europa, Asien und Afrika sind sein Vaterland. In den kalten Ländern muß es gehegt und verpflegt werden. Man hat zahme und wilde Kaninchen. Diese sind grau. Unter den zahmen giebt es weiße, graue und gefleckte. Ihre Ohren sind meisten Theils unbehaart. Sie ernähren sich von eben den Früchten, welche die Hasen fressen und sind ihnen auch in andern Stücken sehr ähnlich. Aber dessen unerachtet begatten sie sich nicht mit denselben. Und wenn sie auch zur Paarung gezwungen werden: so bringen sie doch nie Bastarde hervor. In der Fruchtbarkeit übertreffen sie noch die Hasen. Das Weibchen wird jährlich wohl sieben bis achtmal trächtig und wirft jedesmal sechs bis acht Junge, die schon in einem Alter von fünf Monaten sich paaren und Junge werfen.

Das Fleisch der Kaninchen wird gegessen und schmeckt nicht übel. Ihr Fett und ihre Haare werden von den Kürschnern und Hutmachern genutzt.

§. 83.

Das Angorische Kaninchen.

Dieses Thier unterscheidet sich von dem vorigen durch seine längern, krausen und sehr feinen Haare, die wie Seide anzufühlen sind. Wegen ihrer seidenartigen Haare werden sie anjetzt in Deutschland gezogen und Seidenhäschen genannt. Sie sind sehr leicht zu ernähren, indem sie alles das fressen, womit man die hiesigen Kaninchen zu futtern pflegt, Kartoffelkraut und Gras dient ihnen ebenfalls zur Speise. Im Winter können sie mit Heu unterhalten werden. Wer sie pflegen will, giebt ihnen auch Brot, Gerste und Hafer. Man verwahrt sie in gepflasterten Ställen, damit sie keine tiefe Höhlen in der Erde graben. Ihre Vermehrung ist sehr beträchtlich. Das Weibchen wirft jeden Monat zwey und mehrere Junge. Den Bock muß man von den Jungen absondern, weil er sie gern tödtet, um sich mit den Weibchen gleich wieder paaren zu können.

Diese Kaninchen werden wegen ihres seidenartigen Haares anjetzt hin und wieder in Deutschland gehalten.

Ihr schönes Haar wird ihnen monatlich abgekämmet. Wenn man sie gut verpflegt: so giebt ein Bock in jedem Monat drey und eine Zibbe zwey Loth Haare. Das Loth wird in der hiesigen Gegend mit 2 Gr. 6 Pf. und also das Pfund mit 3 Thlr. 8 Gr. bezahlt. Die Haare werden gesammelt und hernachmals gesponnen. Aus den gesponnenen Fäden, die sehr rauh sind, werden Handschuh, Westen und andere Sachen verfertiget. Die Zeuge von diesen Thierchen sollen sehr schädlich seyn, weil die Haare nicht fest sitzen; sondern herumfliegen, sich in die Augen setzen, durch die Nase und den Mund in die Lunge gehen, Augenentzündungen und Schwindsucht verursachen. Allein die Erfahrung scheint dieser Meinung zu widersprechen.

An die Zucht der Angorischen Kaninchen wurde vor 12 Jahren noch nicht gedacht. Jetzt ist sie besonders in Sachsen ein vortrefflicher Nahrungszweig für viele Leute. Wenigstens finden die Unbemittelten dabey ihre täglichen Bedürfnisse.

Das Mardergeschlecht.

Die Kennzeichen der Thiere, welche zu diesem Geschlechte gerechnet werden, sind folgende. In jeder Kinnlade haben sie sechs Vorderzähne, wovon die obern länger als die untern sind. An jeder Seite sitzt ein Eckzahn. Backenzähne sind oben viere bis fünfe und unten fünfe bis sechse. An den Vorder- und Hinterfüßen haben sie fünf abgesonderte Zehen, die mit unbeweglichen

spitzigen Krallen bewaffnet sind. Der Daumenzahn stehet etwas höher als die übrigen. Der Kopf dieser Thiere ist klein und platt. Die Zunge glatt. Der Leib schlank, vorn und hinten von gleicher Dicke. Die Beine sind kurz. Sie hüpfen auf den Zehen, klettern leicht und springen mit großer Fertigkeit. Ihre Nahrung bestehet in frischem Fleische vom Geflügel und von kleinen Thieren, in Eyern und Obstfrüchten. Das Weibchen wirft jedesmal mehrere Junge, die es aus vier Säugwarzen ernährt, die an seinem Bauche sitzen. Diese Thiere lieben das Trockne und wohnen in Höhlen und Löchern. Am Tage ruhen sie. Aber des Nachts suchen sie durch Räubereyen ihre Nahrung.

Das Marderdrücken kommt nicht von diesem Thiere; sondern von Vollblütigkeit. Man lese darüber meine Volksnaturlehre S. 471.

§. 84.

Der Steinmarder.

Sein Kopf ist oben glatt und die Schnautze spitzig. Der Hals kurz und dick. Der Schwanz langhaarig.

Die Haare am Kopfe sind kastanienbraun. Die an der Kehle und dem Halse unten weiß. Die wolligen und der untere Theil der langen Haare sehen am Leibe aschgrau, der mittlere Theil braun und die Spitzen schwarz aus. Diese verschiedenen Farben spielen unter einander mit einer artigen Abwechselung. Der Bauch ist dunkelbraun, die Beine und der Schwanz haben eine schwarzbraune Farbe. Die Länge des Körpers beträgt 16 Zoll und des Schwanzes 8 Zoll.

Der Steinmarder hält sich in Deutschland, in Frankreich, England und in den südlichen Ländern von Europa häufig auf. Er wird auch in den gemäßigten Gegenden von Asien angetroffen. Seine Wohnung sind die Höhlen der Felsen, Steinhaufen, alte Gemäuere, Kirchen, Scheuern und Wohnhäuser, wenn er sich darin verbergen kann. Des Nachts gehet er auf den Raub in die Ställe, Felder und Hölzer. Mäuse, Maulwürfe und kleine Vögel sind seine Nahrung. Am liebsten frißt er zahmes Geflügel und ihre Eyer. Diese trägt er weg, ehe er sie aussäuft. Im Sommer liebt er auch das Obst und besonders die Kirschen. Zu den Hünerställen und Taubenhäusern weiß er gut zu kommen. Findet er nur ein kleines Loch zu denselben, so schlüpft er hindurch, wenn es nur nicht kleiner als sein Kopf ist. Im Winter macht er sich auch wohl durch die Strohdächer eine Oeffnung zu den verschlossenen Boden, wenn er vom Hunger genagt wird. Seine Räubereyen sind desto schädlicher, da er mehr erwürgt als verzehrt.

Den Winter und ganzen Sommer hindurch scheinen die Steinmarder zu ranzen. Denn man bemerket vom Frühlinge an bis in den Herbst Junge. Die jungen Weibchen werfen drey bis vier Junge, die ältern aber deren sechse bis sieben. Ihr Leben bringen sie nur höchstens auf acht bis zehn Jahre. Man fängt diese räuberischen Thiere in Fallen. Ihr Balg wird an die Kürschner für einen Thaler verkauft und von diesen zu allerley Pelzwerken gebraucht. Man stellt daher den Fang im Winter an, weil alsdann der Balg am besten ist.

§. 85.

Der Baummarder.

Bey demselben ist die Farbe der Haare an der Kehle und dem untern Theile des Halses gelb. Durch dieses Kennzeichen, wie auch durch den kurzen Kopf und die längern Beine wird er von dem Steinmarder unterschieden. In der Lebensart, den Sitten und der Farbe am Leibe, die auch braun ist, stimmt er mit dem Steinmarder so genau überein, daß sie zu einer Art gerechnet werden können. Ihre Ranzzeit ist im Februar. Die Weibchen gehen 9 Wochen trächtig und werfen in hohlen Bäumen 6 bis 8 Junge, die blind auf die Welt kommen. Der Balg giebt ein vortreffliches Pelzwerk, welches an Güte das vom Steinmarder weit übertrifft. Er bewohnt die nördlichen Gegenden der Erdkugel und hält sich in dicken Wäldern auf. Den Tag über ruhet er in hohlen Bäumen, und des Nachts gehet er aus und

sucht Eichhörnchen, Mäuse, Vögel u. d. gl. zu fangen. Im Winter besucht er die Dörfer und schleicht sich auf die Hüner- und Taubenhäuser.

§. 86.

Der Zobel.

Der Zobel ist dem Baummarder ähnlich. Er unterscheidet sich aber von ihm, durch seine schwarzbraunen, langen und glänzenden Haare, durch den gestreckten Kopf, die größern spitzigen und gelb geränderten Ohren und durch den kurzen Schwanz. Seine Länge beträgt 16 Zoll. In ganz Sibirien bis an Kamtschatka, und in den nördlichen Gegenden des Chinesischen Reiches unter dem 58sten Grad der Breite, wie auch in Amerika unter dem 40sten Grad ist er anzutreffen, und wohnt in wüsten Gegenden in Höhlen unter der Erde, den Baumwurzeln und in hohlen Bäumen.

Die Zobel nähren sich im Sommer von Wieseln, Eichhörnchen und Hasen; im Winter von allerley Vögeln und vornehmlich von Birkhünern. Im Herbst von

mannigfaltigen Beeren. Ihr Unrath hat einen sehr übeln Geruch. Die Ranzzeit ist im Januar und dauert während des ganzen Monats. In dieser Zeit beissen und kratzen sich die Männchen auf eine so blutige Art wie die Kater unter den Katzen. Die Weibchen werfen am Ende des März oder im Anfange des Aprills drey bis fünf Junge, die sie vier bis fünf Wochen säugen. Der Balg des Zobels giebt das kostbarste Pelzwerk. Daher ist auch in Sibirien der Zobelfang sehr ansehnlich, und wird vornehmlich von den Kosaken getrieben. Die feinsten Zobelbälge fallen um Zakuzk, besonders um die Gegend des Flusses Uö. Daselbst sind sie am schwärzesten. Ihre Güte wird nach der schwarzen Farbe vorzüglich geschätzet. Die besten werden im November und den folgenden Monaten mit Inbegriff des Februars gefangen, in welcher Zeit das Haar seine rechte Länge und Dichtigkeit hat. Je mehr lange Haare ein Balg hat, und je schwärzer sie sind, desto höher wird er geschätzet. Es giebt Bälge, an denen alle Haare gleich lang und auch schwarz sind. Diese haben den größten Werth. Ausserdem siehet man bey den Zobelbälgen auch auf die Größe. Daher ziehet man die männlichen, wenn sie sonst die vorgedachte Güte haben, den weiblichen vor, weil jene größer und dickhaariger sind als diese. Auch wird zu einem guten Zobelbalge erfordert, daß das Haar glänzend und nirgends verwickelt oder abgerieben sey.

Die feinsten Zobel werden nach ausgeschnittenen Bäuchen paarweise zusammen genähet, schlechte hingegen läßt man ganz und schneidet ihnen nur die Schwänze ab. Sowohl diese als jene werden zimmerweise verkauft. Ein Zimmer hält 40 Stück. Der Preis davon ist sehr verschieden. Es giebt Zobel, davon das Stück auf der Stelle 50 Rubel und noch darüber kostet. Die Bäuche werden dem guten Zobel so schmal ausgeschnitten, daß sie kaum zwey Finger breit sind. Die haarigsten und schwärzlichsten sind die besten und werden mit 5 bis 10 Rubeln bezahlt. Die Schwänze müssen schwarz und glänzend seyn. Man kauft sie hundertweise zu 18 bis 40 Rubel. Die Füße kommen bey dem Handel selten in Betrachtung. Die vordern werden theuer bezahlt als die hintern. Von jenen kostet das Hundert bis 15; von diesen aber nur bis 7 Rubel.

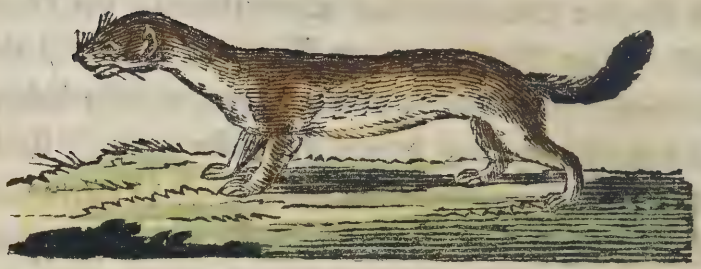
Die besten Zobelbälge gehen nach Rußland und weiter, besonders in die Türkey, die schlechten nach China.

§. 87.

Der Iltis.

Der Unterschied des Iltis von dem Marder zeigt sich an seinem dicken Kopfe, der spitzigeren Schnautze, dem kürzern Schwanze und vornehmlich an der Farbe. Die längern Barthaare sind schwarzbraun, die kürzern weiß. Der Mund und der Rand der Ohren ist ebenfalls weiß. Die Grundfarbe am ganzen Leibe lichtgelb und das längere Haar dunkel kastanienbraun. Er lebt in den gemäßigten Gegenden von Europa in altem Mauerwerke, in Scheuern und Ställen, in Reisholzhaufen und Steinfelsen. Seine Nahrung sind Hüner, Tauben, Fasanen, Vögel, und ihre Eyer. Er beißt alles Federvieh todt, das er erhaschen kann und trägt es weg, oder frißt ihnen das Gehirn aus. Auf einem Taubenschlage stellt er daher große Verwüstungen an. Er beißt sogar in die Köpfe der jungen Tauben, die erst aus den Eyern gekrochen sind. Die Eyer des Federviehes säuft er auf der Stelle aus, wo er sie findet. Am Tage schläft er; des Nachts aber gehet er auf den Raub aus. Die Brunstzeit der Iltisse ist im Februar. Die Weibchen gehen 9 Monate trächtig, und werfen an einsamen Orten in Gebäuden, in hohlen Baumwurzeln und Felsenklüften sechs bis sieben Junge, welche von ihnen lange gesäugt werden, und gegen den Herbst die Mutter verlassen, um sich selbst zu ernähren. Der Balg wird wie gewöhnlich genutzt und kann durch Schwärzen der längern Haare verschönert werden. Da aber das Thier einen widrigen Geruch hat, den auch der Balg nicht verliert: so ist er von keinem besondern Werthe.

§. 88.
Das große Wiesel.



Dieses Thierchen hat nach seiner Gestalt viele Aehnlichkeit mit dem Marder. Die Spitze seines Schwanzes ist jederzeit schwarz. Im Sommer hat es auf dem Leibe eine schwärzlich braune und am Bauche eine gelbliche Farbe. Im Winter aber wird es ganz weiß, die schwarze Schwanzspitze ausgenommen. In dieser veränderten Gestalt wird es das Hermelin genannt. Seine Länge beträgt 9½ Zoll und sein Schwanz ist nicht völlig halb so lang. Es hat sich fast über den ganzen Erdboden verbreitet, und wird in den nördlichen und gemäßigten Gegenden von Europa, Asien und Amerika häufig angetroffen. Es wohnt in abgelegenen Häusern, Steinhaufen, Felsenklüften, hohlen Bäumen und an den Ufern der Flüsse, und nährt sich von kleinern Thieren als Mäusen, Ratzen, Schlangen u. d. gl. Das große Wiesel ist ein vortrefflicher Mäusefänger, weil es wegen seiner kurzen Beine sehr geschickt in ihre Löcher kriechen kann. Die Veränderung mit der Farbe seiner Haare geschiehet im Frühlinge und Herbste. Jedoch ist sie nicht ohne

Ausnahme. Denn es werden auch im Winter bisweilen große Wiesel gefangen, die ihre Sommerfarbe noch haben. Diejenigen, welche die wärmern Länder nämlich die Gegenden im südlichen Europa, in Persien und weiter hinunter in Asien zwischen den Wendekreisen bewohnen, verändern die Farbe ihrer Haare gar nicht. In Deutschland trifft man hin und wieder weiße Hermeline an. Vorzüglich weiß sind die Bälge derjenigen, welche die kalten Gegenden des nördlichen Polarzirkels bewohnen. Man fängt daher das Hermelin in Norwegen, Lappland und Sibirien häufig. Ihr Werth ist desto größer, je weißer, dicker und größer sie von Haaren sind. Die Kürschner gebrauchen die Bälge davon zu Futtern und Aufschlägen; und man nimmt sie darzu um desto lieber, weil darin keine Motten kommen.

§. 89.

Das kleine Wiesel.

In der Bildung und Farbe ist dieses Thierchen von dem vorhergehenden nicht unterschieden; sondern nur in der Größe. Denn sein Körper ist nur sechs bis sieben Zoll, und der Schwanz $1\frac{3}{4}$ Zoll lang. In Deutschland und in andern warmen Ländern wird seine Farbe gegen den Winter nicht in Weiß verwandelt. Der Schwanz ist auch merklich kürzer als der an dem großen Wiesel und hat entweder gar kein, oder nur sehr wenig schwarzes Haar. Das kleine Wiesel ist sowohl in den kältesten als gemäßigten und warmen Gegenden von

Europa und Asien befindlich, und hält sich an den trocknen Ufern der Bäche und Flüsse in hohlen Bäumen, Felsen und Scheuern auf. Beyde nähern sich von kleinen oder jungen Vögeln, und von allen Arten der Ratzen und Mäuse. Sie beissen das, was sie tödten wollen, ins Genick, bringen mehr um als sie auf einmal fressen können und tragen die gemachte Beute zusammen, um sie nach und nach zu verzehren. Die Eyer der brütenden Hüner, Tauben, Fasanen, Rebhüner und anderer Vögel tragen sie weg und saufen sie aus. Auf ihre Beute gehen sie in der Nacht aus.

Sie werfen im Frühlinge 6 bis 8 Junge auf ein Lager, das sie sich von Stoh, Heu, Blättern u. d. gl. in unzugänglichen Löchern und Winkeln machen. Wenn man sie jung aufziehet: so werden sie zahm und spielhaft ohne die geringste Tücke blicken zu lassen. Nur leiden sie nicht, daß man sie im Fressen stöhret.

Das Stinkthiergeschlecht.

Die Thiere, die man zu diesem Geschlechte rechnet, haben in jeder Kinnlade sechs Vorderzähne. An jeder Seite sitzt ein Eckzahn, und oben und unten finden sich gemeiniglich sechs Backenzähne, die scharf und zackig sind. An den Vorder- und Hinterfüßen sitzen fünf Zehen mit spitzigen unbeweglichen Klauen. Die Zunge ist stachlicht. Der Kopf glatt, die Schnautze spitzig, der Leib lang und fast von gleicher Dicke. Die Ohren und die Beine sind kurz. Ein besonders Kennzeichen

der Stinkthiere ist eine Spalte zwischen den Hinterbeinen, die zu einem doppelten Sacke führet, darin sich eine schmierige und übel riechende Materie sammelt. Diese wird in eigenen Drüsen zubereitet, ergießet sich in den Sack und kann vermittelst einiger Muskeln aus demselben heraus gespritzet werden.

Diese Thiere können geschwind laufen und treten fast auf den ganzen Fuß bis an die Ferse. Einige klettern, andere graben Löcher in die Erde. Sie nähren sich von allerley Fleische, Eyern der Vögel, Wurzelwerke und Früchten. Das Weibchen wirft jedesmal mehrere Junge. Die Naturkündiger zählen von diesem Geschlechte 23 Arten.

§. 90.

Die Zibethkatze.

Dieses merkwürdige Thierchen ist 2½ Fuß lang, und hat einen langen schwarz und weiß geringelten Katzenschwanz. Auf dem Rücken ist es weißgrau mit schwarzen wellenförmigen Streifen gezeichnet. Brust und

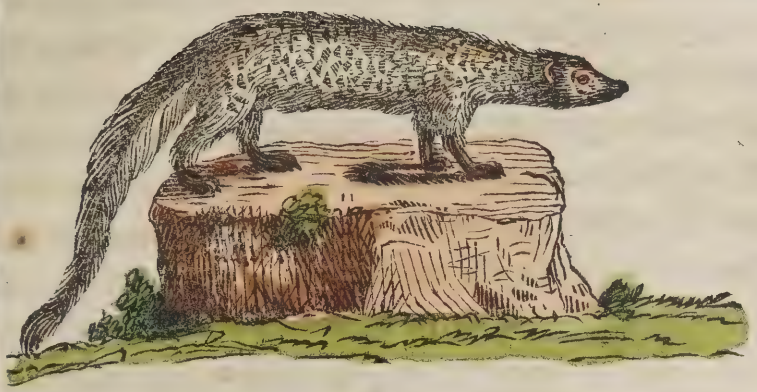
Bauch sind weißlich und die Füße braun. Es wohnt vornehmlich in Arabien, Malabar, Java und auf den Philippinischen Inseln.

Die Civette, die sich in Guinea, Kongo, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in Aethiopien aufhält, scheint von der Zibethkatze nur eine Spielart zu seyn. Beyde sind räuberisch und nähren sich von kleinen Thieren, Vögeln und Fischen. Können sie solche nicht bekommen: so fressen sie auch Wurzelwerk und Früchte.

Diese Thiere sind besonders deßwegen merkwürdig, weil sie den Apotheken den Zibeth liefern. Dieser ist eine schmierige und stark riechende Materie von der Consistenz des Honigs oder der Butter. Sie sammelt sich bey ihnen in dem darzu bestimmten Sacke so häufig, daß sie solche von sich lassen, wenn man sie ihnen nicht nimmt. Dieses letztere pflegt wöchentlich 2 bis 3 mal zu geschehen, nachdem man das Thier aus einem engen Behältnisse bey den Hinterbeinen herausziehet, in welches man es zuvor eingesperrt hat. Die Farbe dieser Apothekerwaare ist weißlich. Sie wird aber durch die Verfälschung gelblich, oder bräunlich. Der reinste Zibeth kommt aus Holland. An vielen Orten daselbst vorzüglich in Amsterdam werden viele von diesen Thieren gehalten, um den Zibeth von ihnen zu bekommen. Der Geruch gefällt nicht jedermann. Er wird daher anjetzt zum Parfümiren nicht mehr so häufig gebraucht, als ehemals.

§. 91.

Der Ichneumon.



Dieses Thierchen, welches auch die Pharaoratze genannt wird, ist etwas größer als eine Katze. Es hat zugerundete Ohren, kleine Augen, einen langen dünnen Leib, kurze Beine und einen zugespitzten Schwanz, der kürzer als der Leib ist. Das Haar an seinem Leibe ist lang, weißlich und schwarzbraun geringelt und fast borstenartig. Am längsten ist es oben an den Beinen, unter dem Bauche und bis gegen die Mitte des Schwanzes. Die Länge seines Leibes von der Nase bis an den Schwanz beträgt zwey Fuß und des Schwanzes 18 Zoll. Die Vorderbeine haben eine Höhe von 5 Zoll, die hintern sind etwas länger.

Der Ichneumon hält sich in Aegypten auf den Feldern und an den Ufern des Nils auf. Er nährt sich von Mäusen, Eidechsen, Fröschen, Schlangen und andern Insekten. Besonders frißt er gern die Eyer des Krokodils, die er in dem warmen Sande aufsucht. Er läßt

sich zahm machen und wird in Aegypten in den Häusern wie hier die Katzen gehalten, um sie von den Mäusen zu reinigen. Für dieses Land ist er eine große Wohlthat, weil ihn die Vorsehung dazu bestimmt hat, die überhäufte Menge von Mäusen daselbst zu vermindern, und die Vermehrung der Krokodile durch Aussaugung ihrer Eyer zu verhindern. Diese wichtigen Dienste waren schon den Alten bekannt. Daher wurde der Ichneumon von ihnen unter die geheiligten Thiere gesetzet.

§. 92.

Der Stunk.

Die Farbe seiner Haare ist bräunlich schwarz. Ueber den Rücken gehet ein weißer Streif, mit welchem zu beyden Seiten noch zwey bis an den Schwanz laufen, die einerley Breite haben, und von einander gleich weit abstehen. Er macht sich also durch fünf weiße parallele Streifen an seinem Leibe vorzüglich kennbar. In der Größe kommt er dem Marder gleich. Er wohnt in dem ganzen nördlichen Amerika, ernährt sich von allerley Fleischwerk und besonders von dem Geflügel und dessen Eyern. Es geschiehet daher oft, daß er in die Häuser kommt, um seine Nahrung zu suchen. Wenn die Hunde ihn anfallen: so ziehet er sich zusammen, sträubt das Haar empor, macht einen Katzenbuckel und, welches an ihm das sonderbarste ist, spritzt ihnen bey 3 Klaftern weit einen Saft entgegen, welcher unerträglich stinket und die Luft mit solchem Gestanke auf hundert Schritte

anfüllt. Dieser übelriechende Geruch, benimmt in der Nähe dem Menschen den Athem und verursacht Kopfschmerzen, Schwindel, Ekel und dergl. üble Zufälle. Den Hunden ist dieser Saft so unerträglich, daß sie von ihrer Verfolgung abstehen; und wenn sie sind bespritzet worden, die Nase in die Erde stecken, um von dem Geruche dieser stinkenden Materie befreyet zu werden. In Amerika werden diese Thiere so zahm gemacht, daß sie, wie ein Hund hinter ihrem Herrn herlaufen. Sie geben in diesem zahmen Zustande den so übel riechenden Saft nicht von sich, wenn sie nicht gequält und gemartert werden.

Das Geschlecht der Eichhörnchen.

Diese muntern und lebhaften Thiere haben in der obern und untern Kinnlade zwey Vorderzähne. Jene sind keilförmig abgeschärft; diese aber schmäler und spitziger. Auf jeder Seite finden sich oben fünfe und unten vier Backenzähne. An den Vorderfüßen sitzen vier Zehen nebst der Spur eines Daumen; und an den hintern fünfe. Ihr Kopf ist breit und flach gewölbt. Der Leib ziemlich dick. Die Beine sind kurz, und die Pfoten ziemlich lang. Sie halten sich größten Theils auf den Bäumen auf, und haben gemeiniglich einen langhaarigen Schwanz, mit dem sie ihren Leib bedecken. Zu ihrer Nahrung genießen sie allerley Früchte, Nüsse und andere Gesäme. Sie können zahm gemacht und in den Häusern unterhalten werden. Von ihrem Geschlechte kennt man 19 Arten.

§. 93.
Das gemeine Eichhorn.

Dieses wohlgebildete und muntere Thierchen ist Jedermann bekannt. Der Kopf ist zu beyden Seiten zusammen gedrückt. An den Spitzen der Ohren hat es einen Haarbüschel. Die Augen sind groß, rund, schwarz und hervorragend. Der Hals ist kurz; der Rücken fast gewölbt. Der Schwanz lang behaart und hat etwa die Länge des Körpers. Die Zehen an den Vorder- und Hinterfüßen sind mit spitzen krummen Klauen versehen. Die Haare auf dem Rücken und dem Schwanze sind gewöhnlich fuchsroth und liegen nach zwey entgegen gesetzten Seiten; unter der Kehle, der Brust und dem Bauche sind sie weiß. Jedoch ist diese Farbe nicht unveränderlich. Die rothen Eichhörner werden auch braun und die braune Farbe gehet bisweilen ins Schwarze über. Die rothen trifft man aber am häufigsten an. Die dunkelbraunen und schwärzlichen sind nicht so zahlreich. Schwarze und weißschäckige siehet man sehr selten; und

die ganz weißen, die sehr einzeln unter den übrigen zum Vorschein kommen, sind die seltensten. Die rothen Eichhörner pflegen gegen den Winter grau zu werden. Einige aber verändern ihre Farbe nicht. Die Länge des Thieres ohne Schwanz ist 8 ½ Zoll.

Das Eichhorn hat sich weit über die Erde verbreitet und bewohnt die nördlichen und gemäßigten Gegenden von Europa, Asien und Amerika. In dem Russischen Reiche hat man rothe Eichhörner, die im Winter grau werden, braune, deren Haare im Winter eine gräulich braune oder bleyfarbige Farbe bekommen, und deren Schwänze glänzend schwarz sind. Es giebt auch daselbst weißliche, die etwas größer als die übrigen sind. Ihr Haar ist weich, und wird im Winter weißlich grau. Im Sommer aber, wenn sie jung sind, ist es blaßroth.

Das gemeine Eichhorn hält sich am liebsten auf den Bäumen auf, und kann mit Leichtigkeit von einem Baume auf den andern springen. Seine Nahrung sind vorzüglich Wall- und Haselnüsse, Buchekern, Eicheln, und Samen vom Nadelholze. Auf den Winter verscharret es einen Vorrath von dieser Nahrung unter die Erde. Wenn es dieselbe zu sich nimmt: so sitzet es auf den Hinterfüßen mit aufgerichtetem Körper und Schwanze und brauchet seine Vorderpfoten als Hände, um Nüsse und Tannenzapfen zum Munde zu führen. Auch frißt es gern Obst, und in der Gefangenschaft sind ihm Mandeln eine Delikatesse.

Diese Thierchen begatten sich im März und Aprill und das Weibchen wirft vier Wochen nachher gewöhnlich drey bis vier Junge. Für seine Jungen bauet es ein Nest auf dem Baume. Das Fleisch der Eichhörner, nach welchem ihre Feinde, die Marder streben, ist für den Menschen eine zwar süßliche; doch nicht ganz unangenehme Speise.

Die Bälge der Europäischen Eichhörner sind von einem sehr geringen Werthe; aber die Winterbälge der Sibirischen geben ein schönes Pelzwerk. Von diesen erhalten wir das bekannte Grauwerk, welches auch Petit Gris genannt wird. Unter dem Nahmen des Grauwerks wird damit ein starker Handel getrieben. Die Bälge sind um desto schöner, je dunkler grau sie aussehen. Diejenigen, die eine weißliche Farbe haben, werden von den Chinesern vorzüglich geschätzet. Die Haare aus dem Schwanze sind sehr gut zu Mahlerpinseln zu gebrauchen.

§. 94.

Das fliegende Eichhorn.

Dieses Thierchen unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß zwischen seinen Vorder- und Hinterfüßen eine Flughaut ausgespannt ist, mittelst welcher es von einem Baume schief herunter, nicht aber in die Höhe und wagerecht fliegen kann. Die Farbe seines Leibes ist oben bräunlich grau, und unten gelblich weiß. An Größe gleichet es dem gemeinen Eichhorne. Am Tage schläft es in hohlen Bäumen. Sein Kopf ist etwas dick, die Augen sehr groß, hervorragend und schwarz. Dieses Eichhorn kommt anderwärts nicht fort, als in seinem eigentlichen Vaterlande, dem gemäßigten und warmen nordlichen Amerika. Es lebt immer mit mehreren seiner Art in Gesellschaft und nährt sich von Früch-

ten, Nüssen, und Körnern, Keimen von Fichten und Buchen u. d. gl.: den Tag über liegt es ruhig in seinem Lager und schläft; des Abends aber wenn es dunkel wird, und fast die ganze Nacht hindurch, gehet es seiner Nahrung nach. Sein Nest bereitet es in hohlen Bäumen auf Blättern. In diesem werden oft sieben, zwölfe und mehrere Eichhörner beysammen gefunden. Darin bringen sie auch den ganzen Winter bey gemeinschaftlichem Vorrathe in Gesellschaft hin. Das fliegende Eichhorn lebt von eben derselben Nahrung, deren sich die gemeinen Amerikanischen Eichhörner bedienen. Es ist leicht zahm zu machen, so daß es beständig bey seinem Besitzer bleibt, und sich von ihm in der Tasche herum tragen läßt. Das Weibchen wirft drey bis vier Junge. Ihre Lebenszeit erstreckt sich ungefähr auf sieben Jahre.

Der Amerikanische Krieg hat Gelegenheit gegeben, daß verschiedene nicht nur fliegende; sondern auch Virgische graue Eichhörner nach Deutschland gebracht sind, und einige Jahre in den Häusern erhalten werden.

Das Geschlecht der Fledermäuse.

Diese sonderbaren Thiere unterscheiden sich von den übrigen Säugthieren am deutlichsten dadurch, daß sie Hände mit kurzen Daumen haben, die länger als der Leib sind, und daß zwischen den Schultern und Händen, zwischen den vier Fingern, den Händen und Beinen, wie auch gemeiniglich zwischen den Beinen eine zarte und haarlose Flughaut ausgespannet ist. Die Anzahl

der Zähne ist bey ihnen mannigfaltig. Außer den Zähnen sind sie auch in der Bildung unterschieden. An der Nase sind oft besondere Zierathen. Der Schwanz hat eine verschiedene Länge und ist bey einigen gar nicht anzutreffen. Sie haben ein großes Maul, scharfe Zähne und einen kurzen Hals. An ihren weiten Ohren ist ein besonderer Ohrdeckel befindlich. Diese Thiere sind über den ganzen Erdboden verbreitet. Bey Tage halten sie sich in verborgenen Orten auf, und fliegen in der Abenddämmerung bis in die Nacht an den Häusern herum und suchen ihre Nahrung. Diese bestehet in allerley Insekten, die sie mit ihrem weiten Maule im Fluge fangen. Sie leben paarweise. Die Weibchen haben zwey Säugwarzen an der Brust. Ihre Feinde sind die Eulen, die ihnen nach dem Leben trachten. So bald daher die Fledermäuse des Abends die Eulen bemerken: so nehmen sie die Flucht und eilen in die Felsenklüfte und Mauerlöcher wieder zurück. Zu diesem Geschlechte werden 21 Arten gerechnet.

§. 95.

Die gemeine Fledermaus.

Diese ist 2 ½ Zoll lang. Sie hat oben 4 und unten 6 Vorderzähne. Die Ohren sind fast so lang als der Kopf und der Schwanz hat mit dem Leibe eine gleiche Länge. Die Farbe ist schwarzgrau. In Deutschland ist sie häufig und wohnt in altem Gemäuer und in Steinfelsen. Sie nährt sich von Insekten und besucht auch die Speckkammern und Mehlkisten.

§. 96.
Der Blutsauger.

Unter den mancherley Arten der Fledermäuse verdient diese besonders bemerkt zu werden. Sie ist ungefähr einen Fuß lang und hält sich an vielen Orten des heißen Erdstrichs in der nördlichen und südlichen Halbkugel der Erde auf. In der obern und untern Kinnlade hat sie vier Vorderzähne. Die Flughaut zwischen den Hinterbeinen ist getheilt und der Schwanz fehlt ihr. Diese Thiere hangen sich am Tage häufig an den Aesten der Bäume auf. Sie haben eine stachlichte Zunge, mit welcher sie die schlafenden Menschen und Thiere verwunden und ihnen das Blut aussaugen. Aus dieser Ursache werden sie Vampyrs, das heißt, Blutsauger genannt. Sie nähren sich aber auch von Fischen und den saftigen Früchten der Gewächse.

Von der langöhrigen Fledermaus, und der mit der Trichternase, von der hundmäuligen und der mit der

Hufeisennase, wie auch von den übrigen können wir keine Beschreibung machen, weil wir sonst zu weitläuftig werden würden.

Das Geschlecht der Spitzmäuse.

Diese Thiere haben einen gestreckten Kopf, der sich in einen spitzigen Rüssel verlängert. In der obern Kinnlade sitzen zwey lange Vorderzähne und in der untern eben so viele oder viere dergleichen. Auf jeder Seite mehrere Eckzähne und Backenzähne, wovon die letzteren spitzige Zacken haben. Ihre Augen sind sehr klein. Sie wohnen unter der Erde. Ein paar Arten derselben am Wasser. Sie graben gern und nähren sich größten Theils von Insekten und Gewürmen.

§. 97.

Die gemeine Spitzmaus.

Sie ist kleiner als die Hausmaus. Ihre Schnauze endiget sich in einen dünnen und spitzigen Rüssel. Der Schwanz ist kurz behaart und halb so lang als der Körper. Die Farbe der Haare auf dem Leibe ist röthlich

braun mit Grau melirt, und unten gelblich lichtgrau. Sie hält sich in Europa und dem nördlichen Asien auf und wohnt unter allerley Gemäuer. Ihre Nahrung sind allerley kleine Insekten. Von den Katzen werden diese Thierchen zwar gefangen und getödtet; aber nicht gefressen, weil sie einen widrigen Bisamgeruch haben. Die Stimme, die sie von sich hören lassen, ist pfeifend.

Die Spitzmaus mit der Kammnase hat eine Aehnlichkeit mit dem Maulwurfe. Sie unterscheidet sich aber von ihm durch den Kamm auf der Nase. Sie hat einen kurzen Schwanz. Hält sich in Nordamerika auf und lebt von Wurzeln.

Die Bisamratze hat kahle Schwimmfüße, einen langen knorpelichten Rüssel, der beweglich und kahl ist. Der Schwanz ist schuppicht und mit dünnen Haaren besetzt. Wo er anfängt, sind unten acht Balgdrüsen, die eine Feuchtigkeit enthalten, die stark nach Zibeth riechet. Die Bisamratze gehört in Rußland zu Hause und wird daselbst der Wüchuchol genannt. Sie wohnt zwischen der Wolga und dem Don unter dem 50 bis 57sten Grad der Breite. Sie gräbt sich in die Ufer Höhlen und sucht mit ihrem beweglichen Rüssel in dem Schlamme Würmer und besonders die Blutigeln zu ihrer Nahrung. Mit ihrem Felle werden die Pelzkleider verbrämet. Es giebt auch in Sibirien eine kleine ungeschwänzte Spitzmaus, die nur 2 Zoll lang ist und nicht mehr als 38 Gran wiegt. Und eine noch kleinere geschwänzte daselbst hat

nur an Gewichte ein halbes Quentchen und ist unter allen Säugthieren, die man bis jetzt kennt, das kleinste.

Das Hamstergeschlecht.

Die Thierarten, die zu dieser Gattung gerechnet werden, haben in beyden Kinnladen zwey Vorderzähne, auf jeder Seite oben und unten drey Backenzähne, an den Vorderfüßen vier und an den hintern fünf Zehen. Außer diesen Kennzeichen sind in ihrem Maule an beyden Seiten große Backentaschen befindlich, die sie mit Speisen anfüllen und solche darin forttragen.

§. 98.

Der gemeine Hamster.

Dieser hat einen dicken und stumpfen Kopf, zugerundete Ohren, kleine Augen und einen kurzen Schwanz. An den Vorderfüßen befinden sich vier Finger nebst einer Kralle anstatt des Daumen. Die gewöhnliche Farbe der Haare am Bauche ist schwarz; auf dem Leibe aber und an der Seite meisten Theils fuchsroth. Die Länge seines Körpers beträgt 10 Zoll.

Die gemäßigten Länder in Deutschland, Pohlen und der Ukräne werden von ihm bewohnt. Er gräbt sich in lockerm und sandigem Boden tiefe Baue mit verschiedenen Kammern. Einige füllt er mit allerhand Getreide an, um sich davon im Winter zu ernähren. In einer derselben wohnt er. Eine andere dient zur Aufbewahrung der geworfenen Jungen und noch eine andere zum Auswurfe des Unraths. Zu seinem Baue führt ein gedoppelter Gang. Der eine ist senkrecht, und der andere schief.

Das Weibchen hat seinen eigenen Bau, und lebt von dem Männchen abgesondert. Die Begattungszeit ist davon nur ausgenommen. Diese fällt gegen das Ende des Aprills. Alsdann geht das Männchen zu dem Weibchen und bleibt bey ihm einige Tage. Dieses ist nicht viel über vier Wochen trächtig und wirft gemeiniglich 6 bis 9 Junge, die sehr klein, nackt und blind sind; aber mit allen Zähnen auf die Welt kommen. Es säugt solche mit acht Säugwarzen, wovon viere auf der Brust und die andern am Bauche sitzen. Ein Weibchen wirft in einem Sommer mehrmal, denn man findet in ihrem Baue gegen das Ende des Septembers zugleich die Mutter mit den Jungen. Sie werden ungefähr sieben bis acht Jahre alt.

Im Sommer nährt sich der Hamster von allerley grünen Kräutern, Wurzeln und Baumfrüchten. Im Herbste, im Anfange und am Ende des Winters frißt er Getreide, als Weitzen, Bohnen, Erbsen u. d. gl.

Er füllt damit auf dem Felde seine Backentaschen ganz voll, kriecht darauf in seinen Bau, und trägt es in die Vorrathskammern, und zwar jede Getreideart besonders.

Wenn es kalt wird, begiebt er sich in den Bau und verstopft die Röhren. Von seinem Vorrathe verzehrt er zwey Drittheile. Dringt die Kälte tief in die Erde: so erstarrt er, und bleibt in diesem Zustande so lange, bis im Frühlinge die Erde wieder warm wird. Nach dem Erwachen lebt er von dem übrigen Vorrathe, und macht im März und Aprill die Röhren auf. Bald darauf verbessert den alten Bau, wenn er schadhaft geworden ist, oder verfertiget sich einen ganz neuen.

Der Hamster ist ein beissiges und boshaftes Thier. Anstatt die Flucht zu nehmen, wenn er angegriffen wird, setzt er sich zur Wehre, und springt auf Hunde und sogar auf Menschen los. Der Schade, den diese Thiere den Landwirthen verursachen, wird sehr hoch berechnet. Allein es muß von solcher Berechnung noch manches abgezogen werden. Denn die Hamster lesen auch die Körner auf, die vom Winde ausgeschlagen sind, und die beym Mähen, Binden und Aufladen des Getreides ausfallen. Der Nutzen, den die Menschen von ihnen haben, bestehet bloß in ihren Bälgen. Die Kürschner machen solche gahr. Sie gebrauchen sie zu Pelzwerken und füttern sie unter allerley Kleidungen.

§. 99.

Die Zieselmaus.

Sie hat einen dicken Kopf, und eine schwärzliche Nase. Die äußern Ohren fehlen ihr. Statt derselben zeigt sich nur ein dicker behaarter Wulst. Die Augen sind groß von brauner oder schwarzer Farbe und stehen hervor. Der Schwanz ist kurz und langhaarig. In der Größe gleicht sie dem Eichhörnchen. Das südliche Rußland, Sibirien und die angrenzenden Oerter sind ihr Vaterland. Ihre Nahrung sind zarte und saftige Pflanzen. Sie begatten sich im März oder Aprill. Das Weibchen ist kaum einen Monat trächtig und wirft 4, auch wohl 6 bis 8 Junge. Sie graben sich einen Bau mit einem Ausgange und schlafen in demselbem vom September bis in den Aprill.

Es giebt gewässerte, geperlte oder gefleckte, deßgleichen auch gelbliche Ziesel. Das Pelzwerk ist im Frühlinge, wo es gute Haare und keine Fettigkeit hat, am besten. Die vorzüglich schön gefleckten werden in Sibirien als Kaufmannswaare an die Chineser verhandelt, welche die Zieselbälge theurer als die der grauen Eichhörner bezahlen. Die Korjäcken und Kamtschadalen tragen davon Sommerkleider, weil sie schön und leicht sind. Bey ihnen sind die Bälge sehr wohlfeil. Für tausend Stück werden nur acht bis zehn Rubel bezahlt. Ihr Fleisch ist eine angenehme Kost für die Kalmucken.

§. 100.

Das Murmelthier.

Dieses Thier hat einen abgerundeten Kopf, dicken Leib, einen fast unbehaarten Schwanz und zugerundete Ohren. Die Farbe der Haare ist oben auf dem Leibe bräunlich grau und unten gelblich grau. Es ist ein Bewohner der Helvetischen und Savoyischen Alpen und der Gebirge von Asien. Auch wird es auf den Tyrolischen Eisgebirgen und den Pyrenäen angetroffen. Seine Nahrung sind Wurzeln, Gewächse und Insekten, wovon es sehr fett wird. In der Erde gräbt es sich tiefe Baue mit zwey Eingängen, die es mit Heu und Moos ausfüttert. Mit dem Anfange des Winters verstopfet es die Zugänge zu seinem Baue und hält seinen Winterschlaf vom October bis in den Aprill. Die Länge des Murmelthiers beträgt etwa 18 Zoll.

Diese Thiere halten sich in großer Menge zusammen. Gegen andere Thiere beweisen sie keine Feindseligkeit; sondern sind friedliebend. Um in Ruhe und Sicherheit

leben zu können, verwechseln sie, wenn sie verfolgt werden, sogar ihren Wohnort, so daß ganze Schaaren von einem Berge zum andern ziehen. Sie lieben den Sonnenschein und legen sich daher gern an solchen Oertern nieder, wo sie seine Wärme empfinden können. Ehe sie sich niederlegen, oder wenn sie weiden wollen, richten sie sich auf den Hinterbeinen in die Höhe und übersehen die ganze Gegend. Das erste unter ihnen, welches Jemanden erblickt, giebt sogleich der ganzen Gesellschaft ein warnendes Zeichen durch einen lauten Pfiff, der dem Bellen ähnlich ist. Die andern antworten so fort durch das nämliche Zeichen, und nehmen darauf eiligst die Flucht. Wenn die Jäger die wiederhohlten Pfiffe zählen: so können sie daran wissen, wie viel Murmelthiere sich bey einander befinden.

Ihre Begattung geschiehet im Aprill und May. Das Weibchen ist nur 6 bis 7 Wochen trächtig. Denn man hat im Junius schon Junge gesehen. Meisten Theils werden nur zwey Junge bey einer Mutter angetroffen. Sie soll aber doch drey bis viere werfen.

Daß sie sich einander das Heu auf den Bauch laden, indem sich einige auf den Rücken legen und sich von den andern fortziehen lassen, ist eine bloße Erdichtung. Denn jedes Thierchen kann einzeln seine Portion Heu im Munde weit geschwinder in den Bau eintragen, als durch einen so ganz sonderbaren Zug.

Ihr Fleisch wird frisch oder gedörrt von vielen gegessen und für eine gute Kost gehalten. Am besten wird

s durch Einsalzen und Räuchern genutzt. Denn ihr risches Fleisch hat einen Erdgeschmack, den es aber ver- iert, wenn es gewässert, eingesalzen oder geräuchert wird. Das Gewicht eines solchen Thiers beträgt 7, auch 8 bis 9 Pfund.

Das Geschlecht der Maulwürfe.

Die Thiere, welche dieses Geschlecht enthält, gra- ben sich in der Erde Röhren und nähren sich von Gewür- men. Sie haben in der obern Kinnlade sechs spitzige ungleich große Vorderzähne, und in der untern achte. Eckzähne sitzen auf jeder Seite einer, wovon die obern größer sind als die untern. Backenzähne sind in der obern Kinnlade sieben auf jeder Seite und in der untern ihrer sechse. Die Vorderfüße sind besonders groß, breit, stark und in fünf ungleiche Zehen vertheilt, die mit lan- gen Klauen bewaffnet, und daher zum Graben geschickt sind. Die Hinterfüße, die viel kleiner, jedoch etwas län- ger sind, haben auch fünf Zehen, auf welchen kurze Klauen sitzen. Der Kopf ist dick und endiget sich in eine lange rüsselförmige Schnautze. Er ist mit dem Leibe so genau verbunden, daß man keinen Hals bemerken kann. Die Augen sind außerordentlich klein. Ein äußerliches Ohr ist nicht vorhanden. Statt dessen bemerkt man nur einen etwas weniges erhabenen Rand, von dem die Oeffnung des Gehörganges umgeben ist. Der Leib ist dick, die Beine sind sehr kurz und unter der Haut so versteckt, daß man nur die Füße davon sehen kann.

§. 110.

Der gemeine Maulwurf.

Dieser hat, wie die andern Arten seines Geschlechtes eine lange Schnautze, die sich in einen stumpfen Rüssel endiget, überaus kleine Augen und kein äußerliches Ohr. Die Beine sind kurz und unter der Haut versteckt. Der Schwanz ist schuppig und haarig und ungefähr nur so lang als der fünfte Theil des Körpers. Die Vorderfüße sind schiefgestalte Schaufelpfoten, womit er seine Röhren unter der Erde geschickt graben kann. Mit den Füßen wirft er die los gekratzte Erde hinter sich. Seine Nahrung bestehet in Regenwürmern und Maden von Insekten. Er hat einen sehr feinen Geruch und weiß also seine Nahrung sehr gut zu suchen und zu finden.

Es giebt außer dem schwarzen auch weiße, weißfleckige und graue Maulwürfe; jedoch sind sie in Deutschland eine Seltenheit. Die gemeinen wohnen außer Europa auch in dem nördlichen Asien und in der Barbarey. Jedes Männchen hat nur ein Weibchen, mit welchem

s sich paaret. Dieses wirft in einer festgewölbten klei-
nen Kammer unter der Erde auf einem Lager von Moos
und Blättern 4 bis 5 Junge. Man sucht diese Thiere
wegzufangen, weil sie durch das Aufwerfen der Erde
den Wurzeln der Pflanzen schaden. Dieses Aufwerfen
entstehet aus ihrem Wühlen unter der Erde, welches sie
zu gewissen Zeiten in der Absicht thun, um die Regen-
würmer aufzusuchen. Diese Thiere werden dadurch un-
ruhig, daß sie in der Erde herum kriechen. So bald dieses
der Maulwurf wittert, gräbt er ihnen nach. Man sie-
het auch daher bisweilen aus dem Haufen, den der
Maulwurf aufgestoßen hat, Regenwürmer hervorkom-
men. Im Winter werden die Maulwürfe von der Kälte
genöthiget, sich tief in der Erde aufzuhalten. Im Früh-
linge, da sie Junge haben, machen sie sich in die obern
Gänge, um die Würmer zu verzehren, die sich nahe un-
ter der Oberfläche der Erde aufhalten. Sie wühlen und
stoßen in dieser Jahrszeit die Erdfläche über ihrem Gan-
ge in die Höhe. Dieß geschiehet bey dem Aufgange der
Sonne bis 9 Uhr, und des Abends, wenn die Sonne
untergehen will. In der übrigen Zeit pflegen sie zu
ruhen. Im Herbste gehen sie auch nicht tief in die Erde;
sondern kommen bey dem Auf- und Untergange der Sonne
in die Höhe und stoßen die Erde auf. Wenn man nun
um diese Zeit auf sie lauert: so können sie leicht gefangen
werden. Dieses Wegfangen ist noch immer das sicher-
ste Mittel, ihre allzu starke Vermehrung zu vermindern.
Man kann sie auch durch Nußkerne tödten, wenn man

solche in Schierlingswasser kochet, und solche in ihre Gänge legt. Inzwischen wird man diese Thiere niemals gänzlich vertilgen können, so lange nicht allenthalben solche Hülfsmittel gebraucht werden. Denn da sie sehr fruchtbar sind, und von einem Orte zum andern unter der Erde wandern: so kommen sie aus der Nachbarschaft bald wieder an. Um nun dessen unerachtet den Schaden zu verhindern, den sie durch das Aufstoßen der Erde verursachen: so müssen die Landleute es nicht versäumen, die Maulwurfshaufen auf den Wiesen und in den Gärten wieder gleich zu machen. Auf den Wiesen wird dadurch das Moos gedämpfet und das Gras wächset desto besser. Sind die Maulwurfshaufen schon mit Grase bewachsen: so muß man sie mit einem scharfen Spaten über der Erdfläche abstoßen, die Erde davon los machen, und alsdann den ganzen Torf auf die grasleere Stelle legen und ihn fest treten. Auf diese Weise wird der Torf gleich wieder einwachsen, daß man keinen Abgang am Grase verspüren wird. Ihr Fell hat fast gar keinen Werth.

§. 102.

Der Goldmaulwurf.

Dieser hat seinen Nahmen aus der Ursache bekommen, weil seine braunen Haare ins grün- und röthliche fallen und durch diese Mischung einen vortrefflichen Goldglanz erhalten. Außerdem wird er von dem gemeinen Maulwurfe noch dadurch unterschieden, daß er keinen Schwanz hat; und sich an seinen Vorderfüßen nur drey

Zehen befinden. Seine ursprüngliche Wohnung ist das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Das Geschlecht der Springer oder der Erdhasen.

Diese Thiere springen vielmehr, als daß sie laufen. Aus dieser Ursache werden sie auch Springer genannt. Erdhasen heißen sie, weil sie sich in die Erde graben, am Tage schlafen und des Nachts munter sind. Sie haben in beyden Kinnladen vorwärts erhabene und zugespitzte Vorderzähne; auch auf jeder Seite oben und unten drey Backenzähne. Die Vorderfüße sind überaus kurz und die Hinterfüße sehr lang. Ihr Schwanz ist länger als der Körper und dient ihnen als ein dritter Hinterfuß zum Springen, weil er steif ist. Der größte Theil desselben ist kahl und nur an der Spitze ein Haarbüschel befindlich. Von diesen Thieren kennt man 4 Arten.

§. 103.

Der Asiatische Erdhase.

Dieses Thier ist so groß wie eine Ratze, denn die Länge seines Leibes beträgt 8 Zoll und des Schwanzes 10 Zoll. Die Vorderfüße sind mit vier Zehen und einem Daumennagel versehen, die hintern haben nur deren drey. Am Maule hat er steife und lange Haare. Die Farbe auf dem Leibe ist blaßbraun, und an den Seiten, wie auch unten weiß. Er wohnt in Asien und Nordamerika und lebt von Wurzeln, Grase und Getreide, welches er mit den Vorderfüßen, die ihm statt der Hände dienen, zum Munde führet. Er gräbt sich in der Erde eine Höhle. In derselben schläft er am Tage und verläßt sie des Nachts. Auf den Hinterbeinen springt er mit der Leichtigkeit einer Heuschrecke 6 bis 8 Fuß weit,

daß das geschwindeste Pferd ihn kaum einhohlen kann. Mit Recht wird er daher der Springer genannt. Die Araber und Kalmucken essen sein Fleisch. Es giebt noch eine kleinere Art, deßgleichen auch eine, welche die Größe eines Eichhorns hat. Noch eine andere Art hält sich am Cap auf, die so groß ist, wie ein Hase. In Neuholland ist kürzlich eine Art von der Größe eines Schafes entdeckt worden, deren Kopf viele Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Windhundes hat. Dieses Thier wird Känguruh genannt, und von einigen Naturforschern zu den Beutelthieren gerechnet. Sein Fleisch ist eßbar.

Das Geschlecht der Mäuse.

Die Thiere, die man zu diesem Geschlechte rechnet, haben oben und unten im Maule zwey Vorderzähne von einer keilförmigen Schärfe. Auf jeder Seite sind drey stumpfe Backenzähne. An den Vorderfüßen sitzen vier Zehen nebst einem Knoten, der einen äußerst kurzen Daumen vorstellt. Die Ohren sind kurz und abgerundet. Der Schwanz ist dünne behaart und schuppig. Bey einigen kurz, und wenigen Arten fehlt er gänzlich. Sie wohnen mehren Theils unter der Erde in Höhlen und Schlupfwinkeln. Einige im Trocknen; andere am Wasser. Sie können geschwind laufen, springen, klettern und gut schwimmen. Ihre Nahrung bestehet in Wurzeln, Hülsenfrüchten, Getreide, Mehl, Speck u. d. gl. Dieses Geschlecht enthält zahlreiche Arten von Thieren, die es zu dem weitläuftigsten in der Ordnung der Säugthiere machen, wenn es in einem

weiten Umfange genommen wird. Wir begnügen uns, daraus nur einige anzuführen.

§. 104.

Die Hausratze.

An diesem Thiere bemerkt man einen länglichen Kopf, eine spitzige Schnautze, Bartborsten, die länger als der Kopf sind, und große Augen. Der Schwanz ist so lang, wie der Leib, und sehr kurz und dünne behaart. Auf demselben sind etwa 250 Schuppenringe befindlich. Die Vorderfüße haben anstatt des Daumen nur eine kleine glatte Kralle. An den hintern sitzt eine ähnliche, die von der ersten Zehe weit abstehet. Die Farbe des Haars ist auf dem Leibe schwärzlich, unten und auf den Füßen aschgrau. Die Länge des Körpers ist 8 Zoll. Die Ratzen haben sich durch ganz Europa sehr stark ausgebreitet; nur in den kalten Gegenden als in dem nördlichen Theile von Norwegen, Schweden und Rußland werden sie nicht angetroffen. Im Jahre 1544 sollen sie mit den Schiffen nach Amerika gekommen seyn. Sie wohnen in den Häusern, Scheuern und Ställen, und halten sich zwischen den Wänden und alten Balken auf. In der Hungersnoth besuchen sie bisweilen die heimlichen Gemächer. Ihre Nahrung sind Hülsenfrüchte, Rocken, Speck und andere fette Sachen. Auch fressen sie die neu ausgebrüteten jungen Vögel, Tauben und jungen Kaninchen. Sie schleppen bisweilen große Knochen fort und klettern damit an den Wänden hinauf.

können sie solche nicht in ihre Löcher bringen: so lassen sie sie fallen. Dieses macht des Nachts ein starkes Poltern, welches die Abergläubigen ein Vorlad nennen. Aus Durst nagen sie an vielen Sachen und fressen solche entzwey. Man muß daher an solche Oerter, wo Bücher und Schriften verwahrt werden, zum öftern kleine Gefäße mit Wasser hinsetzen.

Sie sind sehr fruchtbar. Das Weibchen wirft jährlich etliche Mal, und auf jeden Wurf fallen fünf bis sechs Junge. Diese werden von der Mutter mit ihren 10 Säugwarzen eine kurze Zeit gesäuget, nach deren Verfließung sie ihnen die Speise zuträgt. Die Ratzen sind überhaupt dreist, boshaft und kühn; besonders wenn sie Junge haben. Vor den Katzen sind sie ziemlich sicher, weil diese sich selten mit ihnen abgeben. Aber die Wiesel sind ihre größten Feinde. Von diesen werden sie bis in ihre Schlupfwinkel verfolgt und getödtet. Auch die Wanderratten sind ihnen furchtbar. Sie pflegen daher, so bald sie solche wahrnehmen, ihre bisherige Wohnung eiligst zu verlassen. Man glaubt, daß ihr Schwanz giftig sey, weil ihn die Katzen nicht fressen. Allein die Ursache davon sind bloß die starken Haare, welche stechen, wenn sie widerborstig gestrichen werden.

Es giebt auch, doch nur sehr selten, ganz graue und weißfleckige; und am seltesten ganz weiße Ratzen. Diese machen aber keine besonderen Arten aus, denn sie kommen sehr selten vor, und die Weibchen davon brin-

gen wieder Junge zur Welt, welche die gewöhnliche Farbe haben.

Diese schädlichen Thiere sucht man durch Arsenik zu tödten. Sie fressen aber nicht gern davon. Da es auch gefährlich ist, dieses starke Gift in den Häusern hin und wieder hin zu setzen: so kann man Kugeln von Mehl, Eisenfeile und gebratenem Speck machen, und solche an die Oerter legen, wo die Ratzen sich aufhalten. Das Eisen ziehet ihre Gedärme zusammen, daß sie an der Verstopfung sterben. Dieser Erfolg läßt sich nun desto gewisser vermuthen, weil sie an sich schon einen harten Leib haben. Die Ratzen sind auch in den Pferdeställen schädlich, weil sie in den Krippen das Futter den Pferden wegfressen, oder sie am Fressen hindern, wodurch die Pferde vom Fressen ablassen und mager werden. Um solches zu verhindern, pflegen die Landleute den Pferden eine Glocke um den Hals zu hangen, durch deren Klingeln die Ratzen verjagt werden sollen.

Was von dem Ratzenkönig erzählt wird, ist eine lächerliche und abgeschmackte Fabel; denn er ist weiter nichts, als ein Nest voll Ratzen, die sich mit ihren Schwänzen mit einander verwickelt und zusammen gedrängt haben.

§. 105.

Die Wanderratze.

Der Kopf dieser Ratze ist gestreckt und die Schnautze dünne. Die Augen sind groß, schwarz und hervorstehend. Ueber jedem sitzen drey lange Borsten, und die Bartborsten sind länger als der Kopf. Der Schwanz ist ungefähr in 200 Schuppenringe getheilt. Das Haar ist oben gelbroth, an den Seiten mit grau vermischt, und unten, wie auch an den Füßen schmutzig weiß. Die Zehen sind ganz von einander abgesondert. Die Länge des Männchen, das etwas größer als das Weibchen ist, beträgt 9 Zoll und darüber, und des Schwanzes 7 ½ Zoll.

Diese Ratzen gehören in Ostindien zu Hause, und sind erst in diesem Jahrhunderte nach Europa gekommen. Anjetzt haben sie sich durch Deutschland, Frankreich, England, Rußland und einen Theil von Norwegen verbreitet. Sie halten sich gern am Wasser auf, und können auch gut schwimmen. In die Ufer graben sie Löcher,

um sich darin aufzuhalten. Im Herbste und gegen den Winter pflegen sie auch wohl die Häuser zu besuchen.

Sie nähren sich von allerley Früchten und dem Fleische anderer Thiere. Mäuse und Hausratzen werden von ihnen getödtet und gefressen. Selbst die Hüner sind vor ihnen nicht sicher. Wenn sie verfolgt werden: so sind sie kühn genug sich zur Wehre zu setzen. Sie springen auf ihren Feind los und suchen ihn mit ihrem Gebiß zu verletzen. Diese Thiere vermehren sich außerordentlich stark, denn ein Weibchen wird jährlich dreymal trächtig, und wirft jedesmal 12 bis 15, auch wohl 18 Junge. In den Häusern, auf den Kornböden, in den Scheuern, Hünerställen und in den Gärten richten sie öfters vielen Schaden an. Das unangenehmste ist, daß sie nicht gut vertrieben werden können. In Fallen lassen sie sich nicht locken, und von dem Gifte wollen sie nicht fressen. Die Katzen geben sich auch nicht gern mit ihnen ab. Nur von den Wieseln werden sie verfolgt und getödtet. Inzwischen ist es für die Oekonomen und Hausmütter gut, daß diese schädlichen Thiere sich nicht immer an einem Orte aufhalten; sondern von Zeit zu Zeit schaarweise ausziehen, und in eine andere Gegend wandern.

§. 106.

Der Ondathra oder die Zibethratze.

Dieses Thier hat in Ansehung der Gestalt, Farbe, Haare und des Kunsttriebes viele Aehnlichkeit mit dem Biber. Es kann aber dessen unerachtet zu dessen Geschlechte

nicht gerechnet werden, weil ihm die wesentlichen Kennzeichen desselben fehlen. Nach den Merkmahlen, die man bey ihm antrifft, grenzet es zunächst an die Wasser- und Wanderratze und macht den Uebergang von dem Biber zu dem Mäusegeschlechte.

Der Ondathra hat eine kurze und dicke Schnauze, große Augen, kurze, inwendig und auswendig behaarte Ohren. Die Vorderfüße sind mit einem kleinen Daumen versehen, und die Hinterfüße haben fünf getrennte Zehen. Der Schwanz ist lang, walzenförmig, gegen das Ende etwas glatt, und mit kleinen Schuppen und wenig Haaren besetzt. Das Haar auf dem Kopfe, Halse, Rücken, an den Seiten und auswendig an den Beinen, ist sehr weich, und von schwarzbrauner Farbe. Das unten am Halse auf der Brust und inwendig an den Beinen sieht grau aus, und an dem Bauche rothbraun; auf den Vorderfüßen ist es stark, kurz, glänzend und von rothbrauner Farbe; auf den hintern aber ist sie grau. Die Länge seines Körpers macht einen Fuß und des Schwanzes 9 Zoll aus. Er erreicht also, wenn er ausgewachsen ist, noch nicht die Größe eines Kaninchens. Sein Vaterland ist das ganze nordliche Amerika, wo er an den Ufern der Seen, Flüsse und Bäche kleine Häuser bauet. Ein solches Haus ist rund, wie ein Backofen und etwa 2 Fuß weit. Es ist aus Binsen und Erde, aber 3 Zoll dick erbauet, und mit einem Flechtwerke von Binsen und Lehm dicht überzogen. Der Eingang zu jedem Hause ist über dem Wasser. Im Win-

ter wohnen mehrere in einem solchen Hüttchen bey einander und alsdenn wird der obere Eingang zugemacht. Sie graben sich unter dem Wasser Höhlen in die Erde, um zu den Wurzeln zu gelangen, die ihnen zur Nahrung dienen. Im Frühlinge werden sie von dem schmelzenden Schnee aus ihren Häusern vertrieben; alsdann begeben sie sich auf ein hohes trocknes Land, leben paarweise und begatten sich. Die Weibchen kehren, wenn sie werfen wollen, in ihre Häuser oder Röhren zurück. Die Männchen aber laufen den ganzen Sommer herum. Im Herbste kommen sie wieder zusammen, um neue Hüttchen zu bauen. Denn sie bewohnen solche nur Ein Jahr.

Das Weibchen wirft jährlich 3 bis 4 mal; und jedesmal 4 bis 6 Junge. Es saugt selbige aus den sechs Zitzen, die es auf dem Bauche hat. Im Sommer nähren sich diese Thiere vorzüglich von Kräutern und Früchten. Im Winter aber von Wurzeln, Seerosen und Muscheln, denen sie von ihren Röhren aus nachgehen. Sie haben keinen Beutel wie die Biber; aber unter dem Schwanze am After befinden sich einige Drüsen, welche eine Feuchtigkeit enthalten, die im Sommer stark nach Zibeth riechet. Diese Materie wird unter dem Nahmen Bisamnieren verkauft. Ihre Felle riechen angenehm und werden von den Kürschnern gebraucht. Sie riechen so lange nach Bisam, als nur etwas davon übrig ist. Es soll in dieselben keine Motte kommen. Daher sie in großer Menge nach Europa gebracht werden. Die Hutmacher nutzen ihr Haar, und verarbeiten solches biswei-

len wie Biberhaar. Wenn der Ondathra jung gefangen wird, so läßt er sich leicht zahm machen. Die Einwohner auf der Insel Martinique essen diese Ratze. Die erste Brühe davon gießen sie wegen des starken Geruches weg. Das Fleisch lassen sie vorher, ehe es gekocht wird, eine Nacht in der Luft hangen.

§. 107.

Die Wassermaus oder Wasserratze.

Ihr Leib ist kurz und dick; deßgleichen auch die Schnautze. Der Schwanz rund und etwa halb so lang als der Leib. Die Beine sind kurz. Das Haar an der Wurzel schwärzlich grau, auf dem Rücken nußbraun und an den Seiten gelbbraun. Das Thier hat keine Schwimmfüße und gleichwohl kann es fertig schwimmen. Es hat sich in ganz Europa und Nordamerika ausgebreitet und hält sich an Seen, Teichen, Flüssen, Bächen und Sümpfen auf, auch in Aeckern, Gärten und Wiesen, vorzüglich wo ein feuchter Boden ist. Es gräbt sich Löcher in die Ufer und wühlt unter der Erde nach den Wurzeln, wovon es sich nährt. Besonders liebt es die schmackhaften Wurzeln, die in den Gärten gebauet werden. Für diese ist es daher ein schädliches Thier, wie auch für einige Arten Bäume. Denn es nagt oft so sehr an den Wurzeln derselben, daß sie davon vertrocknen. Das Weibchen riecht zur Zeit der Begattung stark nach Bisam. Es wirft im Aprill und wahrscheinlich mehr als einmal an die acht Junge, die es an

acht Säugwarzen säuget, wovon viere auf der Brust, und viere an dem Bauche sitzen. Diese Thiere erreichen eine Länge von 7 Zoll. Da sie sehr schädlich sind: so sucht man sie in Fischreusen, in die man Fische und Wurzelwerk zur Aesung gelegt hat, zu fangen. Der Oekonom muß auch aus der Ursache auf ihre Ausrottung bedacht seyn, weil sie bisweilen an einem Teiche unten am Grundzapfen ein Loch in den Damm wühlen, daß das Wasser in einer Nacht bis an dasselbe abläuft. Dieß ist im Sommer und Winter für die Fische sehr gefährlich, zumal wenn der Teich keinen Zufluß von Quellwasser hat. Ich habe solches selbst einigemal erfahren, als ich noch Prediger in Volksmarsdorf war, woselbst bey der Pfarre ein paar kleine Teiche sind. Um diesem Uebel abzuhelfen, ließ ich Wallnüsse in Schierling kochen, legte sie auf ein kleines Bret und setzte solches an das Loch, das von der Wassermaus gegraben war. An dem folgenden Tage fand ich, daß die Nüsse aufgefressen waren. Hierauf ließ ich den Damm unter dem Grundzapfen mit Thon wieder zustampfen, und es vergingen einige Jahre ehe er wieder durchwühlt wurde. Dieser Versuch hat mir auch jedesmal geglückt. Es leidet also wohl keinen Zweifel, daß die Wasserratzen sterben, wenn sie von den im Schierling gekochten Nüssen fressen.

In Frankreich sind diese Thiere von einigen Bauern ehemals in der Fastenzeit gegessen worden. Für die Jakuten um die Lena ist die große Art ein Leckerbissen. Daselbst werden auch die Bälge zu Pelzen bereitet.

§. 108.

Die Hausmaus.

Sie ist etwas größer als die Spitzmaus. Die Bartborsten sind so lang als der Kopf. Die Ohren halb durchsichtig, und mit dem feinsten Haar dünne besetzt. Die Farbe an ihrem Leibe ist grau. Sie nährt sich von Mehl und fetten Sachen und dient den Katzen, Mardern, Iltissen und einigen Raubvögeln zur Nahrung. Die Maus ist pfiffig, klug, listig, und kann zu allerhand Künsten abgerichtet werden. Ihre Länge beträgt 3 ½ Zoll, und ihr Schwanz ist fast eben so lang als ihr Leib. Diese Thierchen sind sehr hitzig und vermehren sich auf eine erstaunliche Weise. Das Weibchen wirft mehr als einmal im Jahre und jedesmal 6 bis 8 Junge. Es giebt auch weiße Mäuse; aber nur selten.

§. 109.

Die Zibethmaus.

Diese Art unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß sie an ihren Füßen fünf gespaltene Zehen hat. Ihr Schwanz ist lang und zusammen gedrückt. Das Haar rothbraun. Sie wohnt in Nordamerika und ernährt sich von Wurzeln und Früchten. Besonders frißt sie gern Kalmus. Ihre Länge beträgt Einen Fuß. Im Winter leben diese Thiere mit einander in Gesellschaft. Nach Zibeth riechen sie nur im Sommer.

§. 110.

Die Blindmaus.

Dieses Thier ist hier nicht einheimisch, sondern es wohnt in Pohlen und Rußland und hält sich daselbst unter der Erde auf. Es ist besonders deßwegen merkwürdig, weil man äußerlich keine Augenöffnung an ihm wahrnehmen kann. Unter dem Felle zeigt sich nur eine Spur von einem Auge in der Größe eines Mohnkorns. Das äußere Ohr mangelt ihm ebenfalls. Es werden aber kleine Gehörgänge an ihm gefunden. Der Schwanz fehlt ihm gänzlich.

Außer diesen angeführten Mäusen giebt es noch weit mehrere Arten. Z. E. die große und kleine Feldmaus, die Brandmaus, die Zwergmaus, die Rüsselmaus, die Streifmaus, die Birkmaus, die gestrichelte Maus, die Knoblauchmaus, die Tulpenmaus u. d. gl. Da sie aber keine besondere merkwürdige und für den Menschen nutzbare Thiere sind: so übergehen wir sie hier mit Stillschweigen.

Inzwischen wollen wir unsern Lesern bey dieser Gelegenheit nicht vorenthalten, daß eine gewisse Art Mäuse Zugthiere sind, die zu gewissen Zeiten in großen Schaaren aus einem Lande in das andere ziehen, um ihre Nahrung zu suchen. Es wird dieses schon dadurch sehr wahrscheinlich, weil bisweilen ein ganzes Feld, auf welchem man zuvor wenig Mäuse wahrgenommen hat, plötzlich von einer unzähligen Menge ist überschwemmet

worden, welche die Früchte des Landes verwüstet haben. Man hat aber auch zuverlässige Erfahrungen, daß die Mäuse wirklich solche Heerzüge thun. Von den Norwegischen, die in Norwegen Bergmäuse oder Lewing heißen, ist solches außer allem Zweifel. Der berühmte Naturforscher Linne hat seine Beobachtungen davon in einem besondern Aufsatze mitgetheilet und solchen in den zweyten Band der Schriften der königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften einrücken lassen. — Sonderbar ist es, daß die Mäuse auf dieser Reise sich durch nichts von der geraden Linie ihres Weges ableiten lassen. Kommt ihnen ein Mensch entgegen: so suchen sie lieber ihm zwischen den Füßen durch zu kommen, als daß sie ihre Linie verändern sollten. Treffen sie auf einen Heuhaufen: so fressen und graben sie sich gerade hindurch, anstatt um ihn herum zu gehen. Wenn sie an einen Felsen gerathen: so gehen sie im halben Zirkel herum, und nehmen auf der andern Seite genau eben die vorige Linie wieder. Wenn sie an einen See kommen, er mag so breit seyn als er will: so suchen sie überzusetzen, und dieses in gerader Linie fort, wenn er gleich nach dieser Richtung am breitesten seyn sollte. Treffen sie in dem See ungefähr auf ein Fahrzeug: so schwimmen sie nicht herum, sondern steigen hinein, und stürzen sich gerade auf der entgegen stehenden Seite wieder ins Wasser. Der schnellste Strom erschreckt sie nicht; sie behalten stets ihre gerade Straße, und wenn sie auch unumgänglich umkommen müßten, wie sie denn auch gewöhnlich ersau-

fen, und den Fischen zum Raube dienen. Es ist also eine ausgemachte Sache, daß die Norwegischen Mäuse, wenn sie sich in den Bergen, darin sie wohnen, außerordentlich vermehrt haben, und Mangel an Nahrung leiden, solche Heerzüge thun.

Man weiß es aber auch von den Feldmäusen. Rösel giebt uns davon in seinen Insektenbelustigungen folgende Nachricht. „Ich glaube, schreibt er, daß eine Feldmaus eben so ein Zugthier, wie Krametsvögel ein Zugvogel, und einige Heuschrecken, Zugheuschrecken sind. Denn vor acht Jahren (1742) und wieder vor zwey Jahren haben wir zwey außerordentlich starke Mäuseherbste gehabt. Die ersten waren lauter Spitzmäuse, und die letzten lauter kurzschwänzige Feldmäuse. Mein Gärtner, welcher vor acht Jahren bey dem Zuge der Mäuse auf dem Wachtschiffe Schildwacht gestanden, hat sie in solcher Menge bey der Dämmerung über das Wasser schwimmen sehen, daß selbiges gleichsam davon bedeckt gewesen; und da den vorigen Tag auf der Südseite keine einzige Spitzmaus anzutreffen war: so waren alle Gärten und Felder den folgenden Tag damit erfüllet, daß die Katzen, die keine Spitzmäuse fressen, nicht genug davon todt beißen konnten. In meinem Garten habe ich damals in dreyen Tagen über 200 Stück todt gebissene gefunden; doch nahmen sie von Tage zu Tage ab, und in 14 Tagen sahe man keine einzige mehr. Vor zwey Jahren waren die Feldmäuse allhier. Es hatte kurz vorher ein wenig geschneyet, da untersuchte

ich alles in meinem Garten, ob auch Mäuselöcher da waren. Ich fand kein einziges. Jedoch, nachdem der Schnee geschmolzen, war eine solche Menge im Garten, daß ich einen ganzen Eimer voll todt gebissene verscharrte. Wenn man sie aus ihren Löchern mit Wasser heraus trieb: so kamen Alte mit ihren nur halb ausgewachsenen Jungen heraus. Es währte vier Wochen: so sahe man keine einzige im Garten mehr. Man fand in der Zeit auch keine todt gebissene mehr, weil der Zug vorbey und die übrig gebliebenen nicht in so großer Anzahl waren, daß die Katzen sie nicht hätten verzehren können; welche auch während diesen vier Wochen nicht unter das Dach kamen, und so fett wurden, als wären sie gemästet. In beyden Jahren habe ich bemerket, daß von Ost- und Nordost schon Klagen von Mäusen zu uns kamen, ehe wir noch eine davon gesehen hatten. Nachher hörten wir diese Klagen von West- und Südwest: auch schnitte man in beyden Jahren keinen Hecht auf, dessen Magen nicht mit Mäusen wie ausgestopfet gewesen wäre."

Das Slepezgeschlecht.

Die Thierarten aus diesem Geschlechte sind erst vor einiger Zeit in Rußland und Sibirien entdeckt worden. Sie haben oben und unten zwey keilförmige platte Vorderzähne und an allen Füßen fünf Zehen; kleine Augen und keine Ohren. Der Schwanz ist sehr kurz oder fehlt ihnen gänzlich. Sie wohnen unter der Erde und halten in ihrer Höhle einen Winterschlaf. Von dieser Gattung kennt man nur zwey Arten.

§. 141

Der große Slepez.

Dieses Thier erreicht eine Größe von 8 ½ Zoll. Es hat einen langen und dünnen Rüssel. Die Farbe seiner Haare ist röthlich schwarz.

Der kleine Slepez hat einige Aehnlichkeit mit der Wassermaus, und ist in Deutschland unter dem Nahmen Reitmaus bekannt. Sein Rüssel ist kurz. Die Länge seines Körpers beträgt nur 3 ½ Zoll.

Das Geschlecht der Schläfer.

Diese Thiere schlafen am Tage und verrichten nur des Nachts ihre Geschäfte. Im Winter erstarren sie, und sind ohne Gefühl. Aus dieser Ursache werden sie Schläfer genannt. Sie haben in der obern und untern Kinnlade zwey Vorderzähne und an jeder Seite oben und unten vier Backenzähne. An den Vorderfüßen sitzen vier Zehen nebst der Spur eines Daumens, und an den hintern fünfe. Die Ohren sind eyförmig und kürzer als der Kopf. Der Schwanz ist stark behaart, glatt und beynahe so lang, als der Körper. Sie wohnen in hohlen Bäumen, unter deren Wurzeln und in Felsenklüften; können fertig klettern, und nähren sich von Baumfrüchten und vorzüglich von Nußkörnern.

§. 112.

Der Billich, Siebenschläfer oder die Rellmaus.

Dieses Thier ist kleiner als das Eichhorn; aber vom Körper dicker. Sein Kopf ist gestreckt und hinten gewölbt. Die Augen sind schwarz und ragen hervor; auch hat es um dieselben einen schwärzlichen Ring. Die Ohren sind kurz und abgerundet. Der Hals kurz und dick. Die Beine klein mit scharfen weißen Klauen. Die Farbe auf dem Rücken fällt ins bräunlich graue. Seine Länge ist 5 bis 6 Zoll und des Schwanzes 5 Zoll. In der Lebensart kommt es mit dem Eichhörnchen überein.

Diese Thiere wohnen größten Theils in dem südlichen Europa. Im Bayreuthischen kommen sie häufiger vor als in Sachsen. Den Landleuten daselbst sind sie unter den Nahmen Haselmaus bekannt. In Oest-

reich, Ungarn, Slavonien, in der Schweitz, in Frankreich, Spanien und Italien werden sie in größerer Menge angetroffen. Sie halten sich in Waldungen, Obstgärten, an trockenen Orten und besonders in Gegenden auf, wo Felsklippen sind. Am Tage verbergen sie sich in ihren Höhlen, darin sie sich ein Lager von Moos machen und schlafen. Des Abends gehen sie aus und suchen die ganze Nacht hindurch bis an den Morgen ihre Nahrung. Diese bestehet in Obst, Nüssen, Eicheln, Bucheckern, Kastanien u. d. gl. Von den Nüssen tragen sie in die hohen Bäume eine große Menge, daß sie solche, nach ihrem Erwachen nicht immer verzehren. Man findet daher bisweilen einen ganzen Himten voll in ihrem Winterlager. Von den Wieseln, Iltissen und Mardern werden sie verfolgt und getödtet. Sie leben paarweise. Die Begattungszeit ist im Frühling. Das Weibchen macht sich in einer Höhle ein Nest von weichem Moos und wirft darin 4 bis 5 ganz nackte Junge. Diese wachsen geschwind, werden aber nicht über 6 Jahr alt. Im Herbst kriechen sie in große hohle Bäume, oder in tiefe Löcher der Felsen, legen sich darin kugelrund zusammen und bringen den Winter in einer Erstarrung zu, daß sie wie todt aussehen. Wenn das Wetter warm wird: so leben sie wieder auf.

Ehemals hegte man die irrige Meinung, daß sie gerade sieben Monate schliefen. Man gab ihnen daher nach einer alten Fabel den Nahmen Siebenschläfer.

Man kann diese Thiere auch in der Stube unterhalten. Sie sind aber am Tage immer schläfrig. Ist die Stube immer warm: so erstarren sie darin auch im Winter nicht. Den alten Römern waren sie eins der größten Leckerbissen; denn sie werden im Herbste sehr fett. Auch noch jetzt werden sie in Italien gegessen. Ihre Felle sind gut. Sie werden aber, weil sie zu zart und dünne sind, zum Pelzwerk nicht gebraucht.

§. 113.

Der Haselschläfer, oder die kleine Haselmaus.

Dieses Thierchen ist weit dicker und auch etwas größer als die Hausmaus. Es hat einen breiten Kopf, und ein glattes Gesicht, das vorn zugespitzt ist. Die Augen sind lebhaft und stehen hervor. Der Körper eyförmig. Die Füße kurz, der Schwanz lang und am Ende ziemlich haarig. Die Farbe auf dem Leibe ist gelbbraun und fällt auf dem Kopfe und dem Rücken etwas ins Dunkle. Der Körper ist etwa 3 Zoll lang und der Schwanz nur ein wenig kleiner. Ihr Vaterland sind die warmen Länder von Europa. Sie halten sich in den Unterhölzern in hohlen Bäumen oder deren Wurzeln auf, und nähren sich von trockenen Früchten und besonders von Nüssen, die sie zusammen tragen, und sich davon in den hohlen Bäumen oder in deren Stämmen einen Vorrath sammeln. Sie leben einzeln

oder paarweise, und begatten sich im März. Das Weibchen ist 4 Wochen trächtig, und wirft 4 bis 5 Junge. Sie werden sehr fett und schmecken gut. Am Ende des Octobers schlafen sie gewöhnlich ein und wachen am Ende des Februars wieder auf. Uebrigens schlafen sie des Sommers am Tage und suchen nur des Nachts ihre Nahrung.

Die zweyte Ordnung von den Wasserſäugthieren.

§. 114.

Allgemeine Betrachtung über dieſe Thiere.

Die Naturgeſchichte dieſer Thiere iſt noch nicht ſo vollſtändig bearbeitet, als diejenige, die wir von den Säugthieren auf dem Lande haben. Den verſchiedenen Gattungen, die man davon kennet, hat man den allgemeinen Nahmen der Walfiſche gegeben. Ob ſie gleich im Waſſer leben, ſo ſind ſie doch von den Fiſchen weſentlich unterſchieden, denn ſie haben ein Herz mit zwey Kammern und zwey Vorkammern, auch rothes warmes Blut. Sie athmen nicht durch Kiefern; ſondern durch Lungen, und gebären lebendige Junge, die ſie mit Milch aus ihren Brüſten ernähren. Ihre Gehörwerkzeuge ſind inwendig ſo gebildet, wie bey den Landthieren, ob an ihnen gleich kein äußeres Ohr zu ſehen iſt. Die Luftröhren, wodurch ſie Athem holen, ſind auf ihrem Scheitel befindlich. Ihr Leib iſt mit einer glatten Haut ohne Haare bedeckt. Die Vorderfüße ſind ſehr kurz und ſehen den Floßfedern ähnlich; die hintern haben die Geſtalt eines wagerechten Schwanzes, das heißt:

er stehet nicht senkrecht wie bey den Fischen; sondern ist mit der breiten Seite gegen die Fläche des Wassers gerichtet. Ihr Körperbau stimmt also in den wesentlichen Stücken mit den Landthieren überein. Außerdem haben sie wahre Knochen, die sich auch in den so genannten Floßfedern und dem Schwanze befinden. Bey einigen trifft man außer den Brustfloßen auf dem Rücken ein Stück Fleisch an, das man die Rückenfloßfeder nennet. Ein eigentlicher Hals ist an ihnen nicht zu bemerken, wie solcher auch den meisten Wasserthieren fehlt. Sie sind zum Theil die größten Thiere des Erdbodens, und halten sich vorzüglich in dem Meere um den Nordpol auf. Sie nähren sich von Gewürmen und kleinen Fischen und werden davon sehr fett. Ihr Fett ist für den Menschen ein vortreffliches Product, weil es ihm den Thran liefert. Einige Thiere aus dieser Klasse geben auch das Fischbein und den Fischleim, den Walrath und den wohlriechenden Ambra. Von dieser Ordnung der Säugthiere kennt man vier Geschlechter, aus welchen wir das merkwürdigste anführen wollen.

Das Geschlecht der Walfische.

In der obern Kinnlade liegen statt der Zähne hornartige Blätter und auf dem Kopfe sitzen zwey Spritzröhren, wodurch sie Luft schöpfen. Von dieser Gattung sind fünf Arten bekannt.

§. 119.

Der gemeine Walfisch.

Unter den uns bekannten Thieren ist der Walfisch das größte. Er wird an die 100 Fuß lang, und in der Mitte ist er einige 40 Fuß dick. Seine Körpermasse wiegt fast 900 Zentner. Anjetzt findet man ihn zwar zwar nur selten von einer solchen Größe; dieß kommt aber daher, weil er so häufig weggefangen wird. Sein Kopf ist außerordentlich groß, daß er fast den dritten Theil seines Körpers ausmacht. Verhältnißmäßig hat auch die Wölbung seines Maules eine erstaunliche Größe. Mit einem Kahne kann man in dasselbe hinein fahren, und in seinem großen Rachen können sich wohl 8 Mann beschäftigen. In der obern Kinnlade befinden sich 700 hornartige Blätter, die quer über einander liegen. Sie haben eine Aehnlichkeit mit den Orgelpfeifen. Am Rande und an den Spitzen sind sie in eine Menge Zotten oder Borsten gespalten. Die Blätter

werden **Barten** genannt, und sind das so genannte Fischbein. Auf jeder Seite liegen 350 Stück von ungleicher Länge. Die mittelsten sind 18 bis 20 Fuß lang, die andern aber kürzer. In der untern Kinnlade sitzen statt der Barten zwey große Knochen. Die Kehle des Walfisches ist so enge, daß man in dieselbe nur den Arm stecken kann. Seine Augen sind von der Größe der Ochsenaugen, die Augenlieder beweglich, und mit Wimpern und Augenbraunen versehen. Die Zunge gleicht einem dicken Stücke Speck, und ist an die tausend Pfund schwer. Dieser Zunge wegen wird er von dem Schwertfische verfolgt, der ihm im Kampfe bisweilen den Bauch aufritzet und auf solche Art um das Leben bringet. Der Walfisch hat zwey gebogene Nasenlöcher, die mitten auf dem Kopfe liegen und durch welche er Athem hohlet. Sie sind etwa 1½ Fuß breit; aus denselben spritzet er das Wasser baumdick in die Höhe. Dieß verursacht in der Luft ein so starkes Brausen, das in einer ziemlich weiten Entfernung gehört werden kann, zumal wenn viele Walfische bey einander sind. Da ihre Gesellschaft bisweilen aus 100 Stücken bestehet: so kann man leicht denken, daß die aus ihren Spritzröhren empor steigenden Fontainen in der Luft ein angenehmes Schauspiel machen. An seiner Brust sitzen zwey Floßfedern, die an die 10 Fuß lang, und fast eben so breit sind. Sie machen eigentlich seine beyden Hände aus, wovon jede fünf gegliederte Finger hat. Die Hinterbeine sind in einen wagerechten Schwanz verwachsen. In demselben hat er

eine so außerordentliche Stärke, daß er damit ein Fahrzeug umwerfen und zerschlagen kann. Am häufigsten hält er sich in dem Eismeere, besonders in den Gegenden bey Grönland und Spitzbergen auf, und ernährt sich, weil sein Schlund enge ist, von kleinen Fischen und Insekten, nämlich von Medusen, einem gallertartigen Seegewürm, Krebsen, Sardellen, Heringen u. d. gl. wovon er jedoch nur einen Hering nach dem andern verschlinget. Zur Zeit der Begattung sollen Männchen und Weibchen sich im Wasser gerade aufrichten und sich umfassen. Wie lange das Weibchen trächtig ist, weiß man nicht mit Gewißheit. Wahrscheinlich ist solches eine Zeit von 1½ Jahren. Es gebiert Ein Junges und säuget solches an zwey Brüsten. Das Junge ist etwa 15 Fuß lang, wenn es auf die Welt kommt.

Die Walfische geben uns nicht nur Thran; sondern auch Fischbein. Um dieses großen Nutzens willen gehen jährlich viele Schiffe zum Walfischfang nach Grönland und der Straße Davis (der Meerenge zwischen Nordamerika und Grönland, die John Davis entdeckt hat). Im May und Junius sind diese Thiere daselbst häufig beysammen und lassen sich am besten fangen. Die den Walfisch tödten wollen, müssen sich ihm in einem Boote bis an 12 Fuß nähern. In dieser Entfernung werfen sie ihm die Harpune in den Leib. Diese ist ein Pfeil oder ein Wurfspieß mit zwey starken Widerhaken und ist an einem hölzernen Stiele befestiget. Sobald der Walfisch die Wunde fühlt, sinkt er im Wasser nieder. Als-

dann müssen die Fischer den Strick, woran die Harpune befestiget ist, und der gewöhnlich im Boote auf einer Rolle sitzet geschwind nachlaufen lassen, damit das Boot nicht umgerissen wird. Der Walfisch kommt bald wieder in die Höhe um Luft zu schöpfen: dann wirft man aufs neue auf ihn so viele Harpunen, daß er sich ganz verblutet. So bald er todt ist, steigen auf ihn wohl 30 Personen und schneiden den Speck aus. Dieser sitzet, wie bey dem Schweine, zwischen der Haut und dem magern Fleische und ist bisweilen $\frac{3}{4}$ Ellen dick. Er wird darauf in Tonnen gepackt, um daraus Thran zu sieden. Ein großer Walfisch giebt wohl an 100 Tonnen Thran, die Zunge allein an die 15 Tonnen. Man hat weißen und braunen Thran. Jener ist der beste. Er fließt theils von selbst aus dem Specke, theils erhält man ihn aus demselben durch ein gelindes Pressen. Der weiße Thran wird besonders zur Bereitung des Lebers gebraucht. Der braune wird ausgekocht und zum Verbrennen auf den Lampen genutzt. Es giebt daher in den Seestädten, in welchen die Schiffe zum Walfischfang ausgerüstet werden, auch Thransiedereyen oder solche Anstalten, darin aus dem Walfischspecke Thran gesotten wird. Der dicke Bodensatz davon heißt Prute und wird zur Schmierseife gebraucht. Die ausgekochten Grieben werden eingepackt und zum Leimsieden verkauft.

Außer dem Thran erhält man auch von dem Walfische das Fischbein. Dieß sind die 700 Barten, die

in seinem großen Rachen liegen, und die sogleich ausgeschnitten werden, so bald er getödtet ist. Von einem großen Walfische bekommt man wohl an die 800 bis 1000 Pfund Fischbein. In den Thransiedereyen werden die Barten gereiniget und in Stäbe gespalten. Die Tagelöhner, welche dergleichen Arbeiten verrichten, heißen Fischbeinreisser. Es giebt in den Seestädten, wie auch in Berlin, eigene Fischbeinreissereyen. Das Fischbein ist ein nützliches Product. Man verfertiget davon die Englischen Reitgerten und Stöcke und überflechtet sie mit Darmsaiten. Sie werden aber öfters mit Rohr verfälschet. Die Schneider bedienen sich des Fischbeins um die Kleider damit steif zu machen. Das weiße Fischbein ist von diesem ganz unterschieden und kommt nicht vom Walfische.

Der Koth der Walfische riecht fast wie Ambra. Man kann damit Linnenzeug roth färben; nur soll die Farbe von keiner Dauer seyn. Von ihrem magern Fleische machen die Schiffer keinen Gebrauch. Sie lassen solches als Aas liegen, und es dient den Eisbären, Seehunden, Raubvögeln und andern Fischen zur Nahrung. Die Bewohner der Nordländer essen solches. Sie machen auch aus der Haut, die über einen Zoll dick ist, zu ihrem Gebrauche Schuhe und Stiefeln. Aus den Därmen verfertigen sie ihre Hemden und die Sehnen nutzen sie zu Fäden, zum Nähen und Stricken.

Das Narwalgeschlecht.

Das Kennzeichen der Thiere von dieser Gattung sind zwey sehr lange Zähne, die aus dem Maule derselben hervorstehen und gerade spiralförmig gedrehet sind. Bis jetzt kennet man von diesem Geschlechte nur eine Art.

§. 116.

Der Narwal.

Er hat in der obern Kinnlade zwey weit hervorstehende Zähne, die spiralförmig gefurcht und an die 12 bis 18 Fuß lang sind. Sie werden allmählich dünner und endigen sich in eine Spitze. Von außen sind sie gelblich und inwendig ganz weiß. Sie werden dem Elfenbeine gleich geschätzt, und sind unter dem Nahmen Einhorn in den Apotheken bekannt. Gewöhnlich fehlt dem Narwal ein Zahn, der entweder im Streit oder durch einen andern Zufall abgebrochen wird. Die Alten gaben ihm daher den seiner Natur widersprechenden Nahmen Einhorn, und der Aberglaube eignete diesem

Horne, oder eigentlich Zahne, viele wunderbare Kräfte zu. Daher kam es auch, daß es in den vorigen Zeiten mit einigen hundert bis tausend Thalern bezahlt wurde. Denn es war damals zugleich sehr rar, weil der Narwal wegen seines schnellen Schwimmens schwer zu fangen ist. Anjetzt, da die Menschen die Fesseln des Aberglaubens größten Theils abgeschüttelt haben, wird ein solcher Zahn nur mit 20 bis 30 Thalern bezahlt, und wie das Elfenbein zu allerley Kunstsachen verarbeitet. Die Länge des Thieres ist verschieden. Man findet sie von 20 bis 60 Fuß. Uebrigens hat es kleine Augen und eine weiße Haut. Unter derselben und dem magern Fleische sitzt starker Speck. Dieser giebt zwar wenig Thran; aber er ist besser als der von dem gemeinen Walfische.

Das Kachelottgeschlecht.

Die Thiere desselben unterscheiden sich von andern dadurch, daß sie in der untern Kinnlade spitzige Zähne und auf dem Kopfe eine einfache Spritzröhre haben.

§. 117.

Der Pottfisch.

Der Körper dieses Thieres erreicht eine Länge von 60 Fuß und sein Umfang beträgt 36 Fuß. Die Luftröhre öffnet sich in seinem Nacken. Auf dem Rücken hat er keine Floßfedern. In der untern Kinnlade sitzen 46 Zähne, die zwey bis drey Zoll lang aus dem Zahnfleische hervorstehen und in zwey Reihen liegen. Die obere Kinnlade hat Löcher, in welche die Zähne der untern passen. Sein Kopf ist außerordentlich groß, unförmlich und dick. Er macht beynahe die Hälfte seines Körpers aus. Das Thier ist daher einem sehr großen Topfe oder einer sehr großen Tonne mit einem Schwanze ähnlich. Aus dieser Ursache hat man ihm ohne Zweifel den Namen Pottfisch gegeben. Die Zunge ist so dick wie ein Bierfaß; aber die Augen sind klein. Dieses Thier ist besonders deßwegen merkwürdig, weil es in seinem großen Gehirnkasten 18 Abtheilungen hat, in welchen sich ein milchweißes Oehl befindet. Wenn man

diese flüssige Materie heraus nimmt: so wird sie an der Luft hart und gleicht einem halb durchsichtigen Talge. Dieses Talg ist der bekannte Walrath, der in den Apotheken verkauft wird. Das Pfund davon kostet 16 Gr. Diese in den Kanälen des Kopfes des Pottfisches in großer Menge enthaltene Materie ist, wie wir bereits bemerkt haben, milchweiß, und so flüssig als Oehl. So bald sie herausgenommen wird, erhärtet sie in Gestalt der Schneeflocken. Auf diese Art siehet man den Walrath auf dem Meere schwimmen. Dieser kann dahin gekommen seyn, wenn das Gehirn des Pottfisches, das nicht durch Knochen, sondern bloß durch eine dicke und starke Haut bedeckt ist, von dem Schwert- Säge- oder Einhornfische verletzt wird. Man findet den Walrath auch bey dem Thrane dieses Thieres und bey andern Walfischen, die den nördlichen Ocean und besonders zwischen Norwegen und Amerika bewohnen. Da er aber sehr unrein, auch von gelber Farbe ist und nach Thran riechet: so muß er auf verschiedene Weise gereiniget werden. Einige lassen ihn mit Süßholzpulver vermischen, und gebrauchen solches gegen den Husten. Allein es ist als ein gutes Mittel gegen denselben nicht anzupreisen. Die Wundärzte gebrauchen den Walrath zu Salben. Es können auch von ihm Lichte gezogen werden, die weit besser als die vom Wachse sind. Von einem großen Pottfische erhält man 20 Tonnen Walrath und etliche 20 bis 30 Tonnen Thran. In seinem Unterleibe in besondern Beuteln, die mit der Ruthe und den Nieren zusammen

hangen, ist der wohlriechende Ambra enthalten. Der Ambra kommt aus Asien. Am besten findet man ihn auf der Küste von Madagaskar und Sumatra. Er schwimmt entweder auf dem Meere, oder wird an das Ufer geworfen, oder an den Felsen hängend gefunden. Man erhält ihn in Stücken von verschiedener Größe. Diese sind von außen mit einer schwarzen Haut bedeckt, innerhalb aber grau mit Flecken und Streifen gezeichnet. Dieser wird der graue Ambra genannt, zum Unterschiede von dem schwarzen, der allezeit durch die Kunst nachgemacht ist. Ein guter Ambra muß die Eigenschaften haben, daß er, wenn er auf ein glühendes Blech gelegt wird, mit einem starken Dampfe in die Höhe steigt und nur sehr wenig reine Asche zurück läßt. Da man den Ambra bisweilen in der Gestalt der Zellen eines Wespennestes gefunden, und derselbe auch von dem Pottfische erhalten wird: so haben einige ihn für eine Art von Wachs gehalten, welches eine gewisse Art Indianischer Bienen bereiten, andere aber für einen abgesonderten Saft des gedachten Fisches ausgegeben. Seine Arzneykräfte sind nervenstärkend. Da er aber vielen zuwider ist: so wird er anjetzt eben nicht mehr in der Arzney, und nicht weniger zum parfümiren gebraucht.

§. 118.

Der Mastfisch.

Dieser zeichnet sich vor andern dadurch aus, daß er auf dem Rücken eine Floßfeder hat, die wie ein Mast-

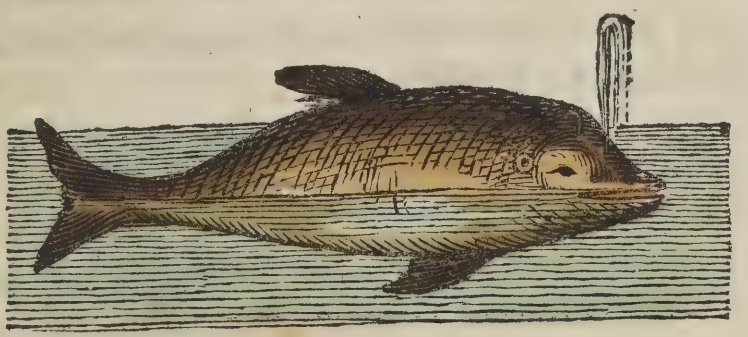
baum in die Höhe steht. Das Thier soll eine Länge von 100 Fuß erreichen.

Das Geschlecht der Delphine.

Die Thiere dieser Gattung haben das Unterscheidungszeichen, daß in ihren beiden Kinnladen spitzige Zähne sitzen und daß sie nur eine einzelne Spritzröhre haben.

§. 119.

Das Meerschwein.



Es hat in jeder Kinnlade 46 Zähne. Sein Körper ist kegelförmig. Der Rücken breit, der Rüssel etwas stumpf und fast wie ein Gänseschnabel gestaltet. Die Länge dieses Thiers beträgt acht Fuß. Sein Fleisch ist eßbar.

§. 120.

Der Nordkaper.

Er erreicht eine Länge von 25 Fuß, hat einen in die Höhe gekehrten Rüssel und 40 stumpfe Zähne. Auf seinem Rücken ist ein spitziger Stachel befindlich, der oft sechs Fuß lang wird. Er fällt damit andre Walfische, Robben und Schollen an, tödtet und frißt sie. Mit seinem Schwanze treibt er ganze Schaaren von Heringen zusammen und verschlingt sie tonnenweise. Er hält sich gewöhnlich an der äußersten Spitze von Norwegen oder dem Nordkap auf. Der Speck von ihm giebt bessern Thran als der von dem gemeinen oder dem Grönländischen Walfische.

Die dritte Ordnung von den Säugthieren, die im Wasser und auf dem Lande leben.

Das Geschlecht der Wallrosse.

Die Kennzeichen dieses Geschlechts sind einzelne Eckzähne in der obern Kinnlade und vier Backenzähne auf jeder Seite oben und unten. Die Vorderzähne fehlen. Die hierher gehörigen Thiere haben einen kurzen glatten Kopf und gespaltene Lippen; aber keine äußerliche Ohren. Ihr Körper ist lang und walfischartig. Um die Schultern ist er am dicksten und nach dem Schwanze zu wird er immer dünner. Ihre Arme liegen innerhalb der Haut, und die Zehen sind durch eine starke Schwimmhaut mit einander verbunden. Ihr Aufenthalt ist im Wasser. Da sie aber auch auf das Land gehen: so erhalten sie ihren Platz in dieser Ordnung von Säugthieren.

§. 121.

Das gemeine Wallroß.

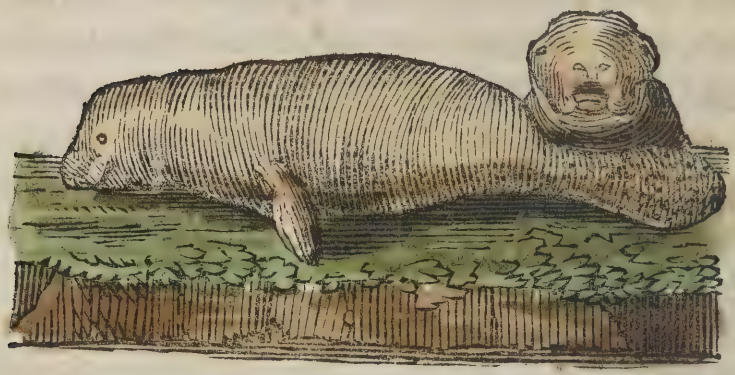
Die Vorderzähne fehlen diesem Thiere ganz. Die einzelnen Eckzähne in der obern Kinnlade sind unterwärts gebogen, über zwey Fuß lang und stehen aus dem Maule hervor. Der Kopf ist ziemlich rund. Das Maul klein. An der Ober- und Unterlippe sitzt eine Menge Bartborsten, die einzeln, wie ein Strohhalm dicke sind. Gleich dem Walfische bläset es aus seinen Nasenlöchern das Wasser in die Höhe; nur geschiehet es nicht mit solchem Getöse. Der Hals ist dick. Die Vorder- und Hinterfüße sind unförmlich. An denselben sitzen fünf Zehen mit kurzen Nägeln. Die Zehen sind durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden. Die Hinterfüße sind hinten hinaus gestreckt, und in einen Schwanz verwachsen.

Das Wallroß hält sich im Eismeere um den Nordpol an den Küsten schaarenweise auf und nährt sich von

Seegewächsen und Muscheln. Es gehet auf das Land, schläft auf dem Eise und auch in der See. Die Länge eines Grönländischen beträgt 18 Fuß und die Dicke 6 bis 9 Fuß. Auf dem Lande gehen diese Thiere langsam; doch können sie auch ihren Gang mit den aus dem Maule lang hervorstehenden Zähnen beschleunigen. Denn sie helfen sich damit fort, wenn sie an ein Ufer oder an eine Eisscholle hinauf steigen wollen, indem sie damit in die Erde oder in das Eis hauen, und alsdann den hintern Theil ihres Körpers nachziehen. Die langen Zähne dienen ihnen auch zu Waffen, womit sie sich auf dem Lande gegen den weißen Bär und im Wasser gegen den Schwertfisch und andere Raubthiere vertheidigen. In dem Kampfe mit ihren Feinden stehen sie sich einander bey. Ihre Stimme hat eine Aehnlichkeit mit dem Brüllen eines Ochsen. Merkwürdig ist es auch, daß sie im Schlafe schnarchen. Wegen des Specks und der Zähne werden die Wallrosse getödtet. Von den Zähnen erhält man ein Elfenbein, welches an Weiße und Feinheit einen Vorzug vor dem Elfenbeine des Elephanten hat. Es wird daraus allerley Drechsler- und Bildhauerarbeit verfertiget, welches noch an Weiße jenes übertrifft, und dem Gelbwerden so sehr nicht unterworfen ist. In Frankreich hat man versucht, aus ihren Häuten Kutschriemen zu verfertigen. Die Haut eines Grönländischen Wallrosses wiegt 400 Pfund und darüber.

§. 122.

Der Manati oder die Seekuh.



Der Kopf dieses Thieres ist von mittelmäßiger Größe und kegelförmig. Die Augen sind rund und äußerst klein. In der obern und untern Kinnlade sind keine andere als Backenzähne. Die Lippen sind fleischig, dick und mit starken Bartborsten besetzt. Die äußern Ohren fehlen ganz und gar. Der Hals und die Schultern sind unmerklich. Der Leib ist rund und hat die Gestalt einer Tonne. Der Manati nähert sich in vielen Stücken seiner Bildung dem Walfische. Die Vorderfüße sehen wie Flossen aus, und sind ganz mit der Haut umgeben. Sie sind eine Art Hand, die aus vier Fingern bestehet, die man aber nur an den daran befindlichen rothbraunen und glänzenden Nägeln bemerken kann. Die Hinterfüße sind in einen wagerechten Schwanz verwachsen, der die Gestalt einer Kohlenschaufel hat. Sein Aufenthalt ist an den Küsten und Flüssen der wärmsten Gegenden nach Norden und Süden. Er gehet nicht aufs Land; auch

nicht in die hohe See; sondern gern in die Mündungen der Flüsse, in welchen süßes Wasser ist. Jedoch kann er auf dem Lande auch leben. Die Nahrung desselben sind vorzüglich Seegräser. Wenn er sich satt gefressen hat: so schläft er ein, und hält im Schlafe die Schnauze über dem Wasser empor. Seine Stimme ist dem Brüllen des Rindviehes ähnlich. Die Haut ist schwarzgrau; auf dem Rücken dicker als am Bauche, und mit grauen borstenartigen Haaren dünne besetzt. Das Männchen paart sich nur mit einem Weibchen und liebt es sehr. Dieses wirft ein bis zwey Junge, die es an zwey eyerförmigen Brüsten säuget, die unter den Armen sitzen. Die Größe dieser Thiere ist verschieden. Die an den Afrikanischen Küsten sich aufhalten, sind acht Fuß lang; die andern aber in dem Meere zwischen Afrika und Asien haben eine Länge von 23 Fuß. Das Gewicht von einem Manati der größern Art beträgt an die 800 bis 1000 Pfund. Sein Fleisch ist wohlschmeckend und hat eine Aehnlichkeit mit dem Kalb- und Schweinefleische. Man pflegt es gebraten, auch eingesalzen und geräuchert zu essen. Der Speck von ihm ist weiß und zwey bis drey Finger dick. Besonders wird der Schwanz eines jungen Manati für ein Leckerbissen gehalten. Auch das Milchkalb ist eine angenehme Speise. Aus der Haut werden Riemen zu Takelwerk, Spießruthen u. d. gl. gemacht.

Das Robbengeschlecht.

Die Robben haben in der obern Kinnlade sechs und in der untern vier spitzige Vorderzähne von ungleicher Größe. Die einzelnen Seitenzähne an jeder Seite oben und unten sind ungefähr noch einmal so lang als jene. Backenzähne sitzen auf jeder Seite gewöhnlich fünfe und sind in drey Zacken getheilt. Hierdurch unterscheiden sich die Robben am deutlichsten von dem Geschlechte der Wallrosse, dem sie sonst in Ansehung ihres Aufenthalts, und der ihrer Lebensart angemessenen Bildung sehr ähnlich sind. Der Kopf ist einem Hundskopfe ziemlich gleich; nur sind an demselben die Ohren äußerst klein, oder fehlen ganz und gar. Den Gehörgang können sie mit einer dreyeckigen Klappe verschließen und die Nasenlöcher zusammen ziehen, welches sie alsdann thun, wenn sie sich unter dem Wasser befinden. Die Augen sind groß. An den Lippen sind starke Barthaare. Die Haut ist zähe und haarig. Die Haare liegen an derselben platt und fest an, und sind so fett, als wenn sie mit Oehl bestrichen wären. Die vier Beine sind unter der Haut verborgen. Die Vorderfüße sind kurz, unterwärts gekehrt und zum Rudern eingerichtet. Die hintern sind länger und stehen an den beiden Seiten des kurzen Schwanzes gerade hinaus. Sie dienen dem Thiere zum Steuern. Jeder Fuß hat fünf Zehen, die mit langen spitzigen Klauen versehen und durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden sind. Beym Schwimmen wird sie von ihnen gleich einem Fächer ausgebreitet. Die Klauen nutzen

ihnen zum Klettern auf das Eis und auf die Klippen. Ihr Gang auf dem Lande ist lahm. Auf den Hinterfüßen können sie sich nicht stützen. Sie schleppen sich aber doch mit den vordern auf dem Bauche ziemlich geschwind fort, und thun mittelst der Hinterfüße so große Sprünge, daß man sie nicht leicht einhohlen kann. Unter dem Wasser können sie nicht länger als eine Viertelstunde aushalten. Bleiben sie länger darunter: so müssen sie die Nase heraus stecken, um Athem zu schöpfen.

Sie nähren sich von Fischen, und in Ermangelung derselben von Seegewächsen. Daher entfernen sie sich auch nicht weit vom Lande; sondern bleiben an den Küsten und halten sich häufig in den fischreichen Buchten und den Mündungen der Flüsse auf. Sie steigen oft auf die Klippen am Lande und gehen auf das Eis, um sich an der Sonne zu wärmen und daselbst zu schlafen. Ihr Schlaf ist fest und sie pflegen darin stark zu schnarchen. Sie haben eine große Neubegierde und gehen daher gern nach dem Lichte und dem Feuer. Auch sind sie muthig und beherzt, und setzen sich gegen die Menschen oft zur Wehre. Auf der Flucht spritzen sie ihren Feinden einen gelben stinkenden Unflath entgegen. Der Laut der Alten gleicht dem Bellen eines heisern Hundes, und der Jungen dem Geschrey der Katzen. Die Männchen leben in der Vielweiberey und haben allezeit zwey oder mehrere Weibchen bey sich, die sie beschützen. Sie streiten sich daher oft um dieselben auf eine fürchterliche Art. Die

Begattung geschiehet auf dem Sande. Das Weibchen gebiert auf dem Eise, Sande oder einer Klippe Ein, seltener zwey Junge.

Das Fleisch der Robben ist eßbar, saftig, fett, und gleicht am Geschmacke dem wilden Schweine. Der Speck ist zwey Finger, auch wohl eine Hand breit dick. Das Fleisch ist die vornehmste Speise der Grönländer und anderer Völker, welche gegen Norden wohnen. Der Speck giebt Thran und macht mit den Fellen einen nicht unbedeutenden Handelsartikel aus. Mit ihren Fellen werden die Koffer beschlagen, und man nutzt sie auch noch sonst auf mancherley Art. In Hamburg und Altona kann man etliche hundert dergleichen Felle sehen, die in Rahmen ausgespannt sind um an der Luft trocken zu werden. Die Robben selbst tödtet man mit Harpunen, oder fängt sie in Gruben, Fallen und Netzen. Wenn sie gefangen werden, vergießen sie häufige Thränen. Sie halten sich fast in allen Meeren auf, dasjenige ausgenommen, welches an Ostindien und einige Gegenden von Amerika grenzet. Von diesem Geschlechte kennt man neun Arten.

§. 123.

Der gemeine Seehund.

Der Kopf des Seehundes ist dick und platt. Die äußern Ohren fehlen gänzlich. Der Leib wird vorwärts und hinten zu schmaler. Die Farbe ist dunkelbraun und weißlich gesprengt. Auf dem Rücken ist sie brauner und am Bauche weißlicher. Mit dem Alter werden die braunen Flecke größer, daß sie eine Aehnlichkeit mit den Tigerfellen haben. Die Füße sind oben und unten haarig. Die Hinterfüße kommen den Floßfedern nahe. An denselben sind die äußern Finger länger als die mittlern. Man trifft diese Thiere besonders in den nordischen Gewässern an, um Spitzbergen, Grönland u. s. w. Sie werden an die 6 Fuß lang. Ihr Schlaf ist fest. Wenn sie aufwachen, sehen sie sich mit aufgerichtetem Halse um. Ihre Begattung ist nicht an eine gewisse Zeit gebunden. Inzwischen gebären die Weibchen doch meisten Theils im Winter und zu Anfange des Frühlings. Sie werfen

auf einmal ein Junges, welches sie ungefähr 14 Tage lang sitzend oder in der See stehend an zwey Eutern säugen, deren Säugwarzen sie willkührlich einziehen und ausstrecken können.

Das Fleisch der Seehunde dient den Einwohnern der nördlichen Gegenden vorzüglich zur Nahrung. Das von den Jungen soll keinen unangenehmen Geschmack haben. Der Speck wird von ihnen zum Fetten der Speisen gebraucht, und wie Schweineschmalz gegessen. Außer dem Fleische und Specke nützen jene Völker die Sehnen dieser Thiere zum Nähen. Aus den Gedärmen machen sie ihre Fenster und Hemden. Den Magen gebrauchen sie zum Schlauche, um darin den Thran aufzubewahren. Aus den Knochen verfertigen sie allerley Jagdgeräthe. Mit den Fellen bekleiden sie sich. Auch machen sie daraus Riemen, womit sie ihre großen und kleinen Boote überziehen.

Die Walfischfahrer stellen den Seehunden sowohl wegen des Specks als auch der Felle nach. Aus dem Speck wird häufig Thran ausgelassen. Ein einziger Seehund, wenn er sehr fett ist, giebt 50 bis 60 Pfund. Im Sommer aber nur die Hälfte. Die Felle werden mit den Haaren gahr gemacht. Sie dienen zu Ueberzügen der Koffer und Reisetaschen. Es kann auch davon ein Saffian bereitet werden, der zu Schuhen und Stiefeln tauglich ist.

§. 124.

Der Seebär.

Der Kopf hat eine Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Landbären, nur ist er dicker und runder. Die Augen stehen stark hervor. Die äußern Ohren sind sehr klein und spitzig. Das Maul ist länglich und der Hals dick. Von den Lenden bis an den Hintern wird der Seebär merklich dünner. Der Schwanz ist kurz und hängt zwischen den Hinterbeinen. Die Vorderfüße haben eine kahle schwarze Haut, die hintern sind viel länger und bis an die Zehen behaart. Das Haar ist viermal länger als an den Seehunden. Es ist zottig und sieht bey dem Männchen schwarz und bey dem Weibchen grau aus.

Der Seebär hat seinen Aufenthalt in dem nordlichen Theile des stillen Meers, und ist ein Zugthier. Im Frühlinge schwimmt er bey Kamtschatka vorbey nach

Norden über den 56sten Grad der Breite hinauf; im Herbste hingegen gehet er wieder nach Süden unter dem 50sten Grad der Breite hinab. Das Männchen hat viele Weibchen, deren Anzahl sich wohl auf 50 erstreckt. Die Männer führen wegen der Weiber mit einander einen sehr blutigen Streit, dem diese zusehen. Sie folgen dem Sieger: den sie nun für ihren Gatten halten. Dieser setzt sich auf einen Stein in einer erhabenen Stellung. Die Weiber versammeln sich um ihn, und kein anderer darf sich ihnen nähern. Das Weibchen ist ungefähr 9 Monate trächtig und gebiert auf dem festen Lande ein Junges; seltener zwey. Dieses wird von der Mutter zwey Monate lang gesäuget, und von ihr und dem Vater sehr geliebt. Das Männchen streitet für die Jungen sehr herzhaft, wenn man ihm solche rauben will. Ob gleich der Seebär zu dem Weibchen eine große Liebe hat: so wird er doch auf dasselbe sehr zornig, und behandelt es mit der größten Strenge, wenn es sich ein Junges hat nehmen lassen, da es doch solches bey der entstandenen Gefahr im Maule hätte fortragen können. Er faßt nach dem erlittenen Verluste das Weibchen mit den Zähnen und stößt es einige Mal an eine Klippe, daß es davon ganz ohnmächtig wird. Hat es sich in etwas erhohlt: so kehrt es in der demüthigsten Stellung zu seinem erzürnten Herrn zurück, kriecht ihm zu Fuße, liebkoset ihn auf das zärtlichste und vergießt dabey häufige Thränen. Der Gebieter gehet dabey hin und her, knirscht mit den Zähnen, verkehrt die Augen und wirft

den Kopf von einer Seite zu der andern. Siehet er aber, daß sein Junges nicht wieder kommt: so fängt er, wie das Weibchen, so heftig an zu weinen, daß die Thränen tropfenweise von seinen Backen herunter fallen, und die ganze Brust davon benetzet wird.

Man erlegt diese Thiere gewöhnlich mit der Harpune. Mit Schlägen sind sie nicht zu tödten. Es ist daher gefährlich mit ihnen zu kämpfen. Wenn ihnen auch gleich ein großer Theil von dem Gehirne weggeschlagen wird: so wehren sie sich dessen unerachtet noch immer auf das heftigste. Das Männchen ist 9 Fuß lang, das Weibchen aber viel kleiner. Ihr Fett ist 4 Zoll dick und sehr weiß. Es muß ausgebraten werden, weil es nicht so flüssig ist als der Seehunde ihres. Das Fett und Fleisch der alten Seebären ist ekelhaft und verursacht Erbrechen. Man sagt aber, daß der Weibchen ihres fast wie Lammfleisch, und das Fleisch eines gebratenen Jungen fast wie Spanferkel schmecken solle. Die Felle gebraucht man, wie die Seehunde-Felle. In Rußland wird das Stück mit 2 bis 5 Rubel bezahlt. Die Kamtschadalen besohlen damit ihre großen hölzernen Schneeschuhe und die Sibirischen Bauern verbrämen damit ihre Pelzröcke. Die Felle der aus der Mutter geschnittenen Jungen werden sehr geschätzt und unter die Kleider gefüttert.

§. 125.
Der glatte Seelöwe.

Das Männchen hat auf der Nase eine Haut, die es wie in einen Kamm aufblasen kann. Sie hängt öfters über die gespaltene Oberlippe bis 6 Zoll herunter und bildet eine Art von Rüssel. Das Weibchen ist damit nicht versehen. Die Haut des glatten Seelöwen ist mit kurzen Haaren von hellbrauner Farbe bewachsen. Er hält sich in den Gewässern des südlichen Amerika auf. Seine Länge beträgt 15 bis 20 Fuß. Im Winter und zwar gegen das Ende des Junius, kommen diese Thiere auf die Insel Juan Fernandez. Die Weibchen bringen daselbst am Lande nicht weit vom Meere auf einmal zwey Junge zur Welt. Dort bleiben sie bis in den September auf einer Stelle. Denn sie sind träge, und stehen von ihren Lagern nicht auf, wenn man auch

gleich neben ihnen ein Stück todt schießet. Durch Schläge auf den Kopf können sie ebenfalls nicht leicht getödtet werden.

Ihre Nahrung sind Gras, Fische und andere Thiere. Die Stimme des Seelöwen ist mannigfaltig. Er kann wie ein Löwe brüllen, wie ein Ochse brummen und wie ein Schwein grunzen. Die Jungen blöken wie die Kälber oder Lämmer. Die Weibchen haben zu ihren Jungen eine sehr große Liebe. Diese Thiere haben viel Fett, welches uns einen guten Thran giebt. Er wird am Feuer oder an der Sonne ausgelassen, und kann frisch gegessen werden. Das Fleisch ist grob. Die Häute dienen zu Ueberzügen der Reisesäcke und Koffer. Wenn sie gegärbt werden: so nutzen sie zu Schuhmacherarbeit.

§. 126.

Der zottige Seelöwe.

Dieses Thier unterscheidet sich von dem vorigen durch eine krause Mähne, welche das Männchen im Nacken und am Halse hat. Dem Weibchen fehlt sie. Der Kopf ist verhältnißmäßig größer als der an dem Seebären. Die Nase mehr gestreckt und etwas aufwärts gebogen. Die Zähne viermal so lang und breit. Die Ohren sind kurz und stehen in die Höhe. Die Farbe der Haare ist roth. Die Länge dieser Thiere beträgt 25 Fuß. Sie halten sich, wie die Seebären, in dem nordlichen Theile des stillen Meeres auf; man findet sie aber auch im südlichen Meere. Das Männchen hat zwey, drey bis vier Weiber. Jedes von ihnen wirft im Anfange des Julius ein einziges Junges auf dem festen Lande und nährt es daselbst mit der Milch aus seinen Brüsten. Ihre Begattungszeit ist im August und September. Sie sind also wahrscheinlich über 9 Monate trächtig. Die Männchen behandeln ihre Weibchen nicht so hart, wie die Seebären die ihrigen; sondern lieben sie sehr, und lassen sich auch gern von ihnen liebkosen.

Ihre Nahrung bestehet in Fischen und Seehunden. Das Fett und Fleisch essen die Kamtschadalen gern. Es soll angenehm und süß schmecken. Aus der Haut verfertigen sie Schuhe und Stiefeln. Die Gedärme dienen den Einwohnern hinter Kamtschatka zu Oberkleidern. Andere wilden Völker nähen auch mit den Sehnen von diesen Thieren.

Das Ottergeschlecht.

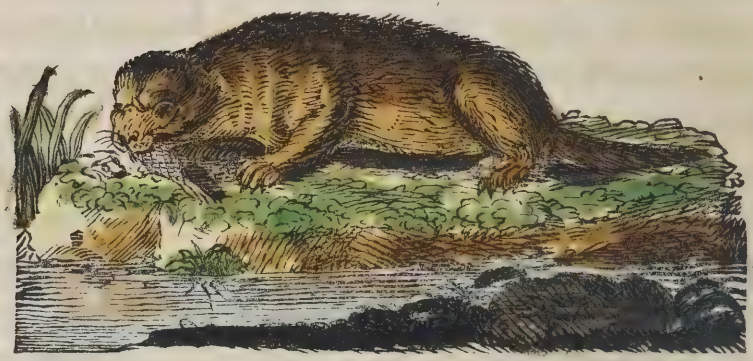
Die hieher gehörigen Thiere haben, wie die Stinkthiere und Marder, in jeder Kinnlade sechs Vorderzähne und auf jeder Seite unten und oben einen Eckzahn. Fünf spitzige zackige Backenzähne sitzen in der untern und obern Kinnlade auf jeder Seite. An den Vorder- und Hinterfüßen haben sie fünf Zehen, die durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden sind. Der Kopf ist dick und platt. Die Schnauze breit und stumpf. Die Ohren sind kurz und rundlich. Auf der Zunge befinden sich weiche Stacheln. Der Leib ist lang. Vorn und hinten gleich dick. Die Beine kurz. Die Weibchen haben auf dem Bauche zwey und auch vier Zitzen, und werfen eins, auch wohl mehrere Junge. Unter ihrem Geschlechtsgliede findet sich auch eine Falte, die eine Art von Sack macht, und die an dem Männchen nicht befindlich ist.

Das Haar der Ottern ist kurz und glatt und hat einen vortrefflichen Glanz. Sie halten sich meisten Theils am Wasser auf: können gut schwimmen und unter demselben eine kurze Zeit verweilen. Ihre Nahrung sind hauptsächlich Fische. Daher sie auch den Fischteichen großen Schaden thun. In Hinsicht auf den Bau des Gebisses haben sie mit den Stinkthieren und Mardern eine große Aehnlichkeit. Allein durch die Schwimmfüße, ihre Nahrung, Lebensart, Gestalt, und besonders durch die bey dem Weibchen befindlichen Falten,

werden sie von diesen hinlänglich unterschieden. Von dieser Gattung giebt es vier Arten.

§. 127.

Der gemeine Fischotter.



Sein Kopf ist breit und platt. Die Nase stumpf und breit. Die Schnauze kurz, die Lippen dick, die Augen klein, die Ohren ganz kurz und eyerrund. Der Hals kurz. Der Leib länglich und dick. Der Schwanz halb so lang als der Leib. Die Beine sind sehr kurz und die Vorderfüße unbehaart. Die Haare auf dem Rücken hellcastanienbraun; auf der Brust und dem Bauche aber bräunlichweiß, und vorzüglich glatt und glänzend. Diese Thiere haben sich durch ganz Europa, das nordliche Asien und Amerika verbreitet, und halten sich an Bächen, Flüssen, Teichen und Seen der süßen Wasser auf, an deren Ufern sie verborgene Baue haben, die sie von Zeit zu Zeit besuchen. Die Größe eines Europäischen Fischotters beträgt eine Elle. Die Schottländischen

und Amerikanischen sind größer und erreichen eine Höhe von drey Fuß. Er nährt sich vorzüglich von Fischen. Jedoch frißt er auch Frösche, Wassermäuse, Krebse und kleine Vögel; und wenn er dergleichen nicht haben kann: so nimmt er seine Zuflucht zu Gewächsen, zum Grase und zu den Baumrinden. Für die Fischteiche ist er ein gefährliches Raubthier. Er beißt mehr Fische todt als er fressen kann. Von den größern läßt er den Kopf und Rückgrat liegen; die kleinen aber verzehrt er ganz. Er fängt sie nicht von der Oberfläche des Wassers; sondern unter demselben. Denn er ist geschickt unter dem Wasser von einem Orte zum andern zu gehen. Nur kann er darin nicht sehr lange aushalten, weil er sonst ersticken würde. Er kommt daher manchmal in die Höhe und steckt die Nase aus dem Wasser heraus, um frische Luft zu schöpfen. Einen gefangenen Fisch trägt er jederzeit an das Land oder in seine Höhle. Diese ist auch sehr unrein, und stinkt von verfaulten Fischen. Des Nachts raubt er am liebsten; am Tage hält er sich in seiner Wohnung auf, oder setzt sich auf alte am Wasser befindliche Stämme und Steine in die Sonne. Er ist sehr schlau, und nimmt seinen Sitz gegen den Wind, um es gleich zu wittern, wenn ihm nachgestellt werde, und sich sofort zur Sicherheit ins Wasser begeben zu können.

Die Begattungszeit fällt auf den Februar. Man kann sie alsdann des Nachts einander pfeifen hören, wie ein Mensch den andern pfeifet. Das Weibchen ist 9 Monate trächtig, wirft drey bis vier Junge, und säugt

sie unter den hohlen Ufern sechs bis acht Wochen. Man tödtet diese Thiere wegen des Schadens, den sie den Teichen thun, und auch wegen ihres Balges, der von den Kürschnern mit 6 bis 8 Thalern bezahlt und zu Gebrämen verarbeitet wird. Der Balg ist zu allen Jahrszeiten zum Gebrauch gut. Die Jäger wissen den Fischotter mit dem Tellereisen zu fangen. Im Wasser schießen sie ihn ungern. Denn wenn er nicht gleich getödtet wird: so taucht er sich unter das Wasser, und beißt sich an eine Wurzel so fest an, daß er nicht wieder heraus kommt.

§. 128.

Der Meerotter.

Dieser ist von der Größe eines mittelmäßigen Hundes, und hat einen rundlichen katzenförmigen Kopf. In seiner obern Kinnlade sitzen sechs, und in der untern, wie bey den Robben, nur vier Vorderzähne. Die Zehen sind mit einer dicken Schwimmhaut verbunden. Der Schwanz macht den vierten Theil des Körpers aus.

Die Meerotter leben paarweise. Das Weibchen gebieret nur auf jeden Wurf Ein Junges, säugt es mit seinen zwey am Bauche liegenden Eutern und hat zu ihm eine ungemeine Liebe. Ihr Haar ist weich, kurz und schwarz. Der Kopf dunkelbraun, und an der Kehle zeiget sich ein gelber Fleck. Sie halten sich an den Küsten des Meers zwischen Asien und Amerika, unter dem 50sten und 56sten Grad der Breite auf, und nähren sich von allerley Fischen, Seekrebsen, Muscheln,

Schnecken u. s. w. Sie können gut laufen und fertig schwimmen. Auch besitzen sie die Geschicklichkeit sich im Wasser aufrecht zu halten. Auf dem Eise schlafen sie, legen sich wie die Hunde krumm, und schütteln auch, eben so wie diese, das Wasser ab. Sie haben einen scharfen Geruch und ein leises Gehör. Aber ihr Gesicht ist nicht so gut.

Der Balg des Meerotters liefert ein kostbares Pelzwerk. Aus dieser Ursache wird ihm sehr nachgestellt. Man sucht diese Thiere theils in Netzen zu fangen, theils mit Keulen todt zu schlagen, wenn sie in das Land kommen. Die besten Bälge erhält man von ihnen im März, Aprill und May. Die meisten werden nach China geschickt, wo der kaiserliche Hof zu Peking und die Vornehmsten im Reiche davon Verbrämungen an den Kleidern tragen. Das schwarze und silbergraue Fell der Meerotter wird daher sehr hochgeschätzt, und nach seiner verschiedenen Güte das Stück mit 90 bis 140 Rubel bezahlt. Die Schwänze werden zu Mützengebrämen und Handschuhen gebraucht und kosten 2 bis 7 Rubel. In Kamtschatka trägt man davon Gebräme an den Kleidern, die von weißen Rennthierhäuten gemacht sind. Das Fleisch hat keinen Geschmack und ist so zähe, daß man es mit den Zähnen nicht zerkauen kann.

Das Bibergeschlecht.

Die Thiere aus dieser Gattung haben in der obern und untern Kinnlade zwey Vorderzähne, die keilförmig

zugeschaufelt sind. Backenzähne sitzen oben viere auf jeder Seite, und unten eben so viele, auch wohl fünfe. An den Füßen befinden sich fünf Zehen. Die vordern sind getrennt; die hintern aber durch eine Schwimmhaut verbunden. Der Schwanz ist lang, am Leibe rund und haarig, und darauf platt, schuppig und kahl. Dieses Geschlecht hat nur eine Art.

§. 129.

Der Biber.

Der Kopf des Bibers ist zusammen gedrückt. Die Schnauze dick und stumpf. Der Hals kurz und dick. Die Augen sind klein. Die Ohren kurz, rundlich und behaart. Die Füße stehen etwas einwärts. Die fünf Zehen an den Vorderfüßen sind klein, mit langen scharfen Nägeln besetzt, und wie bey einer Menschenhand von

einander gespalten. Die an den Hinterfüßen sind größer, mit einer Schwimmhaut zusammen gewachsen, und haben breite stumpfe Nägel. Die Länge des Bibers hält 2½ bis drey Fuß. Der Schwanz ist halb so lang als sein Leib, breit, platt, schuppig, und wird meisten Theils wagerecht und gestreckt. Die Biber lassen aus einer einzigen Oeffnung ihres Leibes Koth und Wasser heraus, und stimmen in diesem Stück mit den Vögeln überein. Ihr Haar ist theils lang und stark, theils kurz und weich. Jenes hat eine helle kastanienbraune Farbe und einen vortrefflichen Glanz; dieses aber ist gelbbraun. Jedoch ist diese Farbe nicht allen Bibern eigen. Je weiter sie gegen Norden wohnen, desto dunkler sind ihre Haare. Es giebt daher auch Biber, die ganz schwarz sind. Bisweilen findet man auch weiße, deßgleichen weiße mit grauen Flecken und weiße mit vermischten rothen Haaren. An dem obern Flusse Missisippi unter dem 40sten Grad der Breite hat man auch ganz gelbliche angetroffen.

Der Biber wohnt in den gemäßigten und kalten Ländern, sowohl in Norden als Süden. Nur kann er die äußerst kalten und heißen Länder nicht vertragen. In Deutschland waren sie ehemals in großer Menge; jetzt sind aber nur noch einige an der Donau bey Wien und in Baiern. Viel häufiger halten sie sich in Norwegen und Schweden, in Pohlen und Rußland auf. Am zahlreichsten findet man sie in Nordamerika. Sie nähren sich vom zarten Holze, und größten Theils von

der frischen Rinde der grünen Espen, Weiden und Birken. Auch fressen sie allerley Kräuter. In Amerika giebt ihnen der Biberbaum, die Esche und der Storaxbaum eine angenehme Speise. Ihr Futter genießen sie auf den Hinterfüßen sitzend, und führen solches, wie die Eichhörnchen, mit den Vorderfüßen zum Munde. Jeder Biber hat nur ein Weibchen. Ihre Begattung fällt auf Bartholomäi, und im März wirft das Weibchen in der Burg zwey, drey, selten vier Junge und säugt sie an seinen auf der Brust befindlichen vier Zitzen. Die Jungen werden im dritten Jahre vollwüchsig, und 15 bis 20 Jahre alt.

Die Biber lieben einsame, wasserreiche und waldige Gegenden und bauen daselbst ihre Wohnungen mit einer Kunst, welche bewundernswürdig ist. Im Junius und Julius versammeln sich an den Buchten der Flüsse ganze Gesellschaften und verfertigen gemeinschaftlich ihre Wohnungen. Sie fällen in dieser Absicht Holz von Pappeln, Espen, Weiden, Erlen, Birken u. d. gl. spalten es in die Länge mittelst ihrer schief zugeschurften Vorderzähne und schleppen es nach der Baustelle. Zuerst bauen sie einen Damm, damit ihnen das Wasser nicht zu niedrig werde. Dieser Damm ist oft 100 Fuß lang, und im Grunde 10 bis 12 Fuß breit. Die Grundlage bestehet aus großen Bäumen, die sie mit ihren scharfen Zähnen sägen. Kleinere Bäume gebrauchen sie zum Pfahlwerke. Dieser Damm wird von Zweigen und dazwischen gekneteter Erde aufgeführet, und so dicht ge-

macht, daß er von langer Dauer ist. Auf dem Rücken hat er Oeffnungen, um das Wasser abzulassen. Diese Oeffnungen werden von ihnen vergrößert oder verengert, nachdem der Fluß steigt oder fällt. Die Lücken des Dammes füllen sie mit Thonerde aus, die sie mit ihren Füßen zubereiten, und schlagen sie mit ihren Schwänzen fest, die ihnen anstatt der Maurerkellen dienen. So bald die ganze Gesellschaft den Damm verfertiget hat, theilen sie sich in kleinere Haufen, um ihre Wohnungen zu bauen. Diese bestehen aus zwey oder drey Stockwerken. Das untere liegt unter dem Wasser, weil sie mit dem Hintertheile ihres Körpers gern im Wasser sind. Das andere ist damit gleich; und das dritte ist über der Wasserfläche. Der Grund bestehet wiederum aus einem Pfahlwerke von Stücken gefällter Bäume. Die Wände sind senkrecht darauf gebauet; ein rundes Dach ist darüber gewölbt, und alles mit Erde dicht ausgeknetet und dick überzogen, daß weder Luft noch Wasser eindringen kann. Gewöhnlich legen sie 10 bis 12 Wohnungen neben einander an, die von verschiedener Größe sind und 4 bis 10 Fuß im Durchmesser halten. In den kleineren Hütten wohnen 6 oder 8 Biber; in den größeren leben wohl 20 friedlich mit einander in Gesellschaft, und sitzen paarweise Männchen und Weibchen beysammen; aber so, daß der Schwanz fast immer im Wasser hängt. Der Zugänge sind an jeder Wohnung zwey, deren einer vom Ufer, der andere von dem Grunde des Wassers in dieselbe führt. Den Fußboden

bedecken sie mit der Blasenseege, mit Moose und andern Gräsern, und halten sie sehr reinlich. Denn ihres Unraths entledigen sie sich außer der Wohnung. Alle diese Arbeiten verrichten sie des Nachts. Am Tage ruhen sie in ihrem Baue auf dem Lager. Wenn das Wasser steigt oder fällt, so begeben sie sich in das höhere oder tiefere Stockwerk. Wird das Wasser zu niedrig: so erhöhen sie den Damm, oder verstopfen die Löcher, durch welche es abfloß.

Den Herbst und Winter bringen sie ruhig in ihren Hütten zu, und leben von dem gesammelten Vorrathe, den sie in das unterste Stockwerk getragen haben, darin er frisch bleibt. Im Anfange des Frühlings verlassen die Männchen, wenn die Weibchen geworfen haben, ihre Wohnung, um frische Nahrung zu suchen. Kehren aber von Zeit zu Zeit zu ihren Weibchen wieder zurück. Nach ein paar Monaten gehen diese auch mit ihren Jungen aus ihren Hütten und laufen frey herum. Im Julius und August vereinigen sie sich aufs neue ihre alten Wohnungen auszubessern, oder bauen sich neue und beziehen sie im Herbst.

Eine solche Biberökonomie muß man nur in Nordamerika suchen. In Deutschland ist sie nicht anzutreffen. Denn ob die Biber gleich gern mit einander in Gesellschaft leben: so entziehen sie sich doch der Nachbarschaft der Menschen. Sie begeben sich in stille unbewohnte Gegenden, oder hören doch auf in großen

Gesellschaften zu leben. Die Deutschen Biber machen sich also nur an Flüssen unter der Erde Höhlen, und halten sich darin paarweise auf. Diese einsamen Biber werden Gruben- oder Erdbiber genannt.

Man fängt diese Thiere in starken Netzen, Stangeneisen, Fallen und mit Hunden. Sie können auch leicht durch einen Schlag auf den Kopf getödtet werden. Wegen ihres Nutzens sind sie sehr schätzbar. Zwar hat ihr Fleisch einen sehr schlechten Geschmack, und wird nur von einigen wilden Völkern, und bisweilen auch in Klöstern gegessen. Inzwischen hält man doch den Schwanz für einen Leckerbissen. Er wiegt ungefähr 4 Pfund, und wird von Liebhabern wohl mit einem Dukaten bezahlt, die ihn wie Fische kochen und zubereiten lassen. Allein ihr größter Nutzen bestehet in ihren Fellen, die unter die kostbarsten Pelzwerke gehören. Der Balg ist in dem dritten Jahre ihres Alters recht schön; aber nur im Winter am besten zu gebrauchen. Je schwärzer er ist, desto höher wird er geschätzt. Er dient zu Verbrämungen, und wird auch wohl zu Mützen gebraucht. Die Haare auf den Fellen sind theils lang, fest und glänzend, theils kurz, wollig und seidenartig. Man pflegt sie daher sorgfältig von einander abzusondern. Die langen werden zu feinen Tüchern, Strümpfen, Handschuhen u. s. w. genutzt. Das kurze Wollhaar aber gebrauchen vorzüglich die Hutmacher. Ein erwachsener Biber hat ungefähr 1½ Pfund Haare. Das Pfund wird mit 8 bis 10 Thalern bezahlt. Wegen

dieses hohen Preises werden anjetzt sehr selten ganze Kastor- oder Biberhaarenhüte verfertiget. Die meisten, die unter diesen Nahmen verkauft werden, sind mit feiner Wolle und Hasenhaaren vermischt. Ein Pfund Biberhaare wird gewöhnlich zu 12 Hüten genommen. Man kann also leicht denken, daß zu einem Hute nur 2 Loth kommen, das übrige ist ein Zusatz von fremden Haaren. In Bauzen sollen ganze und halbe Kastorhüte gemacht werden. Das Stück von jenen kostet 6 bis 8 Thaler. Die rothen Cardinalshüte bestehen aus lauter Biberhaaren. Sie werden größten Theils in England verfertiget. Das Stück davon wird mit 30 bis 40 Thalern bezahlt.

Der Preis von einem Felle richtet sich sowohl nach der Farbe als nach seiner innern Güte. Ein guter Biberbalg kostet 8 bis 12 Thaler. Sie werden in frische, trockne und fette eingetheilt. Frische heißen diejenigen, welche man von Bibern erhält, die im Winter sind gefangen worden. Die im Sommer getödteten Biber geben nur trockne und magre Felle. Von diesen werden nur die Haare meisten Theils zur Verfertigung der Hüte gebraucht. Die fetten Häute nennet man diejenigen, welche die Wilden eine Zeit lang getragen oder darauf gelegen haben, und die also von ihrem Schweiße gleichsam fett geworden sind. Diese werden für die besten gehalten und vorzüglich zu Pelzwerken verarbeitet.

Mit den Fellen und den Haaren der Biber wird ein starker Handel getrieben. Aus Nordamerika wird jährlich eine unglaubliche Menge nach Europa geführt. Aus Sibirien kommen keine zu uns. Die Sibirischen Biberfelle gehen nach China, wo das Stück mit 30 bis 50 Rubeln bezahlt wird.

In besondern Beuteln am Schambeine bey den Männchen und Weibchen wird ein widrig riechendes schmieriges Wesen abgesondert, welches man Bibergeil nennet. Dieses wird nebst dem ausgelassenen Fette in den Apotheken gebraucht. Ein männlicher Biber giebt etwa 4 Unzen Bibergeil. Man hält es in verschiedenen Nervenkrankheiten für ein gutes und sehr wirksames Mittel. Die Zähne von diesen Thieren wurden ehemals auch als eine Arzeney geschätzt, jetzt werden sie aber nur beym Vergolden gebraucht. In ihren Talgdrüsen wird eine gelblichweiße Feuchtigkeit zubereitet und aufbehalten, welche in der Kälte so steif wie Schweineschmalz wird. Die Russen gebrauchen diese Feuchtigkeit äußerlich als ein Hausmittel. Die Weiber der Wilden in Canada schmieren damit ihre Haare ein. Die Talgdrüsen selbst stehen mit den Beuteln, in welchen der Bibergeil befindlich ist, in keiner Verbindung.

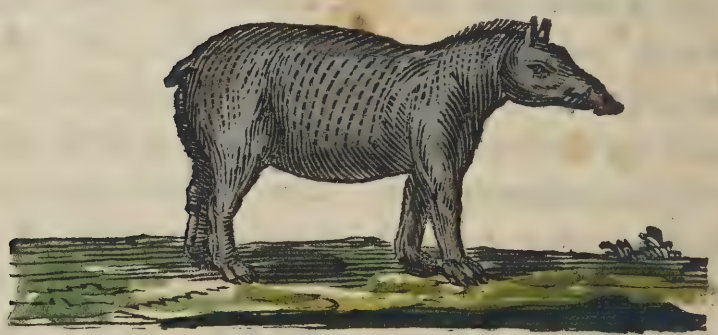
Das Tapirgeschlecht.

Diese Thiere verdienen wegen ihrer Größe bemerkt zu werden, wenn sie auch gleich den Menschen keine sehr

nützliche Producte liefern. Sie haben in beiden Kinnladen zehn stumpfe Vorderzähne. An den Vorderfüßen vier und an den hintern drey stumpfe Klauen. Durch diese Merkmale werden sie am leichtesten von allen andern großen Thieren unterschieden, die zu einem andern Geschlechte gehören. Sie können gut schwimmen, auf dem Boden der Flüsse unter dem Wasser gehen, und darin eine Zeit lang aushalten. Wir haben daher kein Bedenken getragen, sie zu den Thieren zu rechnen, die im Wasser und auf dem Lande leben. Man kennt von diesem Geschlechte nur eine einzige Art.

§. 130.

Der Tapir.



Er erreicht die Größe einer mittelmäßigen Kuh und hat in der Bildung seines Leibes einige Aehnlichkeit mit dem Schweine. Die Nase ist in einen dünnen beweglichen Rüssel verlängert, der über die untere Kinnlade merklich hervorragt, und ihm besonders zum Anfassen einiger Dinge und zum Abreissen des Grases dient. Die

Beine sind kurz und dick. Der Schwanz ist unbehaart und ebenfalls sehr kurz. Die Farbe der Haare ist braunroth.

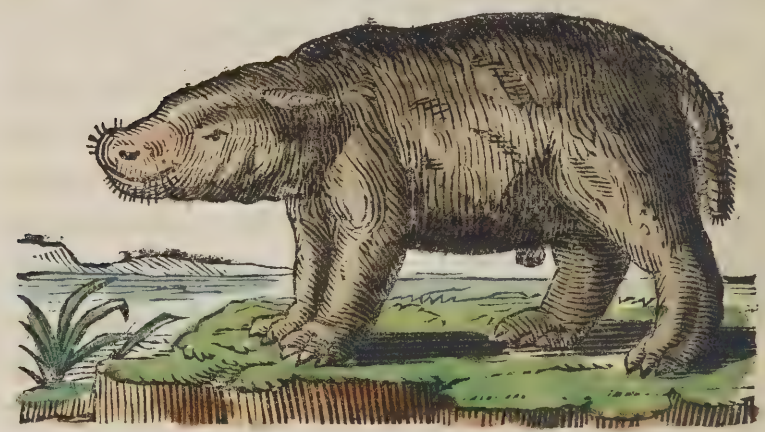
Der Aufenthalt des Tapirs sind die Gegenden in den Wäldern und an den Flüssen von Südamerika. Bey Tage schläft er in den dichtesten Wäldern in Sümpfen und schlammigen Gebüschen. Des Nachts gehet er seiner Nahrung nach, die in Grase, Zuckerrohr und andern Pflanzen bestehet. Von Natur ist er mild und furchtsam. Er thut weiter keinen Schaden, als daß er die Zuckerplantagen bisweilen besucht. Bey einer Gefahr gehet er gleich ins Wasser und sucht sich mit Schwimmen und Untertauchen zu retten. Die Amerikaner essen sein Fleisch und nutzen auch sein Fell. Diese Thiere halten sich nicht in Gesellschaft zusammen. Man siehet nicht leicht zwey bey einander, außer zur Zeit der Paarung. Ihr Alter erstreckt sich auf einige 30 Jahre.

Das Geschlecht der Fluß- oder Nilpferde.

Die Thiere aus diesem Geschlechte haben in der obern Kinnlade vier Vorderzähne, die paarweise von einander entfernt sind; in der untern sitzen sechse, die etwas voraus stehen. Die einzelnen Eckzähne sind unten größer als oben. Die Füße haben oberhalb gespaltene Klauen; unten aber sind sie ganz ungetheilt. Auch von diesem Geschlecht giebt es nur eine Art.

§. 131.

Das Flußpferd.



Dieses Thier, welches auch das Nilpferd und der Flußochse genannt wird, ist äußerst plump und wiegt 3½ tausend Pfund. Nach dem Elephanten ist es das größte Landthier. Denn es ist 17 Fuß lang und beynahe 7 Fuß hoch. Es hat einen dicken und unförmlichen Kopf, der einem Ochsenkopfe ähnlich ist. Der aufgesperrte Rachen ist fürchterlich groß. Die Zähne darin sind eine Elle lang und 6 bis 7 Pfund schwer. Die Augen und Ohren sind klein. Um das Maul stehen steife Haare. Die Haut ist Daumens dick und schwärzlich mit weißen Haaren dünne bedeckt. Der Schwanz kurz und etwas schuppig. Die Gestalt des Körpers gleicht dem Schweine und die Masse dem Elephanten. Mit dem Pferde hat es keine Aehnlichkeit. Seine wiehrende Stimme ist ihm nur etwas gleich.

Sein Aufenthalt sind die Gegenden um die Flüsse in Afrika und um den Nil. Um diesen Fluß ist es anjetzt nicht mehr so häufig als ehemals. Denn es fürchtet sich vor dem Schießen und den Feuergewehren, und verläßt daher aus Furcht eine Gegend, wo sie gebraucht werden. Dieses Thier kann sowohl im Wasser als auf dem Lande leben. Es gehet gewöhnlich unter dem Wasser und steckt nur bisweilen den Kopf heraus. Am Tage genießt es gemeiniglich der Ruhe. Des Nachts hält es sich auf dem Lande auf, und sucht seine Nahrung, die in Zuckerrohr, Reis und andern Gewächsen bestehet. Es ist sehr schlau und wittert die Gefahr von ferne. Man schießt es, wenn es den Kopf aus dem Wasser hervor steckt, oder fängt es des Nachts in Gruben.

An sich ist es ein stilles, ruhiges und friedsames Thier. Wenn es aber beleidigt wird: so kann es äußerst wüthend und gefährlich werden. Das Männchen hat mehrere Weibchen. Diese werfen ein Junges außerhalb des Wassers und säugen es im Wasser an zwey Eutern, die sie zwischen den Hinterbeinen haben.

Den Schiffen auf dem Nil soll dieses Thier gefährlich seyn, weil es sie mit seinen langen Zähnen von unten durchbohrt. Ihr Fleisch wird gegessen. Das aus der untern Kinnlade soll besonders sehr gut schmecken. Auch rühmt man die geräucherte Zunge von diesen Thie-

ren wegen ihres vortrefflichen Geschmacks. Man erhält auch von ihnen viel Speck. Ein Stück giebt an die tausend Pfund. Aus demselben wird ein guter Thran bereitet. Die Zähne sind sehr hart und weiß. Mit den kleinen Stückchen davon kann man Feuer anschlagen. Sie haben einen größern Werth als die Elephantenzähne. Denn sie geben uns ein besseres Elfenbein, als das, was man von diesen erhält. Die starke Haut von diesen Thieren wird ebenfalls genutzt. Wenn sie gegärbt ist: so kann sie, wie die vom Nashorn, zu Spießruthen, Spazierstöcken, Panzern und Schildern gebraucht werden.

Druckfehler.

S.	1	Z.	13	statt sey lies seyn.
—	10	—	7	— worauf — woraus.
—	38	—	2	— auflößt — aufstößt
—	41	—	24	— diese — durch die
—	54	—	26	— Mir — Mit
—	61	—	16	— den — die
—	66	—	2	— Zeglan — Zeylon
—	123	—	10	— Butter — Blätter
—	132	—	19	— vermindert — vermieden
—	167	—	19	— Prosien — Persien
—	172	—	8	— mild — wild
—	175	—	7	— Schmelz — Schmalz

Andere Fehler, die wegen der Entfernung des Druckorts sich in dem Texte noch befinden möchten, wolle der geneigte Leser selbst verbessern.

Dieses Blatt wird am Ende des Werks gebunden.

#10944(9)
21-035
HSSSZ
cp1=5 1P BQ
UON
1/9

maa [illegible]

9 Bände komplett

1 mit 399 landcolor

Poelderm

556 K K I

Bd 1	89	
2	52	
3	49	
4	86	
5	29	
6	44	
7	~~69~~	68
8	31	
9		
	399	